Müde Seelen.

ARNE GARBORG.

Müde Seelen

Roman.

Deutsch
von
Marie Herzfeld.

Zweite Auflage.

Berlin
S. Fischer, Verlag
1897.

Einleitung.

(5./6. 85. Mitternacht.)

„Freunde sind eine schlechte Race. Sie taugen zu nichts weiter als mit uns zu speisen und an unserem Grabe den Kopf hängen zu lassen. Endlich sind wir den losgeworden, seufzen sie, und in ihrer Freude sind sie imstande und schießen für die Witwe hundert Kronen zusammen.“

So (ungefähr) sprach ich heute nachmittags beim Burgunder zu Advokat Jonathan (er hat Verbindungen, der Mensch! echter Burgunder), und er begann darauf in seiner gewöhnlichen Art zu moralisieren.

„Ein stolzer Mann richtet sich so ein, daß er keiner Freunde bedarf,“ sagte er.

„Na, ich habe ihrer bei Gott bedurft,“ meinte ich, „und ich brauchte sie noch bis zum heutigen Tag; aber . . . es geht mit ihnen wie mit den Konstablern: wenn man sie nötig hat, so — Ich frage mich oft, wo sie eigentlich hingeraten?“

Georg Jonathan liebkoste seinen Backenbart und sagte mit einer leichten Anspielung auf meine sich entwickelnde Glatze:

„Ebenso gut könnten Sie fragen, wohin Ihr Haupthaar gerate, lieber Freund. Es fällt ganz einfach ab. Eins nach dem anderen. Sie merken es nicht. Bis Sie eines schönen Tages entdecken, daß Sie sich

eine Perrücke anlegen müssen . . . alias einen Whistklub arrangieren.“ —

— — „Ja, ja; sie fallen ab. Oder ebenso gut: man „wächst durch sie hindurch“, schüttelt sie ab, in demselben Grade, als man selber wächst. Ich vermisse sie — o freilich! — hie und da; wenn ich sie aber wieder zu kriegen vermöchte, so würde ich sie nicht brauchen können. Treffe ich nun einen von ihnen, so weiß ich nichts anderes zu sagen als: „sollen wir zu Ingebret und einen Absinth nehmen?“ — Bei Ingebret sitzen wir dann ein Stündchen und reden von Wind und Wetter und vom letzten Skandal, und wir fühlen beide, wie zwischen mir und ihm gleichsam ein Hohlraum hängt. Wenn wir dann eine Weile so gesessen sind und in dieser Empfindung uns gefühlt haben, erheben wir uns und sagen mit einer gewissen Erleichterung: „Adieu, alter Junge, und Gott mit Dir!“

Freundschaft, das ist die feinste Art von Egoismus, viel feiner als die Liebe, z. B.: man will sich da gegenseitig nur geistig aufessen. Nichtsdestoweniger ist das Ende davon doch, daß man einander ganz verzehrt hat, worauf man die Reste auf den Beinhaufen wirft. Ich kann auf verschiedene abgenagte Skelette zurückschauen, die ich auf den verschiedenen Stadien meines Lebens von mir geschleudert; ich selbst liege, wie ich mir denken kann, wohl auch auf manchem Knochenhügel.

Wirkliche Freunde hat man bloß in den Flegeljahren, ehe man sein erstes Mädchen erobert. Na, meinetwegen: auch bis man an die zweite geraten; denn die erste ist noch so interessant, daß man jemanden haben muß, um über sie zu reden und über seine

eigenen merkwürdigen Anlagen im Don Juan-Fach. Sobald man aber die zwanzig Jahre überschritten hat, beginnt man auszuwachsen und Härten und Kanten zu kriegen, und dann fangen jene Reibereien an zwischen Freund und Freund, die zu Bruch oder Trennung führen. Freunde, welche dazu taugten, sich unsere Liebesnot vorklagen zu lassen, — die giebts für einen achtunddreißigjährigen Menschen wohl nicht. Anstatt zu schweigen und zu nicken und zu verstehen, sagen sie: „haha, pah! so eine Weibergeschichte! wirst Dir doch davon nicht gleich die Abzehrung holen!“ — oder sie unterbrechen Dich und erzählen ihre eigene letzte Liederlichkeit, — eine Historie aus einer ganz anderen Gegend; oder sie thun die Sache mit ein paar nichtssagenden Worten ab, „um auf etwas anderes zu kommen: was denkst Du über das Ministerium Sverdrup?“

Aaah! —

— — Pst! Schritte auf der Treppe! — — Unsinn! — Ein gutes Glas voll Toddy und dann ins Bett . . .

*

(Sonntag Vormittag.)

— — Georg Jonathan ist ein intelligenter Kamerad und ein eleganter Bursche, den ich liebe. Jedoch Vertraulichkeit —? nein, nein. Seine kalte „englische“ Miene ladet nicht dazu ein, und er interessiert sich gar nicht für Einzelfälle. Für ihn wird jede Liebesgeschichte zu einem „gesellschaftlichen Problem“. „Wenn die Weiber einmal intelligenter sind . . . wenn sie einmal begreifen lernen, daß sie nur ein Leben haben und in diesem einen Leben nur eine Jugend . . .“ — das

hilft ja mir nichts. Sie war nun einmal nicht so intelligent; folglich gehe ich herum und seufze; nichts ist mir so tödlich gleichgültig wie die Frage, was die „Frauen“ im nächsten Jahrhundert thun und denken werden. —

— Ich gräme mich über mich selbst, über sie, über die ganze Welt. Diese kleine lächerliche Geschichte, die gar keine Geschichte ist, hat das ganze Dasein für mich aus seiner Spur gebracht. Ich war ein ziemlich „stolzer“ und resignierter Mann nach Georg Jonathans Recept; es brauchte aber nicht mehr als das und die „Resignation“ ging „flöten“.

Die Resignation war Humbug. Bis zum 30. Jahr kann man herumspazieren und sich trösten und damit beruhigen, daß in Zukunft die Leute einmal glücklich sein werden; doch wenn man sich den Vierzigern nähert, so beginnt eine Stimme im Innern lauter und lauter zu reden —: „du, du, du selbst solltest ja leben!“ — —

Ich bin ein Ton, eine einzelne, arme Melodie, die verlangt, danach verlangt, harmonisiert zu werden. Das musikalische Ohr meiner Seele wird bis zum Wahnwitz gequält, daß es immer und ewig diese eine, dünne, unisono Melodie in der Wüstenluft des Lebens hört . . . Sie war für mich die Harmonisierung, — leider nicht ganz, nicht voll genug . . . und nun klingt die einsame Melodie noch einsamer, trüber, gottverlassener durch mein verödetes Dasein hin.

(Abends.)

— — Wäre es noch eine rechte Liebe gewesen! Aber das ist gerade das Lächerliche und Unmögliche an meinem Unglück, daß ich nicht einmal wirklich liebte.

Nichts à la Romeo. Nichts à la Werther. Dies ist das Schlimme daran, wenn man mehr als 30 Jahre alt ist: unsere Liebe ist nicht mehr blind.

Ich war erbärmlich verliebt, doch meine Augen blieben offen. Ich sah mit leidenvoller Klarheit alle ihre Mängel, alles, was im Wege stand. Wenn ich meine letzte grausame Dummheit könnte ungeschehen machen, und wenn ich noch so sicher wüßte, sie liebe mich ... würde ich? wagte ich ..? — Ich glaube nicht. Obschon —— Ja, wenn aber die Sachen wie damals stünden? — Nein. Ich wäre nicht Mannes genug. Es ist eine schmerzliche, kranke, gespaltene Liebe, eine Auflösung in meinem Leben; Sinne und Seele gefangen und gefesselt, doch das Bewußtsein kalt, klar und spöttisch, — schamvoll erbittert über diesen Zauber, den ich doch nicht überwinden kann. —

Wer könnte so was verstehen? Wer unter diesen grobzugehauenen, kurzgewachsenen, naiven Matrosenseelen und Bohemiens, Georg Jonathan mit eingerechnet ...

Unsinn. Ich werde thun, was ich zu thun pflege; ich werde Verfasser spielen —: mich dem Papier anvertrauen. Das ist zum mindesten rein. Und vielleicht könnte daraus einmal ein Roman werden? — Alle meine vorigen Aufzeichnungen liegen ungebraucht; ich ward ihrer überdrüssig; die Energie ließ nach .. aber diesmal —? Wer weiß. Wenn ich eines Tages so alt bin, daß ich absolut gar nichts mehr habe, um mein Leben auszufüllen, nehme ich mich vielleicht dennoch zusammen ... Jedenfalls will ich schreiben; das erleichtert, hilft. Ich bilde mir ein, ich schreibe für jemand, vertraue mich jemandem an, und das ist für den Augenblick die Hauptsache.

— — Wenn sie heute Nacht nur nicht gar zu bitterlich draußen schluchzte . . .

*

(Sonntag Morgen.)

„Meine Sünden sind
Wie Sand am Strand. . .“

Noch eine Halbe Bier. — —

— „Er sucht einen Mörder.“ Unter diesem Titel könnte ich eine Farce-Tragödie schreiben, mit mir selbst als Helden.

„Mörder gesucht.

„Ein tüchtiger und geübter Mörder kann etwas
„zu thun bekommen. Erkleckliches Douceur vor-
„läufig beim Todeskandidaten zu erheben. Ohne
„die besten Anempfehlungen hülfe es nichts, sich
„zu melden. Näheres bei der Exp.“

— Blödsinn; das taugt nichts.

Wink!

„Hungernde Kunsteleven, Litteraten u. s. f.
„werden hiemit aufmerksam gemacht, daß ich
„immer hundert Kronen (gut versteckt) bei mir
„trage, und nebstbei einen an einen Freund
„adressierten Brief, aus dessen Inhalt hervorgeht,
„daß ich durch meine eigene Hand gestorben
„bin . . .“

Pfui! Albernheit. Wahnsinn. Alkoholismus. Noch eine Halbe Bier — —

„Meine Sünden, sie sind
„Wie Sand am Strand,
„Wie Staub, welcher tanzet
„Im Lichte.

„O löse mich, Gott, aus der Sünde Band
„Und mache den Satan
„Zunichte.
„Du lässest mich nimmer
„Der Qual ohne Rast,
„Der Du mich geschaffen hast.
„O gönne mir Deiner Gnaden Hort
„Bei Gerichte!“

Weinen. Beten. Madonna, heilige Jungfrau, Du Gebenedeite, Du reine Frau, die dennoch versteht, Du Schmerzensreiche, neige Dein Antlitz gnädig meiner Not! . . . Was mein armes Herz hier banget, was es zittert, was verlanget, weißt nur Du, nur Du allein!

Ich will zu meinem Beichtvater gehen. Ich will vor ihm bekennen, daß ich wieder der verlorene Sohn gewesen, der mit den Schweinen aß und mit den Pferden trank und daß ich schließlich — oh! nicht einmal Mathilde! . . . Gott mache einen Strich darüber, einen schrecklich dicken Strich. Noch ein Glas Bier . . .

— — Es geht nicht. Es geht ganz einfach nicht. Diese vermeintliche Kur ist schlimmer als die Krankheit selbst. Ich werde einfach ein Idiot, verrückt . . .

— Elend, herzenswund sitze ich unter den „Banditen“ und fühle Schmerz um sie; in der ärgsten, wildesten, hundewitzigsten, schweinegemütlichsten Gesellschaft dürstet meine Zunge danach, ihren Namen zu nennen, etwas sagen zu dürfen, das an sie erinnerte, das in ihre Nähe führte, etwas zu sagen, das mich verraten könnte, meine lächerliche, lächerliche Liebe verraten; aber sie sind gemein und gottlos und reden von Dirnen und Blaustrümpfen und anderen gleichgültigen Dingen, und Blytt

macht lüderliche Witze und Bjölsvik brüllt vom Satan und seinem Pumpenschwengel . . . Ich trinke und trinke und verschlucke meine Qual, bis ich nicht länger kann; springe auf und gehe meines Weges; zu Mathilde, Mathilde . . . Das armseligste Frauenzimmer wird meinen Jammer ja besser verstehen, als diese gemeinen Mannsleute. — Natürlich ist sie nicht daheim, die Gans; gerade heute Abend nicht daheim; ich wahnsinnig; keine Rede davon, daß ich jetzt in die tugendhafte, fade Homansby gehe; ich muß jemanden treffen, muß schwätzen, radotieren, mein blutend Herz vorzeigen, und wäre es auch einer . . . pfui! —

— Ich will über sie schreiben. Alles über sie schreiben. Es noch einmal durchleben. Mich reinigen, mich in all dieser Reinheit fühlen . . . Mich zusammennehmen, den ersten Entwurf zu meinem Roman aufsetzen. Sammeln, ordnen all die Notizen und Eindrücke, die ich im Verlauf des letzten Jahres aufgekritzelt . . . ja! ein labender Einfall. Von ihr schreiben, alles, alles von ihr, untertauchen und ertrinken in diesen kleinen, seltsamen, schönen, dummen Erinnerungen; dann brauche ich nicht mehr . . . Und während dessen sitzt sie da, hinter mir und schaut über meine Schulter, sieht mit ihren dunkeln, tiefen Augen verwundert herab auf diese merkwürdigen Dinge. O, ich fühle sie wohl; sie ist hier; besonders am Abend; da höre ich gar oft ihren Atemzug um mich . . . Das ist eine Art, mich mit ihr in Rapport zu setzen, mit ihr zu korrespondieren . . . Herrgott, ich bin ja verrückt! Warum es da nicht ebenso gut gleich ganz sein!

Die Thür ordentlich versperren! Jeden Abend soll das meine Arbeit und meine Gesellschaft sein; da mögen die „Banditen“ bleiben, wo sie wollen.

Gerettet also! vorläufig. — —

*

— — Ah, diese alten Notizbücher mit ihrer halb unleserlichen Bleistiftschrift, und all diese lächerlichen losen Papierstücke, Couverts, Rückseiten von Briefen, großen Folioblätter und kleinen feinen leichten Blätter . . . auf welche ich in einsamen Stunden die Eindrücke, Erlebnisse, Einfälle, Stimmungen des Tages hingekritzelt habe! Fast jedes Fetzchen und jede Notiz hat seine eigene Erinnerung; das hier ist in dieser oder jener Spelunke niedergeschrieben, in welcher ich allein da saß und auf den richtigen Stundenschlag wartete oder mich ärgerte, daß ich diesen Abend nichts zu erwarten habe; jenes dort wurde auf einem Stein droben im Frognerwald oder auf einem Baumstamm draußen in Ekeberg aufgezeichnet, während ich dasaß und zu vergessen suchte; dieser stammt wieder von einer einsamen Mitternachtsstunde daheim in meiner Kammer, als ich beim letzten Glas und der Cigarrette den vorhergehenden Tag Revue passieren ließ. Unbestimmte, sentimentale Stimmungsdämmerungen steigen aus diesen mannigfaltigen Kritzlereien empor und hüllen mich in einen weichen, lauen Nebel ein . . .

Erster Teil.

I.

— — Diese vollständige Ruhe, ja, Kälte, wenn ich mit ihr beisammen bin, wenn sie wirklich da ist!

Das ist fast merkwürdig. Bin ich denn so alt? — Sie ist nämlich schön. — Na, das kommt wohl einfach daher, weil ich in ihrer Nähe allzu klar sehe, „wie sie ist“; dann existiert nicht länger irgend ein idealisierender Abstand, keine verfälschende Luftschicht, welche ferne Höhen so romantisch macht.

Ausgezeichneter Gedanke von mir älterem, müdem Herrn, mir so eine Art von geistiger Ehe zu arrangieren, so ein ideales Verhältnis, in dem nicht die Spur von dem gewöhnlichen, gemeinen ist, von dem, was der erste beste Esel mit der ersten besten Eselin zusammenbringt: Erotik! — Das Verhältnis hat einen ganz eigenen Reiz. Man fühlt sich frei; sie hat gar keinen „Anspruch“, — diesen ekelhaften, plagenden Anspruch, den die Geliebte an den Liebhaber besitzt; man geht und kommt, sobald man will, ist, wie man will; es kann da keine Rede sein von „Betrug“ oder Verdacht, also auch keine Scenen, oder überhaupt nicht von irgend welchem derartigen Unsinn, wie man ihn mit einer Geliebten immer hat. Freiheit ist ja doch das größte Gut.

Und dabei nichtsdestoweniger etwas so gewiß Pikantes, etwas so gewiß Unsicheres, Vielversprechendes.

Schon das Eine, seine alten, abgebrauchten Zechbrüder gegen ein junges, vernünftiges Weib umgetauscht zu haben, ist ein kolossaler Profit. Es ist am Weibe ein Stimulans mehr, etwas Eigentümliches, dieses „Weibliche“, das eine seltsam belebende Wirkung auf den Mann ausübt, etwas, das zugleich reizt und beruhigt, eine Art behagliche Sentimentalität erweckt und dabei alle unsere stolzeren Instinkte wach hält. Dies

ist's, was im Grund genommen mich auf diese merkwürdige Idee brachte; so ein alter Junggeselle wie ich empfindet ja oft genug den Mangel des frauenhaften (im Gegensatz zum dirnenhaften) Elementes in seinem selbstgewählten Umgang.

Das gerade ist das ganz Eigentümliche und Gefällige an diesem Mädchen, daß sie so völlig frei ist von allem, was an das Dirnenhafte erinnert. Sie wirkt kühl, fast streng; ohne zimperlich zu sein, hat sie in ihrem Wesen dieses Ferne, dieses Unberührbare; sie ist wahrscheinlich nicht sehr warmblütig. Da ist nichts von dem Klebrigen, Kleisterigen, das die meisten jungen Mädchen haben, — die beständig herumgehen und das Wunderbarste erwarten und Einem, ehe man es merkt, am Halse hängen. Es ist etwas Mageres und Blasses und fast Eckiges an dieser, und um ihren Mund liegt ein kleiner, leichterweckter Zug von etwas Spöttischem, das ziemlich abweisend wirkt. (Sie lacht zu viel; das ist schlimm . . . Na, etwas Vollkommenes findet man eben nicht.) Sie ist im ganzen ihrer selbst sehr sicher und hat ohne Zweifel ein höchst bestimmtes Gefühl des eigenen Werts. Sie wird nicht zu fassen sein, indem man nach ihr die Hand ausstreckt; das macht sich ja eben so gut an ihr. Ich, der ich dieser runden, weichen Mädchen und der leicht verständlichen Koketterie ein wenig satt bin, ich fühle mich ordentlich angezogen von diesem etwas Englischen, etwas Gouvernantenhaften, das ich ja eigentlich in Grund und Boden nicht mag. — Darum kann ja da von einer wirklichen Verliebtheit auch nicht die Rede sein. (Spätere Anmerkung: hahaha!)

Aber die großen dunkeln Augen, die Augen einer Brustkranken, stehen in einem sonderbaren, irritierenden Gegensatz zu ihrem übrigen Wesen, plaudern aus, daß vielleicht dennoch ein Vulkan unter diesem Schnee kann verborgen liegen und daß das „ihrer selbst Sichersein“, dem Mann gegenüber auch andere Ursachen haben könnte. Im ganzen, an diesen Augen ist etwas, das Einen unsicher macht. Wahrscheinlich ist sie, was sie zu sein scheint; aber absolut unmöglich wäre es nicht, daß sie eine der geschickteren Koketten ist.

Ein Backfisch ist sie jedenfalls nicht, die gute Dame; dazu hat sie eine viel zu unangefochtene Art, über gewisse Dinge zu reden, und verrät obendrein eine nicht unbedeutende Kenntnis von ihnen. Unglaublich, wie verschieden sie von dem kleinen naseweisen Ding ist, das seinerzeit mit meinem albernen Freund Aas herumstelzte; sie hat einstweilen dies oder das durchgemacht. Unangenehm frauenzimmerhaft wirkt es, wenn sie mich glauben machen will, sie habe niemals eine Liebesaffaire gehabt; — das sagen sie alle. Ich bin überzeugt, wenn man eine Witwe mit sieben Kindern heiratete und man sie nach der Hochzeit fragte, ob ihr eine derartige Geschichte schon früher passiert, — sie würde unwillkürlich rufen: „aber ich versichere Dich, nein! wie kann Dir nur so etwas einfallen?“

Na, wie es sich auch verhalten mag —: für mich ist die Sache klar. Ich habe nichts übernommen und will nichts übernehmen. Es ist eine Kameradschaft auf ganz gutem Fundament. Wenn ich sie aussondiert habe, kann ich mir's noch immer überlegen; finde ich, daß es der Mühe lohnt, mag man ja weiter gehen;

im entgegengesetzten Fall löst sich alles von selber auf. Vorläufig bin ich glücklich, etwas zu haben, das bis zu einem gewissen Grad mich beschäftigt hält; „leben" heißt ja nichts anderes als beschäftigt sein. — —

II.

„Und dieses Leben haben Sie wirklich so ausgehalten? Jahraus, jahrein . . . nicht eine einzige Geschichte, die Sie wirklich gefangen nahm?"

„Offenbar habe ich es ausgehalten."

„Unglaublich!"

„Aber wahr."

Pause. Dann lachte sie und sagt:

„Als ich klein war, meinte ich natürlich, mein Dasein würde ein interessanter Roman werden. Mit Prinzen und Grafen und allem Möglichen . . . Und dann ist eben nur dieser elende Unsinn daraus geworden, ohne Spur von einem Zusammenhang. Nicht um einen halben Schilling Sinn oder Interesse darin. Und derartig soll es weiter gehen. (Ich: „hm, hm!") Ja wohl; es wird nicht anders, nur schlimmer und schlimmer, je älter ich werde. So versuche ich denn mir einzubilden, dies sogenannte Leben hier, das sei bloß der erste Teil des Romans; und im ersten Teil, wie Sie wissen, geht es oftmals ziemlich verkehrt her; man begreift nicht das geringste; eins sieht nur dümmer aus als das andere; aber erst wenn man in die anderen Teile kommt, beginnt man zu verstehen, und schließlich, wenn man mit allen fertig ist, erscheint uns der Zusammenhang im ganzen. So denke ich mir denn, daß wir viele Leben leben, von einem Sternball zum andern

ziehen („Ah, Sie haben wohl Flammarion gelesen?"), und auf diese Art würde mein Dasein doch ein interessanter Roman, — verstehen Sie."

„Dazu will ich nur bemerken, daß ich, was mich selbst betrifft, am ersten Teil des Romanes mehr als genug haben werde!"

„Ja aber ich glaube an Flammarion! Ich will an ihn glauben!"

„Nur zu! Der Glaube ist's, der selig macht!"

„Ah, sind Sie langweilig! Glauben Sie wirklich nicht an Flammarion! — O, bitte, sagen Sie, daß Sie glauben, sagen Sie, daß Sie auch daran glauben!"

„Nein, meinertreu nicht!"

„Ah, wie Sie unangenehm sind!"

„Aber das kann Sie doch nicht mehr hindern, selbst zu glauben?"

„Ja; ich glaube nämlich auch nicht recht daran." (Gelächter.)

*

(Vor der Wergeland*)-Statue.) Sie: „Ist es nicht das Größte auf Erden, ein Dichter zu sein?!"

Ich: „Oh . . . Was hat er z. B. damit erreicht? Wer liest ihn denn? — ein paar Litteraturkenner. — Was hat er durchgesetzt? Er hat die Juden im Lande eingeführt; das ist wohl so ziemlich das meiste. Seine übrigen Ideen tauchten unter und ertranken in Romantik

*) Henrik Arnold Wergeland, einer der bedeutendsten Dichter Norwegens, geb. 1808, † 1845; durch seine übermächtige Phantasie und seine Formlosigkeit der Menge fremd; populär durch seine Thätigkeit als Erzieher und Führer des Volks. U. a. Vorkämpfer der Judenemanzipation und des Norwegertums.

und Pfäfferei; nicht Henrik Wergeland, sondern Hans Hauge*) hat das norwegische neunzehnte Jahrhundert geschaffen. — Nein, nein, es nützt nicht viel. Man muß mit dem Messer schreiben . . . und nicht Tinte verwenden, sondern Blut . . . wenn man auf diese Wollbündel Eindruck machen will, die die Menschen statt des Gehirns in ihren Schädeln tragen."

*

Sie (mit einem Aufschrei): „Ist's möglich? Sind Sie wirklich in Paris gewesen? O, erzählen Sie, erzählen Sie ... O, Sie glücklicher Mensch, der wirklich in Paris gewesen!"

Ich: „Von Paris erzählen? — nja . . . es sind eben eine Menge Straßen und einige davon sind sehr lang. Einige sind auch sehr breit, mit Alleen zu beiden Seiten, sie heißen Boulevards."

Sie: „Ja, und dann giebt es ja dort eine solche Menge großer, strahlender Läden mit Seide und Gold und Diamanten . . . wirklichen, echten Diamanten . ."

Ich: „O ja; recht hübsch. Und dann haben sie dort diesen großen Platz mit dem Obelisken und den großen Steinfiguren, und viele andere große Plätze, und hernach die Seine!"

Sie: „Ja, die Seine! Die muß großartig sein!"

Ich: Mindestens viermal so breit wie der Akerselv und mindestens achtmal so schmutzig."

Sie (enttäuscht): „Schmutzig —?"

*) Hans Hauge 1771—1824, Gründer einer Pietistensekte, die über ganz Norwegen verbreitet ist und welche den Priesterstand nicht mehr für notwendig hält.

Ich: „Entsetzlich. Ganz gelbgrün. — Ja, Paris ist prächtig. Ich gedenke noch öfters hinab zu reisen, besonders um schöne Damentoiletten zu sehen!"

Sie (unsicher): „So?"

Ich: „Ja. So eine wirklich elegante Damentoilette, schauen Sie . . . das wirkt ganz einfach wie eine musikalische Komposition; nur Rhythmus, Harmonie, graziöse Bewegung; es packt mich beim Herzen, um die Wahrheit zu sagen, ganz wie so ein wollüstiger, anmutiger, hinschmelzender Akkord . . . warm und weich und fein und zart und . . . Teufel, ich finde nicht die Worte. Aber es ist eben schön. — Na, ein elegantes Herrenkostüm kann sich ja auch gerade sehen lassen, aber Herrenkostüme sind und bleiben nun einmal etwas Poesieloses; der Frauenkörper mit seinen sanften Wellen und musikalischen Rundungen ist doch auch ein ganz anderes dankbares Thema zum Komponieren als der strenglinige, architektonische, ernsthafte Leib des Mannes."

Pause.

Ich (fortfahrend): „Aber es ist schrecklich, dann wieder nach Hause zu kommen."

Sie (etwas mißmutig): „Ja, wir daheim können uns ja nicht kleiden."

Ich: „Nein — mit aller Achtung übrigens! — Das können die Damen hier nicht. Da ist es schon viel besser bei uns daheim in Bergen . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich aus Bergen bin; ich rede ja nur reines Christiania . . . Ja, ja, ehrenvolle Ausnahmen, — bewahre! Jedoch im allgemeinen sieht man hier nichts anderes als eines unkundigen Nähfräuleins Mißhandlung

von allem, was Rhythmus und Form heißt. Ich glaube, das ist's, warum ich mich niemals hier zu Lande ordentlich verlieben kann."

Sie: „Ja, wenn Sie nur auf die Kleider sehen ..."

Ich: „Nur auf die Kleider! — Gott steh' mir bei! — Reisen Sie einmal nach Paris, und wenn Sie dann wieder kommen, so probieren Sie und sagen Sie nachher in diesem Ton: „nur auf die Kleider"!"

Sie: „Nein, ich meinte nicht gerade —"

Ich: „Wir sind im ganzen recht grausliche Barbaren. Yankees sind wir. Das einzige, was vom alten Schönheitsleben noch übrig ist, — das einzige, was wir hier oben zwischen Eisbergen von Festlichem und Feinem überhaupt gehabt haben, ist ja gerade dies bißchen Frauenschönheit . . . Nun soll das auch abgeschafft werden, natürlicherweise. Weggekleidet werden in Frießstoff und Pechnagelschuhen und Reformtracht; so häßlich wie möglich; das ist praktisch und gesund, sagen die Emanzipierten, — und moralisch, sagen die Laienprediger; denn da werden die Mannspersonen nicht zu sündigen Gedanken verleitet; und so wird dann überhaupt nicht mehr gesündigt. Ah, pfui Teufel! — diese ewige Bürgerlichkeit! Bald werden sich die Damen natürlich auch die Haare abscheiden, der Nützlichkeit wegen, und dann, weil langes, schönes Haar so gefährlich romantisch ist, und eines Tages wird den Damen verboten, mit Handschuhen zu gehen, weil hübsche weiße Hände gleichfalls einem Mann den Kopf verwirren können; zum Schluß verbietet man alle Parfüms; ist es nicht viel tugendhafter und natürlicher, von Schweiß zu riechen, als nach Veilchen zu duften?"

Sie (lacht ein wenig verlegen): „Uf, Sie könnten nun wohl . . .“

Ich: „O Pardon! Na also, was wollte ich erzählen?“

Sie: „Sie sagten, es sei so schrecklich, nach Hause zu kommen.“

Ich: „Ja wohl. Man stiert mit wahrem Schrecken in die leeren, stillen Gassen hinein mit ihrer kulturhistorischen Pflasterung und all diesen naturalistischen Hügeln von — bitte um Verzeihung — Pferdemist! — Und die Mitbürger vielleicht? Diese langschenkeligen, knochigen Gesellen, welche daher geschlenkert und geschlendert kommen, mit ihren blankgeschlissenen Beinkleidern und halbreinen Hemdkragen und unrasierten Bärten und breiten, schiefen Gesichtern, welche niemals noch Freude gezeigt haben. — hu! und so langsam und betrübt, wie sie ihres Weges vorwärts ziehen, mit gekrümmten Knieen und langen, watenden Schritten; es ist wahrhaftig nicht viel Vergnügen zu erwarten, dort, wo sie hingehen; das sieht man ihnen gleich von außen an. Dann kommt man hinauf auf die Karl-Johann-Straße und trifft die „Löwen“, ja, o Du mein Gott! — (Achselzucken:) Kleinstadt! Kleinstadt! halb abgetragene Kleider und Bartstoppeln von gestern; es ist wohl keine strenge Schöne, welche diese Bursche erwartet! Manchesmal hat man den Eindruck, daß sie nur zur Not sich gewaschen haben. Wofür sollte man sich denn auch waschen in dieser Stadt? — Nur hie und da trifft man einen korrekten Herrn mit Cylinder und Handschuhen und Anspruch auf Eleganz in seiner Erscheinung; aber . . . sie sind so wenige. Ich saß die ganze Zeit in meiner Droschke mit einem laienpriestermäßigen Kutscher

auf dem Bock und sagte zu mir selbst: ‚das nächste Mal gehst Du in Arendal oder Laurvig ans Land, damit Du nicht so völlig unvorbereitet in diese geliebte Hauptstadt hineinkommst‘.“

S i e: „Nun, ich habe andere sagen hören, daß es gerade so schön sei, nach Norwegen heimzukommen.“

I c h: „Nach Norwegen, ja! — das ist was anderes. Aber unsere Hauptstadt, die Arme ... na ja, alle Hochachtung, alle Hochachtung; jedoch — — —“

III.

Daß sie auf diesen Spaß eingehen konnte! Wer ist sie eigentlich? Was denkt sie, was meint sie? — Es fehlte nur noch, daß sie verliebt wäre!

Aber nein; da wäre sie natürlich n i c h t mitgekommen. „Das Weib handelt immer antilogisch“. —

Und doch, hie und da habe ich so eine Empfindung ...

Aber sintemalen ich ein braver Mensch bin, der keine Spur grausam ist, so thäte mir das wirklich leid (spätere Anmerkung: hahaha!); folglich beginne ich von mir Übles zu reden, — was ich ja thun kann, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen.

„Ich bin alt,“ sage ich. „Alt von Geburt, d. h. eine unmögliche Mischung von jung und alt. Es ist das wohl eine Erbschaft; alles soll ja jetzt Erbschaft sein. Mein Vater war ein alter abgelebter Lebemann von einem pensionierten Kapitän; dieses Wrack fällt schließlich seinem kleinen, runden, dreißigjährigen Ding von einer Haushälterin in die Arme . . .“

„Heiratete er sie?“ unterbricht sie voll Interesse.

„Nein; so viel Geschmack hatte er denn doch noch; allein . . . die Folge dieses Falls wurde ich. Altes, träges, dünnes Blut also, gemischt mit jungem, dicken Bauernblut, — da konnte nichts Ganzes herauskommen, natürlicherweise. Ich glaube nämlich, daß ich z. B. niemals eigentlich geliebt habe; eben niemals ganz, — es wäre denn damals, als ich mit sechszehn, siebzehn Jahren mich in des Nachbars Stubenmädchen vergaffte; beständig nur halb, — halb angezogen, halb kalt, — liebesblind auf dem einen Auge und vollwach auf dem anderen; dann endet es natürlich damit, daß ich werde, was ich am allerwenigsten werden möchte, ein alter Junggeselle."

„Warum mögen Sie das nicht? — Für einen Mann ist das ja nicht so gefährlich; nur wir alten Jungfern werden ausgelacht."

„Ich weiß nicht recht. Es sind wohl meine Kindheitserinnerungen an dies sogenannte Heim . . . dieser eigene, unbehagliche Mangel an Ordnung in den Sachen . . . das hat mir wahrscheinlich den Widerwillen erregt gegen all das Unregelmäßige und Un —; mit einem Wort, ich finde es geschmacklos."

— — „Wenn Ihr Vater aber das Mädchen lieb hatte . . ."

„Bewahre! Ich werfe ihm nichts vor; ich sage bloß, dergleichen ist geschmacklos; denn das ist es auch."

Pause.

„Darum", fügte ich bei, „heiratete ich auch, gottlob, das Stubenmädchen nicht; so was taugt nicht. Man soll standesgemäß heiraten; gleich und gleich, wie Sie wissen . . . Und dann sich ein Haus einrichten, das

dem Publikum gehörig versperrt ist. Man muß comme il faut sein in solchen Dingen. Alles andere . . . hat einen bösen Nachgeschmack.“ —

Pause.

*

„Man sollte nicht so höhnisch thun über das, was sich ‚gut macht‘. Unsere erste moralische Pflicht ist ja zum Henker hinein schließlich doch die, unsere Mitmenschen nicht durch schmutzige Manschetten zu ärgern. Ich frage mich oft, was hier mehr Wert hat: ein eleganter Damenfuß oder eine ernste Weltanschauung!“

Sie lacht, ich werde eifrig.

„Ja, wir können uns nun benehmen, wie wir wollen, wir kommen doch nicht weiter als bis zur Erscheinung der Dinge. Also ist die schöne Erscheinung das Höchste, was es giebt, — für uns nämlich —; sie ist eben ‚die Realisation der Idee‘ und die Lösung des Lebensrätsels. Ein schönes Weib, deren Blick ist wie die Nacht, deren Atem Jugend ist, deren Gang Musik . . .“

„Und so weiter, und so weiter!“

„Ja . . . wir mögen der Wahrheit in allen Kellern und Winkeln des Daseins nachspüren; in ihr jedoch ‚ist der Sinn des Lebens offenbart‘.“

„Das klingt hübsch . . .“

„Danke; die Fortsetzung kenne ich. Es ist aber eben so!“ — —

*

Warum sollte sie sich in mich verliebt haben, — in solch einen älteren Herrn, der auf der Rückkehr ist?

Es steht in allen Komödien. Des Weibes angeborener Drang zu retten und zu reparieren . . . eigentlich ist es sehr anständig; rührend. Aber es ist dumm. Es ist eine schlechte Wirtschaft, zu reparieren, was verfallen will; laß verfallen, in Gottes Namen! Je früher, desto besser. Es ist Dekadenz beim Weib, wenn sie sich in so ein Ueberbleibsel verliebt; ihre Pflicht gegen das kommende Geschlecht ist, die Besten, die Jungen, die Gesunden, die vorzüglichst Beanlagten zu Vätern ihrer Kinder zu wählen.

— Sie hat es so eilig, mir immer zu sagen, daß dies — diese Herumtreiberei mit mir, halt — das „Einzige" sei, was sie habe, „das einzige Angenehme" . . .

Dann aber wieder: wäre sie verliebt, so würde sie das da eben nicht sagen. —

Unsinn! Alter, eingebildeter Kerl! Laß gehen! Da hat es wohl keine Gefahr. Es ist nur dumm, daß sie in den Volksmund kommen könnte. D. h. das Dumme davon wäre, daß es so ganz ohne Grund geschähe . . . (Spätere Anmerkung: aha!)

*

Eigentlich ist es zu lächerlich, so herumzuspazieren und der „Kamerad" eines jungen schönen Mädchens zu sein; der Mann in mir schämt sich ein wenig. Man könnte seine Zeit besser verwenden (Aha!)

Schon der Gedanke: nicht den Versuch zu machen, dies intimere Verhältnis herbeizuführen, welches zwischen Mann und Frau das einzig mögliche und natürliche ist! Es eigentlich nicht einmal zu wollen! Das ist lächerlich; das ist unanständig. Sie muß mich ja ganz einfach verachten.

Und während dessen stolziere ich herum und gelte für einen Teufelskerl und sie vielleicht bald — für etwas anderes.

Das geht nicht. Entweder vor- oder rückwärts; das hier ist Blödsinn. — Das Eine will ich nicht, kann ich nicht; sogar wenn ich selbst in all das Zeug hinein möchte, — sie hat jenes absolute kameradschaftliche Zutrauen, welches entwaffnet. Also das andere: enden. Eigentlich beginnt auch sie mich ein bißchen mehr zu beschäftigen, als für einen achtbaren Junggesellen und Ministerialbeamten gesund ist; das taugt nicht; das hat keinen Sinn.

Schluß dieses Kapitels!

IV.

(D. Z. Bergen, 20. Juni.)

Es wurde aber natürlich nicht Schluß des Kapitels. Ich sollte mich rücksichtsvoll betragen, nicht so überkreuz brechen; mich ganz langsam und elegant und unauffällig aus der Affaire ziehen, und so ging es auch danach. Worauf ich die „Ferien“ zum Vorwand nahm und verdampfte.

Nun spaziere ich hier herum und bin nicht in Bergen. Ich sah nach Verlauf von manchem langen Jahr die alten Stätten ohne besondere Rührung wieder. Nur mit einer gewissen gleichgültigen Verwunderung —: war es hier so eng? Und es wurde mir plötzlich klar, daß ich eigentlich nicht wußte, was ich in einer Stadt vornehmen sollte, in welcher Fräulein Holmsen nicht Abendtouren ging.

— — Verliebt? Zum hundert neun und neunzigsten Mal? Ach nein, so gut steht es nicht, hätte ich fast gesagt. Nur ein wenig sentimental. Meine „Verliebtheit“ ist nur so ein Gefühl von Unbehagen, wenn sie fern ist. Wäre sie da, so kümmerte ich mich kein Deut um sie . . . d. h. mit Vorbehalt.

Und so gehe und schwebe ich denn um diese obgenannten alten Stätten und sehe nichts. Empfinde auch nichts. Nur so eine gewisse Unruhe und Leerheit in der Brust —: ob diese drei Wochen wohl jemals ein Ende nehmen? — In Anbetracht, daß der Tag 24 Stunden 3 Minuten und 56,56 (?) Sekunden hat, ist wahrhaftig nicht viel Hoffnung da. Um die Zeit hinzutreiben, spaziere ich und segle ich; gedenke auch eine Partie nach Hardanger zu machen. „Alle Welt“ so ziemlich ist nun auf dem Lande, und was die Familie betrifft, so bin ich ja gottlob der verlorene Sohn; habe übrigens gar keine Familie.

Es ist also gar nicht um „ihret“wegen, daß ich nach Christiania will; sie will ich mir nun definitiv „abgewöhnen“, — bei Gott! Aber ich vermisse die Stadt dennoch, — die Lokale. Mir fehlen das Grand Café und Gravesen und im ganzen die Anläufe zu europäischem Stadtleben, die sich dort befinden (hier ist absolut gar nichts); ich entbehre sogar Georg Jonathan und seinen Burgunderwein . . . würde mit einem gewissen Vergnügen seine gesellschaftlichen Umwälzungen mit in den Kauf nehmen.

Ich langweile mich, — das ist das richtige Wort! In Christiania würde ich mich gleichfalls langweilen; aber trotzdem, trotzdem —

— Das Lächerlichste ist, daß ich mich manchmal dabei ertappe, eifersüchtig zu sein. Jetzt hat sie natürlicherweise da drinnen jemand anderen erwischt. Sie ist in dem Alter, wo die Mädchen endlich zur Sache kommen wollen. Außerdem —: dies fast allzu süße Gesicht mit den fast allzu tumultuarischen Locken und dem fast allzu saugenden Blick . . . ich sehe ihn! Das nächste Mal, wenn ich sie treffe, geht sie an seinem Arm und bewundert seine Weisheit. Was geht das mich an? — Allein, es ärgert mich doch.

— — Ja, ja; es ist nicht nur Spaß. Da soll sie denn hingehen und glücklich werden, mit dem einen oder anderen in den Hafen segeln und ihre Tage in Ruhe verleben, während ich allein zurückbleibe und in dieser Eiswüste herumtreibe, erfriere und verkomme, um schließlich in irgend einem Graben einsam zu sterben, während Krähen und anderes schwarzes Gevögel rund herum sitzt und sich den Schnabel wetzt.

*

Sonderbar. Segeln und segeln und die ganze Zeit über doch mit Bestimmtheit wissen, daß man keinen Hafen erreicht, sondern daß man eines Nachts leck springen und auf den Grund sinken wird, — auf den Grund mit der ganzen Geschichte.

Herrgott, wenn man also trotzdem nur auf den Grund sinken soll, wozu liegt man da eigentlich im Boot und plagt sich mit der Fahrt?

— Uf, warmes Wetter heute. Das Gehirn wird weich und verfällt auf Alltäglichkeiten. Hinaus und ein Bad nehmen. — —

— — — Ob ich's wirklich unterlassen könnte, sie aufzusuchen, wenn ich ihr so nahe wäre, daß . . .

Schnickschnack. Es ist ja, Gott bessere es, gar keine Möglichkeit, in Versuchung zu geraten. —

Nichtsdestoweniger gehe ich keinen Abend ins Bett, ohne daß ich — mindestens zwei Stunden lang — wieder und immer wieder den lächerlichen Traum träume, daß sie in ihrer wahnsinnigen Liebe mir nachgereist sei, mich erfragt habe und nun plötzlich vor dem Fenster stehe . . .

Gott tröste Dich, alter Kavalier.

*

Dies Fräulein Berner, das ich hie und da treffe, ist klüger, als sie aussieht. Ihre glatte Korrektheit und fehlerlose Alltäglichkeit täuscht; in dieser langen Genieperiode haben wir nämlich in uns die Idee hinein gekriegt, es könne nichts an einem Menschen sein, der nicht so und so viele Mängel in seiner Erziehung habe.

Ich hatte sie heute Abend bei einem Bekannten, einem Geistesbruder und Kollegen in der Zeitungskritik und heimlichen Dichtersünden, als Tischnachbarin neben mir. Nun denn: Fräulein Berner offenbarte eine nicht gewöhnliche Intelligenz in gastronomischer Hinsicht. Wir redeten drei viertel Stunden lang auf wirklich europäische Art über Essen. Verschiedene Ragouts, Austern in dieser und jener Form; Hummer, eine neue englische Sauce 2c., welche Themen Fräulein Berner mit ausgezeichnetem Verständnis behandelte. Dadurch erweckte sie meine Aufmerksamkeit, — Frauen haben ja in der Regel keinen Sinn für's Essen, — und dann

begann ich mit ihr über Liebe zu sprechen. Fräulein Berner bestand die Probe auf „Nicht übel“; sie plaidierte in Sachen der Vernunftehe contra Neigungsehe auf wirklich talentvolle Art. Und gleichzeitig so diskret, ohne alle Demonstration, ohne nach artigen Protesten zu angeln.

„Eine Vernunftehe ist ja weitaus weniger gewagt,“ meinte sie. „Stimmt man nicht überein, nun, es ist schlimm, aber nicht eigentlich gefährlich; man kann ja in aller Ruhe sich dahin bestimmen, zu leben, wie andere Bekannte, die mit einander zu Mittag speisen. Mittlerweile geschieht es hie und da, daß man für einander Sympathie faßt, und da wird die Ehe eine angenehme Überraschung, während sie im Neigungsfall nur allzu oft, fürchte ich, eine unangenehme ist.“

Ich antwortete, daß ich vor der intelligenten Vernunftehe eigentlich auch allen Respekt empfände, daß ich es aber dennoch immer als Vorteil angesehen, wenn Vernunftrücksichten und Neigung zusammenfielen . . . „das war mein Tribut an die Moralsentimentalität. Sie scheinen fast den Alten recht geben zu wollen, welche sagen, daß Standes-, Vermögens- und Bildungsverhältnisse jedenfalls in Ordnung sein müssen, und daß die Liebe etwas ist, das dann schon ‚nachkommt‘?“

„Die Alten haben immer recht,“ lächelte Fräulein Berner.

„Na, man kann sich wohl nicht immer darauf verlassen, daß die Liebe ‚kommt‘; aber Sie meinen vermutlich, daß gebildete Menschen im Notfall sich auch ohne sie behelfen.“

„Ja, das müssen sie wohl oft.“ —

Ich konnte zum Schluß nicht anders, als sie fragen, ob sie etwa in der Stille an einem Roman arbeite; sie hätte Beobachtungen gemacht, wie ich merkte, vielleicht Erfahrungen (sie ist 28 Jahre alt), und ihre Gedanken seien geordnet und ganz durchgeführt. Sie wies die Insinuation mit der ruhigsten Verachtung ab. „Sie sind übrigens eine von den Wenigen, welche ein Recht dazu besäße," bekomplimentierte ich sie; „jedoch ich gestehe Ihnen, meine Achtung für Sie wird dadurch nicht — verringert, daß Sie die Tintenklexerei sein lassen."

Sie lächelte. Ihr Lächeln ist angenehm, intelligent und still, — geräuschlos, wie der Deutsche sagt.

— — Das wäre eine Frau für mich — — —

*

(D. Z. Hardanger.)

Ein wenig Romantik thut zur Abwechslung einem doch gut. Es lindert und beruhigt. Man wird still, nach innen gekehrt, religiös; Pantheist. Die Seele wird wie der banke Fjord mit der wunderbaren Doppeltiefe . . . . . scheinbar himmelblau und luftklar und lächelnd, doch auf dem Grunde dunkel, finster, schwarz, mit Seeteufeln und Nöcken und versunkenen Leichen; — in dieser sinnverwirrenden Doppeltiefe spiegeln sich grüne Laubgehänge und jähe Felsstürze in versunkenem, träumerischem Schweigen. Hie und da durchschneidet ein Boot in langsamem Zug die ruhige, heimtückische Fläche.

Stunde um Stunde kann ich hier droben auf dem Hügel sitzen und schauen und schauen und zu denken

vergessen; und die Welt saust dahin in das Nichts und wird zu dem schönen, leeren Schein, der sie wohl eigentlich ist. Langsam wie ein Insekt gleitet im glühenden Sonnenschein der Kahn über den Fjord, und drin im Kahn sitzt ein Menschentier mit dem Kopf voll kleiner Kümmernisse, die es für ernst nimmt.

Stille, Stille. Hummelgesumm; Bächegebraus. Lichtblinzeln und Geglitzer. Der Takt träger Ruderschläge. Der Jahrtausende Ruh'. — Ist es nicht merkwürdig, daß dies alles im Grunde doch nichts ist als Wasserstoff und Sauerstoff, Kohlenstoff und Stickstoff, HO_2 und HO_4 . . . .

*

Ein oder der andere ekelhafte Mr. Smith kam gestern mit eigener Yacht und Kind und Kegel und Groß- und Kleinvieh angesegelt und mietete das ganze Hotel.

Ich, der ich bloß ein ganz gemeiner Norweger bin und aus diesem Anlaß natürlich immerfort mit ausgesuchter Nonchalance behandelt wurde, und zwar sowohl von dem (schwedischen) Hotelbesitzer, als auch von seinem norwegischen Sklavenbestand, — die einzige, die mir wirklich hold blieb, ist eine kleine, halb zu Grunde gerichtete Kellnerin aus Bergen, ... na, mir nahm man also ganz einfach mein Zimmer weg und bat mich, so gefällig zu sein und mit einem anderen norwegischen Menschen zu teilen, — einer elenden Kandidatenseele, glaube ich, aus Christiania.

Das ist die beginnende Herrlichkeit des Touristentums. „Norwegens Herrlichkeit" auf neue Art — in diesem selbigen „wunderschönen Hardanger!"

Der Kandidat ist ein Idiot. Er sagt, „er höre an meinem Dialekt“, daß ich ein Bergenser sei. — Na, vielleicht ein vereinzeltes Mal, wenn ich in Eifer gerate — —

Und ich geriet in Eifer. „Ja, so geht's!“ sagte ich. „Mr. Smith und Bruder Lundström, — sie werfen uns ganz einfach aus unserem eigenen Haus hinaus, Alt-Norwegen wird ein Sommer-Sanatorium für englische Kohlenhändler; Bruder Lundström und Herr Schulze-Müller bauen Hotels und streichen den Profit ein; „das norwegische Volk“ wird Kellner und „das norwegische Weib“ europäische Touristenmetze ... Ein braver Norwegersmann, der zu Fuße auszieht und, seines Herzens freudigem Drang gehorchend, Norwegens Thäler besuchen will, — er wird ganz einfach kein Quartier mehr finden, außer, er kann englisch reden. O Norwegens Herrlichkeit! O Fortschritt des Landes unter dem Segen der Volksregierung! — Im ganzen Lande existiert nur ein einziges Wesen, das nicht begreift, welchen Weg das führt, und dieses Wesen heißt das Storthing. Der Bauernstand rutscht mit schwindelnder Eile die schiefe Ebene der Hypotheken hinab; der Fremde kauft Stück um Stück den Grund des Landes auf, alles, was Wert hat, Gruben, Hafen, Bauplätze, Wasserfälle: das Storthing sitzt und schaut zu und freut sich, daß „Geld hereinkommt“ .... in ein halbhundert Jahren ist unsere kleine Komödie vom norwegischen Staat nichts mehr als eine Sage! — Und da gehen noch allerlei Seminaristen herum und deklamieren von der „Zukunft Norwegens!“ — Ja, ja!“

„Ja wohl,“ sagt der Kandidat mit der Zurückhaltung des werdenden Beamten; „die Entwickelung des Touristenlebens hat gewiß auch ihre Schattenseiten. — Entschuldigen Sie, aber ich höre an Ihrem Dialekt, daß Sie ein Bergenser sind . . .“

— — Ich reise morgen mit dem Dampfschiff ab.

*

(Bergen.)

Schließlich doch wieder gelumpt . . . nur Langeweile, übrigens. Heute Katzenjammer auf der ganzen Linie, und ich wäre in einem wahren Hängehumor . . . wenn das Morgenblatt mir nicht erzählte, es sei schon Ende August. Es fahren mir Freudenstiche durch die Brust . . . . da kann ich in ein paar Tagen endlich reisen —

Aber . . . Ja natürlich.

Selbstverständlich. Ich bin ja so ziemlich „entwöhnt“. Kein Herumschlendern mehr, keine Spur. Ich werde die absolute Vernunft sein. Und dennoch — Also!

Schon das Fortreisen —!

V.

(K . . . ia, 20. [oder genauer: 21.] Aug.).

Merkwürdiger Mensch, dieser Georg Jonathan.

Wie nun diese Idee: sich eine Gemäldesammlung anzulegen!

Ja, wenn er für Malerei noch Sinn gehabt hätte! Allein er thut groß damit, daß er einen Thaulow

nicht von einem Werenskjold unterscheiden kann. „Konstruktionszeichnung ist das einzige, was ich mag; denn die kann ich selbst machen!“ — sagt Jonathan.

Einstweilen legt er sich aber die Sammlung an. „Das giebt einen Hintergrund, eine Folie, eine Position,“ meint er. „Ein Mann, von dem bekannt ist, er besitze 50 Bilder, ist in diesem Land eine Merkwürdigkeit, etwas Einzigstehendes, ein Exemplum, ungefähr wie ein Blaßgesicht unter den Rothäuten. Und will man in der Welt emporkommen, so muß man vor allem die Verwunderung seiner Mitbürger erwecken. Man muß sich einen Nimbus schaffen. Das Geld, das für diesen Humbug aufgeht, wird sich gut rentieren.“

Ich entgegnete ihm, daß solch ein Nimbus die Rothäute eher abschrecken werde. Sie würden ihn respektieren, aber ihn scheuen. Er würde als etwas Artistisches und Litterarisches und Bohémisches, als etwas Unpraktisches angesehen werden; wie zum Kuckuck kann derjenige sich auf Armenkassenangelegenheiten und Kloakenwesen verstehen, welcher für etwas so Transcendentales wie die Kunst Interesse hat! —

Er führt sein Achselzucken auf. „Das Patriotische an der Sache wird ziehen,“ sagt er.

„Das Patriotische —? — Na, selbstverständlich ist es gut, wenn jemand existiert, der hier und da den Künstlern ein paar Hundertkronenzettel zuwirft . . .“

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ antwortet Jonathan ernsthaft. „Es wird eine Zeit kommen, wo ganz Europa nach Christiania strömt, um „the norwegians“ zu sehen, gerade wie man nach Italien strömt, um die Florentiner zu sehen. Daran werden die Grossierer

Geld verdienen, und das werden sie nächstens begriffen haben."

Ich ziehe die Schultern hinauf. — —

— — Er „enthüllte" heute feierlich — in Gegenwart von Dr. Kvaale, Maler Blytt und meiner Wenigkeit — das zuletzt eingekaufte Bild, . . . von dem ich fast glauben möchte, er habe es aus Rücksicht auf mich gekauft. Er weiß doch wohl, daß sie es ist, die meine „frühere" Flamme war? — Es ist übrigens kein Porträt, es ist ein Interieur und *sie* ist bloß Staffage. Ihr Vater hat es gemalt; es ist aus der Zeit vor ihrer Heirat. Das malerisch Interessante am Bild ist die delikate Behandlung des Lichts — oder des Schattens, wenn man will —; jedoch ich sah nichts als sie, meine einst so heiß geliebte Eline. Sie steht im Hintergrund und schaut zum Fenster hinaus. Wunderbar fein hebt sie sich von dem matten, grauen — mauergrauweißen — Licht da draußen ab. Ich erkannte sie in jeder Linie. Der kleine charakteristische Kopf mit dem schweren, im Nacken aufgesteckten rötlich-braunen Haar hat accurat die richtige graziöse Haltung und die kleine, spähende Schrägneigung halb nach aufwärts; der mattbraune Hals mit der Korallenschnur schimmert aus dem Halbschatten zart hervor; aus der reichen Haarwelle

Damals, als sie hinging und jenen abscheulichen Buckligen heiratete, — wie nannten wir ihn nur? Peter Tordenskjold, ja, den „Wasserschafts“maler —, war meine Verliebtheit wie weggewischt. Sie sich von seinen Küssen befleckt zu denken, — brr! mehr als genug . . .

— — Entsetzlicher Idiot, der ich war! Sie that es gewiß nur, um mich zu ärgern. Gewiß war eigentlich ich der Auserwählte. Und da sie vor Schreck ganz außer sich zu bringen durch aller Art Dummheit und Mangel an Erziehung — ah! — Sie war's, die ich hätte kriegen müssen! Als ich damals das Glück an mir vorbeischweben ließ . . . na, damit war eigentlich mein Schicksal abgemacht.

Was meine „Jetzige“ betrifft, so bin ich, glaube ich, so ziemlich kuriert. Nur hie und da bricht es wieder auf, — so wie neulich, als ich vernahm, eine Dame sei oben gewesen und habe nach mir gefragt; es konnte ja sie gewesen sein! — Aber zum Henker, es ist doch nicht zum ersten Mal, daß ich eine Verliebtheit hinunterschlucke. Es wirkte kühlend und beruhigend auf mich, wieder in die Stadt zu kommen. Ich habe sie ja in der Nähe —. Nun bloß tapfer aushalten, so ist es in ein paar Monaten vorbei. —

VI.

(30. September.)

Der Herbst ist meine Jahreszeit, besonders wenn er so regnerisch und nebelig ist. Dann spaziere ich Nachmittage lang rund um die Stadt herum und erfreue mich der verblichenen Wiesen und des kränklich verblutenden, vergilbenden, verflatternden Laubs. Und ich schwimme in tristen Stimmungen.

Und die Vögel schweigen und wandern aus, und alles sucht Dach und Schutz. Aus den vielen kleinen Menschenhäusern ringsum auf Hügeln und Höhen dringt ein eigentümlich surrendes Getön gleich Wichtelmusik; es sind die Dreschmaschinen, welche arbeiten, für den Winter arbeiten. Man weiß, was man zu erwarten hat; man bereitet sich mit allem vor, mit Lebensmitteln, Holz, Kleidern, Lektüre, — wie auf eine große Belagerung.

An solchen Tagen kann es passieren, daß ich Verse betreibe. Nachstehendes hat Jeppe selbst gemacht, — ohne daß ich darum die Originalität verbürgen will —:

Eine schwarze Riesenfahne
Verschattet die ganze Welt;
Der Tod auf magerem Rosse
Saust hin über Flur und Feld.
Er reitet auf ruppigem Rosse,
Und es bleichet Wiese und Au;
Die Sonne gebrochenen Blickes
Hängt müde im Nebelgrau.

Die Blätter, sie schrumpfen und welken,
Das Gras steht gelb und fahl;
Der Wald beugt ächzend die Wipfel
Und singt seinen Leichenchoral.

Die Quelle schleicht stumm und traurig
Vorbei am dorrenden Strauch,
Und über Berg und Thäler
Zieht eisig des Todes Hauch.

Und alle Menschenhütten
Versperren Fenster und Thor;
Der Bauer birgt die Kartoffeln
Und sieht für den Winter sich vor.
Das Laub sank längst von den Bäumen,
Deckt weich die Erde zu;
Der Bär sucht seine Höhle,
Will Schlaf und lange Ruh'.

Wir greifen nach dem Pelze,
Erwarten mit Fassung den Schnee;
Vorüber die Landpartien,
Nun sitzen wir im Café.
— Darf ich bitten, die letzte Zeitung!
Was thut man in Folkething?
„Nichts", sagst Du? Das konnt' man erraten!
Und was Neues vom neuesten „Ring"?

Fast möchte man bange sich fragen,
Ob um schon des Lebens Zeit?
Doch denke an allen Samen,
Den der Sommer ringsum gestreut.
Und plagt Dich herbstlicher Schwermut,
Daß Gott dieser Körnlein vergaß, —
Sie regen sich heimlich und lachen:
„Wir überleben das!"

VII.

Es begann mir besser zu gehen; das hatte unser Herrgott aber entdeckt, und so ließ er natürlich das blasse Mädchen mit dem Kraushaar um die Ecke der Kirchen- und der Karl Johann-Straße biegen, just in

dem Augenblick, da ich — in umgekehrter Richtung — gleichfalls die gefährliche Ecke passieren wollte. Sie sah mich nicht, selbstverständlich; und selbst wenn sie mich gesehen hätte? Was bin ich für sie? Ein schnurriger Schwätzer, ein seltsamer Geselle . . . Nein, nein. Aber ich sah sie — Gott weiß, wieso; denn ich habe die bestimmte Empfindung, daß ich meine beiden Augen fest zuschloß.

Sie war außerordentlich bleich. Mit einem so eigen ergebenen Ausdruck in den Augen, — in diesen großen, leidenden, gefährlichen Augen, die soweit hinausblicken in die Welt, ohne Weg noch Ziel zu sehen . . . . hinein starren ins bodenlos Schwarze. Die braunen Kräusel in der hoffnungslosesten Verwirrung herab über die schneeweißen, blaugeäderten Schläfen. Es gab mir einen Stoß durch mein ganzes Sein; nicht einen Moment der Ruhe habe ich seither gehabt. Alles ist wieder aufgebrochen, es nagt, saugt, arbeitet — wie vorher. Ich suchte Bjölsvik auf, lockte ihn mit mir fort und probierte zu trinken und lustig zu sein; aber er ist eine Lüge, der alte Reim, daß, „will man lustig sein, so muß man sich eins trinken“; die Wahrheit ist, daß man lustig sein muß, um trinken zu können. Und ich war eben nicht lustig. Ich sank jeden Augenblick zusammen und saß und starrte sie an, die, welche hier um die Ecke biegt . . Immerfort biegt sie nämlich seither um die Ecke der Kirchen- und der Karl Johann-Straße, immerfort sehe ich diesen Schimmer blasser Verzweiflung unter einer Masse braunen Gekräusels und die zwei großen, leidenden Augen, die hinausstarren in etwas bodenlos Schwarzes. Und

jedesmal auf's neue füllt sich die Brust mit diesen argen, unbestimmten Schmerzen, welche sich winden und krümmen und umeinander und ineinander schlingen wie Nattern in einem Schlangenhof. — —

(Hier folgt eine Reihe von Versuchen, sie mit Feder und Bleistift zu porträtieren. Nichts davon taugt.)

*

Ich habe acht Tage lang gelumpt. Gestern Abend war es ein wenig arg. Nun sitze ich hier, weich im Gehirn, ganz umnebelt. „Meine Sünden, sie sind . ."

Was mein Kontorchef wohl sagen wird? Einerlei. Mehr Bier. — —

— Ich lege mich wieder hin, ganz einfach. „Meine Sünden, sie sind" — — brr! —

(Am Abend desselben Tages.)

Ein eigener Zustand das, wenn man nach einer arg durchkneipten Nacht aufwacht —: diese Vorstellung von einer sehr langen, sehr geschmeidigen Klinge, die sich ganz langsam in meine Brust senkt, lotrecht und sicher, mitten durchs Herz. Ich sehe sie; ich fühle sie gewissermaßen, und das thut so wohl, lindert, labt. Eine große, weiße, elegante Hand mit Brillantringen, welche funkeln, sitzt oben am Griff und führt die Klinge, sicher und fest, langsam und behaglich; doch ein Arm ist kaum daran.

Diese Vorstellung wechselt mit einer anderen ab —: es ist eine Art von Guillotine, geformt wie ein großes Brotmesser; und unter diesem Messer, — einem sehr breiten Messer, blank, dünn, zischend kalt und so

scharf, daß es fast von selbst ins Fleisch sinkt, — darunter liegt also mein Hals, und ein Weib, eine ältere, gemütliche, hausmütterliche Frau, steht und schneidet diesen Hals ab, langsam, mit Bedacht, wie man eine Scheibe Kornbrot schneidet. Ich liege in einer bequemen Stellung — auf der linken Seite — und genieße die Situation. Ah! — herrlich. — —

Heute abend habe ich hauptsächlich mit Hängephantasien zu thun. Unwillkürlich, jeden Augenblick, streiche ich mir mit der Hand über den Kehlkopf, dort, wo der Strick liegen sollte, führe dann die Hand aufwärts, in der Richtung zum Plafond, an dem der Strick befestigt sein sollte, und habe dann eine Sekunde die Vorstellung, als baumelte ich, nach Atem ringend, die Zunge aus dem Mund. Das beruhigt, labt. Es müßte herrlich sein, so über dem Ganzen zu schweben, über allen Schlangen und Vierfüßlern; nun erreichen sie mich nicht mehr; nun bin ich endlich fertig mit dem Gewürm und allem Schmutz — — —

— — Es ginge ja alles an, wenn nur dieses Zittern nicht wäre, dies wunderliche, verdeckte Zittern, das ich nicht begreifen kann; — — es muß inwendig stecken; eine Art Vibrieren der inneren Muskulatur .. sonderbar, unbehaglich. Ich werde so unsicher, so taumelig, so ohne Schwere und Schwerpunkt . . . ein kleines, unmerkliches, zuckendes Flimmern durch das ganze Individuum. Sinnverwirrend. Ich weiß ja, was es ist . . . der Alkohol, zum Teufel hinein! — aber das hilft nichts. — Ein mattes Übelkeitsgefühl oben unter der Brust. Kein eigentlicher Kopfschmerz, nur so eine besondere, nebelhafte Empfindung von Leere rund

um den Kopf . . . es ist eine Art von Zwischenraum zwischen mir und der Welt, eine sausende Fernheit; und die Dinge um mich herum sind nicht wirkliche Dinge; es sind Kulissen, es sind . . . Eigentlich sind es lauter Eulenspiegeleien, welche dastehen, und sind dafür ausgegeben, dies oder das zu sein: Sofa, Schrank, Stühle u. s. w; aber sie wissen selbst ganz gut, daß sie das nicht sind. Dies plagt mich ein wenig. Ich mag die Komödie nicht mehr ansehen.

— Aber drunter, zu unterst, tief unten, rückwärts, im Hintergrund, im Unterirdischen meines Wesens sitzt die bleischwere, gefährliche Angst, eine Art heimlichen, eingesperrten Wahnsinns, welcher aufschwillt, aufschwillt und Lust hat, zu brüllen. Das ist das böse Gewissen, oder eine Art von Schreck, eine Art von Gefühl entsetzlicher Herabwürdigung, und eine Art sonderbaren, idiotischen Grauens vor dem einen oder dem anderen, Gott weiß, vor was. Eine unermeßliche, sieche Sehnsucht, sich dem oder jenem zu Füßen zu werfen, einem Weib, einem Priester, einem Gott, und zu heulen, zu weinen, zu bekennen, gepeitscht zu werden, verflucht, verdammt, und dann schließlich in liebevolle, starke Arme geschlossen zu werden gleichwie ein krankes Kind. — —

Ich muß ein bißchen vorsichtig sein; ich könnte Delirium tremens bekommen. Aber es hilft gegen die Liebe. Es verteilt. Die Liebessorgen ertrinken in diesem Meer von anderer Qual. Die Leidenschaft wird fern, sentimental, wunschlos; man wird so unwürdig; wenn man auch die Erlaubnis hätte, — man würde sie nicht mit dem kleinen Finger berühren. Und

man geht und phantasiert mit seiner Selbstmordmanie und beschäftigt sich mit seinen Nerven und Sinnestäuschungen und murmelt laut vor sich hin: „Ich altes Tier! o nein; einem solchen darf sie, mit Gottes Hilfe, nicht in die Hände fallen!“ — Und fühlt sich edel und brav und kriegt Thränen in die Augen. —

— O, Fanny, . . . warum kannst Du jetzt nicht kommen, an der Thür klingeln . . . Dir gar nichts thun; nur traulich bei einander sein. — — —

*

Ich ertappe mich dabei, daß ich die Spazierwege aufsuche, die sie und ich einst gingen; trinke mit Religiosität eiskaltes schlechtes Bier in den Landschänken, in denen sie und ich mit einander gewesen; hoffe wohl in aller Stille sie anzutreffen, obschon dies eben das ist, was ich in keiner Weise will. Und gehe wieder heim wie ein Hund, der den Schwanz zwischen die Beine zieht, wenn ich sie nicht getroffen.

Dummrian! Esel! Was scheert sie sich um Dich? Und selbst wenn sie es thäte, so willst ja doch Du selbst nicht . . . Solche Persönlichkeiten sollte man eben erschießen.

Mittlerweile gehe ich hier herum wie der Liebe und Ehe ewiger Jude —: der geborene Hagestolz, der beständig vergebens den Hafen der Ehe sucht. Aber die, welche *partout* nicht heiraten *wollen*, die sitzen in der Falle, ehe sie es ahnen. —

Das Dasein ist so spaßhaft.

Eigentlich bin ich ein unglücklicher Mann. Aber das könnte ich ertragen. Schlimmer ist es, unglücklich zu sein, und dabei doch ein so unglaublicher Hanswurst.

*

Der Tod ist das Einzige, was auf Erden sicher ist, sagt man. Ja, aber man kann sich doch nicht ganz auf ihn verlassen. Er kommt wohl; jedoch er kommt nicht zu rechter Zeit.

Der liebe Gott, der uns auf des Lebens Nadel steckte, nimmt uns nicht gern wieder von der Nadel ab, ehe wir all die Sprünge gezeigt haben, die uns möglich sind. Allein da beginnen wir uns auf unserer Nadelspitze fast wohl zu fühlen; denn man gewöhnt sich an alles, auch daran, zu leben.

— Sich erschießen? — Das wäre so eine Kühnheit. Und dann trifft man sich selten genau. Und des Ferneren ist es so verflucht geschmacklos.

Dr. Kvaale wäre gelegentlich vielleicht der Mann, mir ein Fläschchen Morphin zu geben —? —

*

(Der letzte Skandal.) Ein junge, schöne Frau hat einen Marinekapitän geliebt. Da heulen alle Menschen auf — und heulen mit Überzeugung! — die Männer, weil sie ihn beneiden, und die Weiber, weil sie sie beneiden.

Ich für mein Teil beneide ihn. — Vorausgesetzt, natürlich, daß „sie“ diejenige wäre, die ich meine. —

*

Hochgeehrter Gabriel Jeronymus Gram! Was sind das eigentlich für Dummheiten?

Ich stürzte nahezu um vor Erstaunen, als dies selbstredende Ding mir aufging, — droben irgendwo auf dem Bogstadsweg — und ich kann einfach nicht begreifen, an was ich nur eigentlich dachte.

Ja, es ist halt der bekannte Esel Moral, welcher nach mir aus war. Das größtmögliche Glück, das mindestmögliche Unglück . . . diese Redensarten, welche Gott verfluche, mischen sich unwillkürlich in das Urteil selbst von emanzipierten Menschen.

— Sich wohl befinden? Ich will mich lieber übel befinden (wenn es nicht Leibschmerzen sind.) Diese seelenlose, schlaffe Mattheit, die man Wohlbefinden nennt, die mag für Staatsräte und Pastoren sein, aber sie ist meiner Treu nicht für Menschen.

Übelbefinden irgend welcher Art, Sehnsucht, Entbehrung, Pein und Plage, — das ist ja gerade das, was Leben ist. Das spannt an, füllt die Zeit aus, hält die Seelenmaschine in Gang, erzeugt Gefühle, Willensbewegungen, Gedanken, Energie; während satt und zufrieden sein —, da giebt es das alles einfach nicht.

Und dann die wenigen gewagten Stunden, da man voll lebt! Wo alle Lebensgeister in Wirksamkeit sind, unser ganzes Wesen in Glut, unsere ganze Seele in Vibration! — Das hat keine Ähnlichkeit mit Sattheit, Wohlbefinden u. dgl. m.; aller wirkliche Genuß ist mindestens zur Hälfte Schmerz; Schmerz, der überwunden wird, ist ja die Definition von Genuß! — Solche Stunden erlangt man nur mit Hilfe irgend eines Incitaments wie Wein, Liebe, Spiel, Begeisterung, und da sagen die Moralisten: „hüte Dich! vor allem keinen Rausch! morgen kommt der Katzenjammer!“ —

Selbst den bloßen Katzenjammer würde ich ihrer satten Langeweile vorziehen, — geschweige da, wo ich des Lebens große Stunden mit in den Kauf bekomme!

— — Und dennoch gehe ich hier herum und fliehe und scheue dies Incitament, das mich noch ein wenig in Schwung setzen könnte . . . aus Furcht vor dem Leiden, das nachfolgen wird, aus Furcht vor ein bißchen unglücklicher Liebe! Gabriel, Gabriel, ich kenne Dich nicht mehr! —

Ich will sie wieder treffen, ich will mit ihr umgehen, — ganz einfach, um „unglücklich verliebt“ zu werden.

VIII.

Alter Mann, Du kannst nicht lieben. Geh' heim und lege Dich in die Asche wie Hiob, und kratze Dich mit Topfscherben.

Sie interessiert mich wesentlich als Problem. Ich arbeite gern daran, fühle den Drang, es zu lösen. Aber nicht derart soll ein Mann sich für ein Weib interessieren.

Ja, ja, — und dann diese kleine, weiche Sentimentalität, wenn sie fort ist. Eine gewisse Sehnsucht. In manchen Stimmungen kann diese Sehnsucht sogar schmerzhaft werden. Aber Leidenschaft ist doch nicht da.

Amor, Amor, ich opfere Dir eine Hekatombe, wenn Du mich blind machen willst . . . .

*

Eine gewisse Zufriedenheit ist über mir. Das plagende Gefühl der Entbehrung ist verschwunden mein Gemüt ist in Ruh!

Es ist nicht gesund, sich in Entfernung halten. Phantasie und Empfindung erregen sich wechselseitig, bis wir das betreffende „Mägdlein“ zum „Weibe“ umgedichtet, zur Madonna in den Wolken, zur Eva zwischen blühenden Rosen; dann unterheizt man das mit gewagten Träumen, bis man herumgeht wie der heilige Antonius, der ein Marktweib geheiratet hätte, wenn er einem solchen begegnet wäre. —

Elf Uhr abends. Ein behagliches Gefühl, ganz comme il faut zu sein. Alles in Ordnung. Aß ein vernünftiges Nachtmahl mit ihr, redete geistreich und klug und überlegen, mit dem schmeichelhaften Gefühl, gewürdigt zu sein.

Erst dann ist ein Mann ganz zufrieden mit sich, wenn er sich von einer Frau bewundert weiß. | Jaja

*

Sehr viel Seltsames und Antediluviales finde ich hier wieder, — manche meiner eigenen früheren Standpunkte und Perioden; so z. B. ist sie natürlich vaterländisch. Liebt Norwegen u. s. w. „Und das thun Sie ja doch auch, will ich hoffen?“ — „O ja; Norwegen ist in Anbetracht der Umstände gar nicht so schlimm.“ — „Pfui!!“ — —

Ja ja; wir sind gescheit, wir Menschenkinder. Unsere Notwendigkeiten und Beschränktheiten dichten wir zu Tugenden um und sind stolz auf sie. Wie wir unseren Arterhaltungstrieb zur „Liebe“ umwandeln, so wird der brutale Umstand, daß wir Gewohnheitstiere sind und leiblich-geistig an ein bestimmtes Milieu

gebunden, zu einer so poetischen Illusion wie „Vaterlandsliebe“ umphantasiert.

Komische Idee das —: ein Stück Geographie „lieben“. Fünftausend achthundert Quadratmeilen „lieben“! —

*

Ich glaube wirklich, sie leidet darunter, daß ich den bemeldeten Quadratmeilen gegenüber so kaltsinnig bin; jedenfalls kommt sie häufig auf das Thema zurück giebt mir ab und zu ganz ordentliche Pillen ein.

Ich wehre mich.

„Ja, der Patriotismus ist eben eigentlich nichts anderes als potenzierte Eigenliebe. Man ist sich selbst so teuer, daß man Wert auf alles legt, was nur auf irgend eine Art mit einem in Berührung kommt, und wären es auch nur die Örtlichkeiten, in denen man sich aufhält, oder selbst jene Örtlichkeiten, die mit diesen in irgend einer rechtlichen oder administrativen Verbindung stehen. Übrigens, enfin! — aus diesem Grund kann der Patriotismus ja ganz berechtigt sein!

„Berechtigt! — So ein ekles, schlaffes Wort!“

„Du lieber Himmel, was soll ich thun! Wo sollte ich Vaterlandsliebe denn hernehmen? Ich bin aus einer alten Beamtenfamilie, gehöre also jener heimlosen Horde von Nomaden an, die an dem großen Volkskörper parasitieren, von Stätte zu Stätte ziehen, von Amt zu Amt, wie die Lappen auf dem Fjell von Weide zu Weide. Bei einer solchen Race kann sich keine Vaterlandsliebe entwickeln. Patriotismus gehört zum seßhaften Standpunkt. Er entwickelt sich zusammen mit Feldwirtschaft und Baukunst. Für den Ackerbauer hat das dem Pflug

unterworfene Stück Boden wirkliche Bedeutung und dann auch bald das ganze zugehörige Territorium; doch für den Nomaden gilt unbedingt der alte Satz: „ubi bene ibi patria", man hat sein Vaterland dort, wo man am besten verdient."

„Sie könnten also ohne weiteres hingehen und einen Schweden aus sich machen, wenn Sie nur bezahlt kriegten . . ."

„Na, ein gut dotierter Posten im schwedischen Ministerium des Äußeren z. B., — warum nicht!"

„Ja und wenn dann hier einmal Krieg entsteht, sollen Sie der erste sein, den ich erschieße!" — Sie lächelt mit flammenden Augen und ist hinreißend schön.

Ich lüfte den Hut und verbeuge mich.

*

Natürlicherweise ist sie Demokratin. Sie spricht mit so verbissener Raserei von „den kleinen Dieben, die man aufhängt", und den großen, „die man laufen läßt", — als ob das etwas hülfe.

Ich gehe als professioneller Dämpfer und Brandlöscher herum; jeden Moment irritiert sie mich durch diese Übertreibungen und durch diese in der naivsten Unwissenheit begründete Ungerechtigkeit.

— „Na ja, natürlich hängt man die kleinen Diebe," sage ich, „ganz so wie man z. B. Ungeziefer zerdrückt; jene dagegen, die im großen stehlen, vor denen kriegt man unwillkürlich eine gewisse Achtung, wie überhaupt vor allem, was Dimensionen hat. Sie sind Meister in ihrem Fach, Künstler, und vor der Kunst, der Meisterschaft hat der Mensch Respekt und soll er Respekt haben,

selbst wenn bloß von einer solchen Kunst wie der des Stehlens die Rede ist. Wir haben Ekel vor so einem gemeinen Langfinger und Taschendieb, der um einer elenden Krone willen sich zum Hund macht und überdies sich abfangen und abstrafen läßt; aber wir interessieren uns für Ola Hojland und Gjest Baardsen und ziehen den Hut ab vor Rothschild und Vanderbilt“.

Sie wird zornig und protestiert mit überflüssiger Energie, versteht nicht die Mischung von müdem Ernst und Galgenhumor, welche unwillkürlich zum Grundton dessen werden, der die Resignation erlernt hat; sie nimmt alles mit feierlichem Ernst, wie die Kuh das grüne Thor nimmt oder ein Gymnasiast die Republik.

— Eines Tages begegneten wir einer Bettlerin, welche bleich und blau, mit einem erfrorenen Kind im Arm, auf einer Stufe saß. Fanny riß nervös ihr Portemonnaie auf, gab der Frau etwas und eilte weiter; als sie nach einer Weile wieder zu reden begann, war die Stimme fast erstickt vor Thränen. Mir wurde gleich ein wenig flau zu Mute; mein Gedanke beim Anblick des Weibes war natürlich der gewesen: „aha, wieder so eine Schwindlerin . . . Hat ein Bettelkind gekauft oder gestohlen und gebraucht es als Köder . . . wo zum Teufel ist die Polizei?“ — — und dies naive Mädel geht hin und bricht in Thränen aus und giebt dem Frauenzimmer ihren letzten Deut.

Das ist ja eigentlich das Edlere.

Aber sie jagte meine Rührung gleich in die Flucht.

— — „Und da drinnen,“ sagte sie, „sitzt die reiche Frau Hartmann, die an Schminke und Parfüms so viel ausgiebt, daß solch ein unglückliches Geschöpf dafür

leben könnte und das Kind erziehen und ... aufhängen sollte man sie!"

Das letzte Wort zischte sie hervor; es war das Zischen der Unterklasse, haßerfüllt, verständnislos. So was macht einen entsetzlich halbgebildeten Eindruck.

Ich überwand meinen Ärger und sagte: „Das Schlimme ist, daß sie recht und unrecht haben, alle beide, Frau Hartmann und die Bettlerin. Es ist möglich, daß prinzipaliter sie beide gehängt werden sollten; das würde jedenfalls ihnen beiden am besten thun. Aber subsidialiter geht es doch wohl an, daß man beide laufen läßt. Ich habe auch an Mitgefühl für die Hungrigen schon stark gelitten; aber nach und nach kommt man darauf, daß diese es nicht am allerärgsten haben."

„Wer denn hat es am allerärgsten?" fragte sie bitteren Tons.

„Die es am allerbesten haben," antwortete ich. „Sie haben nämlich am wenigsten Illusionen."

„Pah," glaubte ich zu hören. Ich fuhr fort.

„Jeder Mensch verträgt ein gewisses Quantum Leiden; wird dies Quantum überschritten, so geht der Betreffende halt in den Ackerselv. Das kostet nichts: da hinab ist der Zutritt frei. Folglich kann man behaupten: so lang das Individuum nicht in den Ackerselv geht, so lang gehen seine Leiden nicht über das Maß des Erträglichen hinaus. (Ein zweifelndes „Hm?") — Ja, dieser Schluß ist so ziemlich verläßlich. Nun gehen jedoch verhältnismäßig wenige von den Hungrigen in den Ackerselv. Daraus schließe ich, daß es Leiden giebt, die schlimmer sind als Hunger, unerträglicher, hoffnungsloser. Es ist nun einmal falsch, die Leiden

dieser Parias mit unserer Elle zu messen. Sie spüren es nicht so, wie wir es unter ähnlichen Umständen spüren würden. Der Mensch ist ein elastisches Wesen; er gewöhnt sich an alles."

„Nur nicht ans Hungern."

„O ja; bis zu einem gewissen Grad doch."

„Haben Sie es versucht?"

„Nein, selbstverständlich."

„Na, da sollten Sie doch nicht gar so sicher sein."

„Ich gehe von meiner Ackerselbstatistik aus."

„Die Verhungerten gehen vielleicht nicht so oft in den Fluß hinein, das kommt aber wohl daher, weil sie so auch schnell sterben. Ich habe in einer Zeitung gelesen, daß unter je tausend Personen drei- bis viermal mehr Arme als Wohlhabende sterben."

Ich (mit Achselzucken): „Sterben muß eben jeder. Man hat nicht so besonders viel gewonnen durch das Leben."

„Ja, da wäre es wohl besser, sie ein bißchen rasch zu töten, scheint mir."

„Tja" . . . Achselzucken.

Pause.

IX.

Wenn ich nur begreifen könnte — —

Mich zu heiraten, daran denkt sie also nicht; das schließe ich aus ihren verschiedenen Aussprüchen und aus ihrer Aufführung. Natürlich; dächte sie an so was, so wäre sie ganz anders zurückhaltend, das gehörte wohl zum allereinfachsten, zum angeborenen weiblichen

Takt. Überdies weiß eine vierundzwanzigjährige Dame, daß ein gebildeter Mann nicht eine Frau nimmt, die durch ihr Auftreten — ihm oder anderen gegenüber — irgend eine Art von Zweifel erweckt.

Also nur „um die Langweile zu vertreiben“?

Sich den Kuckuck um Ruf, um Zukunft, um alles zu kümmern, was einem Weibe wichtig und heilig ist ... um nur die „Langweile“ einiger Nachmittage zu vertreiben? Kann man thun, als glaubte man so etwas?

Oder sollte dennoch eine Neigung dahinter stecken?

Das wäre niedlich, in der That. Den Herzensfrieden eines Weibes zu stören, ohne Spur von Absicht oder Grund, sie vielleicht für ihre Lebezeit unglücklich machen, ohne ihr irgend eine Art von Erstattung geben zu wollen — oder können, nicht einmal so viel wie eine Erinnerung, von der man zu zehren vermöchte ... wirklich großartig.

— — Hahaha, Du alter Hansnarr, bist Du nun wieder da! Sie kann „unglücklich“ werden? Ist sie jetzt etwa glücklich? Ist es besser, sich zu Tode zu langweilen, als sich zu Tode kränken? — Fast immer ist „moralisch“ das gleiche wie „feig“. Ich will sie nicht unglücklich machen,“ d. h. ich weiß, daß sie auf jeden Fall unglücklich wird; ich will dabei nur selbst „keine Verantwortung haben“, i. e. keine Unannehmlichkeiten für meine Person. Das Mädchen wird zu Grunde gehen; laß sie da lieber an Langweile zu Grunde gehen, — so bin ich wenigstens außer Spiel!

Das nennt man „ein gutes Gewissen“ haben. —

Es ist übrigens keine Gefahr vorhanden. Sie ist keine erotische Natur; — auffallend schöne Weiber

haben das. Darum bleiben sie auch verhältnismäßig so oft unverheiratet. Und darum heißt es auch, daß es die Häßlichen sind, die am meisten geliebt werden. Sie haben nämlich am meisten „Geschlecht“. Die Schönen und Kalten verlieben sich selten, wecken also selten Gegenliebe; heiraten sie, so geschieht es aus Neugier oder wegen der sozialen Stellung u. s. f. Wird Fräulein Holmsen einmal ihrer Jungfräulichkeit müde, so nimmt sie ein oder den anderen reichen Mann, der ihr Pferde und Diamanten halten kann. —

Im ganzen genommen: Das Weib liebt nicht wie wir. Ihre Neigung bedeutet, daß ihr Kind nun einmal einen Vater braucht; es ist nicht so übermäßig wichtig, ob es der oder jener ist. Kriegt sie nicht den Besten, so weint sie und nimmt den Nächstbesten. —

Und heiratet sie gar nicht, so hat das auch nichts auf sich. Sie behelfen sich, bei Gott, auch so ganz gut, diese alten Jungfern. Die „Frauensache“ geht sogar darauf aus, noch mehr alte Jungfern zu schaffen; es giebt für die Frauen nur eine wesentliche Frage: die Versorgung. Können sie es dazu bringen, sich zu versorgen, so scheren sie sich weder um Mann noch Ehe; es ist so prächtig, nämlich, von diesen ekelhaften, eingebildeten Männern unabhängig zu sein.

*

Beständig müssen die Damen diese großen, weiten, allgemeinen Worte gebrauchen, die so unnüanciert und so grob sind. Ein Ding ist eins von beiden: „lieb“ oder „ekelhaft“; einem Menschen gegenüber fühlen sie eins von beiden; sie sind in ihn „verliebt“ oder sie

„können ihn nicht leiden"; allgemeinen Fragen oder Verhältnissen gegenüber sind sie entweder „ganz begeistert" oder sie „hassen" — mit einem dicken Strich darunter. Eins von beiden: schwarz oder weiß. Die feinere Charakteristik interessiert sie nicht.

„Ja, aber könnt ihr was anderes von uns erwarten, wo wir nichts gelernt haben?" — sagt Fanny.

*

Merkwürdig. Ich war eigentlich ein wenig verschossen in Mathilde; sie kam mir so naiv und kindisch und köstlich leichtsinnig vor; nun sitze ich da und fühle mich unwohl und denke an Fanny.

Heut Abend mußte ich zuletzt die Augen schließen und mir vorstellen, daß es sie sei, die ich in den Armen hielt . . .

— Daß uns doch immer nur das erstrebenswert scheint, was wir nicht besitzen!

*

Man sollte jung heiraten; sonst geschieht es gar nicht.

Teils häufen sich unsere eigenen Bedenken stets mehr und mehr; teils erfahren wir zu viel — durch die verheirateten Freunde.

Großer Gott, — all diese notleidenden Ehemänner! Sie setzen die längste Zeit eine glückliche Miene auf und sagen: „heiraten Sie, lieber Freund; es ist das einzige;" hat man sie aber unter vier Augen beim dritten Glas Toddy (wenn sie sich überhaupt ein drittes gestatten dürfen) — so riskiert man alles mögliche.

Sie beginnen über „das Weib“ zu reden. In allgemeinen Sätzen: in Form allgemeiner Theorieen. Sie haben andere Ehemänner sagen hören --, der und der bekannte Gynäkologe meint —; ich habe Dr. N. N.'s berühmte Frauenphysiologie gelesen, und in dieser steht —. Und sobald Männer vom „Weib“ in allgemeinen Sätzen zu reden beginnen, soll man seine Ohren gebrauchen; denn da steckt fast immer 'etwas dahinter. —

Ich kenne zweierlei Arten von Ehemänner-Klagen.

Die einen sagen: die Frau ist 'kalt. Sie hat wenig oder kein Interesse für das und das, thut es nur aus Pflicht und Fügsamkeit. Und sie senken ihre Stimme zu Geflüster und sagen: „Sie glauben nicht, wie allgemein das ist; mehr als ein Ehemann hat mir anvertraut, daß er . . . .“ —

Das habe ich übrigens nie geglaubt. Es will in der Regel nichts anders sagen, als daß die betreffende Dame ohne Liebe geheiratet hat . . . was ja hie und da passiert.

Na, schlimm kann die Sache ja dennoch sein. Aber noch schlimmer scheint es um die Ehemänner zu stehen, deren Frauen verliebt sind, — wenn ich nämlich Dr. Kvaale trauen kann.

Ich treffe den Mann hie und da bei Jonathan; aber er ist ein wenig mürrisch; ich bringe ihn nicht recht dazu, sich zu eröffnen. Heute Abend jedoch saßen wir eine Weile über einem Toddy beisammen, und ich purrte ihn so lange aus, bis er wirklich ein wenig aus sich herauskroch.

Ein eigentümlicher Kerl, Bauernstudent, scheu, zurückhaltend, mit einem breiten, unregelmäßigen Ge-

sicht und kleinen, seltsamen Augen; eigentlich gescheit; hat viel gedacht und durchgemacht — und allerlei Grausliches ohne Zweifel; im Grunde ein interessanter Mann. Er hat das Experiment gewagt, sich mit seiner Jugendflamme zu vermählen, aber so spät, daß sie und er ziemlich abgeblüht waren. —

— — „Die meisten Ehemänner behaupten übrigens, das Weib sei kalt," stachelte ich.

Er zog ein wenig die Schultern empor und gellte dann mit seiner etwas scharfen Stimme hinaus und sprach:

„Die Männer sind's, die nicht das Talent haben, das Weib zu wecken, Väterchen. Ist es erst geweckt, so .... wird in der Regel keine Ursache vorhanden sein, über Kälte zu klagen. Eher das Gegenteil."

„So —? Das sollte mich doch wundernehmen."

„Das Weib ist das Gattungsgeschöpf par excellence," knurrte er. „Das ist ja ganz natürlich. Die Monandrie ist ein wahres Satanszeug."

Ich disputierte mit ihm, bis ich über seine Lage so ziemlich ins Klare kam, und mir wurde ganz unheimlich zu Mute dabei. Sie hat dennoch recht, das Fräulein Berner, mit ihrer Vernunftehe. —

*

Alle möglichen schrecklichen Ehegeschichten fallen mir ein. Heute sah ich den Agenten Lunde auf der Straße, und da kam mir in den Sinn, was er einmal erzählte.

„Haja, Sie; ja freilich ist es komisch; die Jugend verbringen wir damit, uns eine Frau zu suchen, und

im Mannesalter, da kriegen wir genug zu thun, sie wieder los zu werden. Denn das letztere ist bei Gott viel schwerer, als das erstere."

„Na .... ist das Gesetz vielleicht nicht liberal genug?"

„Das Gesetz? Ha, — das ist dumm genug; das umgeht man schon; nein, die Frau ist's, müssen Sie wissen."

„Nun, die können Sie doch wohl Ihrer überdrüssig machen?"

Er lachte. „Ja, überdrüssig war sie schon; aber scheiden — hohohoho! Na ja, sehen Sie, da mußte ich es halt mit einem Skandal versuchen. Ja wohl, ja; ganz offen, ja; da hörte sie davon!"

„Nun?"

Er lachte wieder mit einem inneren, angestrengten Gelächter, das unangenehm nervös wirkte. „Sie verzieh mir!" sagte er.

„Ja, aber auf die Dauer —"

„O doch, ein= um das andermal. Heulte ein wenig, ja; gab einen Krampfanfall oder zwei zum besten; sobald aber der Anstand gerettet war, sehen Sie, — so kam sie mit der Verzeihung auf dem Präsentierbrett — hohohoho! und man ist doch ein gebildeter Mensch; man kann doch eine Dame nicht so schlankweg beleidigen."

„Hm!"

„Einmal trieb ich es so weit, daß sie die letzte Scene von dieser Komödie aufführte, — Sie wissen ja — richtig, Nora; ging durch, sehen Sie. „Gott sei Dank," dachte ich mir und begab mich in den Klub;

da feierte ich meine Erlösung mit einem ordentlichen, wie Sie sich denken können. Aber als ich heim kam, — hohohoho! — wer sitzt wohl in meinem Salon? Wer anders, als meine Frau? — in voller Reisetracht und verweint, und entsetzlich, mit ihrer ganzen Desperation über alle Stühle gebreitet. Hohohoho!"

„Na, da könnten Sie ja ganz einfach —"

„Sie führte einen Nervenanfall auf, prima Sorte, erste Klasse A 1 mit einem Stern. Ich hielt ihn aus wie ein Mann und dachte mir: „es ist ja zum letzten Mal" . . . Endlich merkte sie, daß die Methode nicht länger wirke und daß dennoch Gefahr im Anzug sei, und so fiel sie mir denn um den Hals — hohoho — und vergab mir. Hohoho — ja; sie war nicht ohne Humor."

Ich erinnere mich nicht an alles, was der Mensch getrieben, um sich gegen die Verzeihung seiner Frau zu schützen; aber ich erinnere mich der melancholischen Schlußbemerkungen.

„Ja, ja, ja! Ich war meinerzeit einmal eine frohe Seele; gute Laune, liebenswürdiger Kerl . . . . Aber im Lauf dieser sechs Jahre war ich halt so ein . . . . Gorilla geworden. Gorilla, ja wohl. Was Teufel soll man thun! Ach nein, hat man sich einmal eine Frau zugezogen, sehen Sie, so giebt es nur eine Medizin gegen diese Krankheit: eine schreckliche lange Geduld. Oder, wenn man diese Ware etwa nicht führt, — dann einen guten, starken, hänfernen Strick, ja. Ha, ja, ja, so ist's! Wir sind nicht zu unserem Spaß auf der Welt, wie Sie wissen! Aber ich für mein Teil, sehen Sie, ich schlug mich in die Büsche

und dachte mir: „das wäre doch des Teufels, wenn ich mit Dir nicht fertig würde, Mütterchen!" — und so wurde ich auf diese Art mit ihr fertig."

— — Das schlimmste an der Geschichte ist, daß der Mensch bis zum heutigen Tag seine Frau noch lieb hat . . . .

*

Ein wunderlicher Gedanke verfolgt mich. Dieser Agent Lunde ist ja genau eine zweite Ausgabe von Fannys Vater (sie erzählt von ihren Eltern, so oft ich sie bitte, von sich zu erzählen; etwas mystisch). — Angenommen, ich heiratete Fanny (die wahrscheinlich in einiger Zeit eine Wiederholung ihrer Mutter würde), so würde nach aller Wahrscheinlichkeit ich auch so ein elender Geselle . . . ., ein Herr Holmsen, ein Agent Lunde. Ich sehe mich in dieser Rolle, bierschwer und cognacheiß von Kneipe zu Kneipe stampfen und über „das Weib" philosophieren.

Aber zum Henker, ich will mich ja gar nicht mit ihr verheiraten; was ist das für ein Geschwätz? — Ich will ja doch eben Fräulein Holmsen nicht heiraten! —

X.

Es giebt nichts Schnurrigeres, als wenn zwei ehemalige Zechkumpane und Höllenbrände nach manchen Jahrs Verlauf einander wieder treffen und der eine seiner Vorzeit treu geblieben ist, während der andere Seelsorger geworden. Ich traf heute Abend in einer Gesellschaft meinen früheren „Galgenbruder" und

„Mitberauschten"*) Fritz, alias der „Lieutenant", als den sehr wohl ehrwürdigen — Herrn Pastor Löchen wieder.

Wir haben manche Nacht zusammen durchschwärmt und „verjubiliert", wie wir's zu nennen pflegten; Gott weiß, ob er wohl noch daran denkt. Er war ein kühner, schöner Bursch, schneidig und stramm, mit einem lichtblonden, martialischen Schnurrbart (woher der Kosename „Lieutenant"), flink beim Glas und lustig unter den Mädels. Der beste Kneipgeselle, den man sich wünschen konnte, sang gut, erzählte gut, sprudelte über vor Witzen und pikanten Histörchen; erfand selber Streiche und Geschichten; überdies ein flotter Studentenkomödiant, und ich glaube, seine lebensgroße Frage war die, ob er Dichter oder Schauspieler werden solle.

Doch wurde schließlich wohl das „dolce jubilo" zu viel, und er brach jäh ab, wurde ein gesetzter Ehemann und warf sich auf die Theologie. Und wir glitten von einander und begannen jeder unsere eigene Sprache zu reden, bis der eine den anderen nicht mehr verstand. Bald grüßten wir uns nur mehr über die Gasse hinüber; sein Umgang wurde immer mehr weißkravattig. Und er selbst mit. Sein Gesicht zog sich immer länger und länger und es wurde blässer und blässer; zum Schluß fiel der Schnurrbart und der cand. theol. stand fertig da.

Heute Abend traf ich ihn nach ein paar Jahren wieder. Er war nicht zu erkennen. Pastor von Kopf

*) „Miterlöste" nennen die norwegischen Pietisten einander.

bis Fuß. Das Gesicht so gut wie neu, mit all den langen geistlichen Linien und all den breiten geistlichen Zügen; er hatte auch einen anderen Mund, einen breiten, freundlich-ernsten, gottergebenen Seelsorgermund; nur oben bei den Augen waren noch einige Spuren da vom ehemaligen lustigen Bruder.

Es war mir ungefähr, wie einen Mann zu treffen, der tot gewesen, aber wieder lebendig geworden. Er hatte wohl eine ähnliche Empfindung mir gegenüber; wenigstens sagte er ein paarmal, nicht ohne Wehmut: „Es ist merkwürdig, Gram, wie Du Dich verändert hast.“ Ich antwortete mit einer Ironie, die er kaum fühlte: „Du, Du bist auch nicht mehr ganz der Gleiche, Pastor.“

— „Und wie geht es Dir denn eigentlich, lieber Freund?“ Er machte einen recht wohlgemeinten Versuch, Mitmensch zu sein.

„O danke, es passiert. Ich langweile mich acht Tage in der Woche und unterhalte mich an den übrigen.“

„Hm, sich langweilen,“ lächelte er und wurde wieder Pastor. „O ja, ich, ich habe das auch probiert in alten Tagen.“

„Nur in den alten?“

„Ja, ich glaube, die Wahrheit zu sagen, der Ausdruck „langweilen“ . . . er existiert nicht im Wörterbuch der Christen.“

Der alte Rabulist und Freimütige wollte gerade in mir erwachen; da bemerkte ich die Hausfrau in der Nähe; sie sah ein wenig bekümmert auf uns . . . und ich bezwang mich. Ich sagte etwas sehr Höfliches, daß es wohl mit den Christen sei, wie mit denen von „uns,

die auf die eine oder andere Weise die große Resignation durchlebt haben —: wir wissen, die Langeweile gehört mit dazu und nehmen sie also, wie ein Kreuz, ohne sonderliches Knurren — schließlich als etwas hin, das sein muß, als das Normale, das man nicht mehr fühlt . . ."

Doch er meinte nein. Es war nicht Resignation. Ganz im Gegenteil. Es war Hoffnung, Glauben, Lebensmut, — Lebenslust. „Wir haben jede Stunde, jede Minute in Anspruch genommen, — und durch etwas in Anspruch genommen, was der Mühe wohl wert ist!" —

„Ja, ja, wenn man das so sicher weiß —," antwortete ich und ging auf etwas Anderes über. Wir schieden mit der „Hoffnung", uns wieder zu treffen. — Ach, wozu sollte das gut sein.

Er ist ganz bestimmt glücklicher als ich. Allein ich bin in keiner Weise im stande, ihn zu beneiden. Es ist schließlich gar nicht das Glück, was wir suchen; es ist etwas Anderes, etwas Höheres . . . .

XI.

„Sie sind gewiß heute Abend ein wenig müde, Fräulein?"

„Ich? — Oh . . . oh nein. Gar nicht besonders."

„Wie ist Ihnen eigentlich so tagsüber? — Nehmen Sie alles ruhig? jeden Tag für sich?

Etwas hurtig, gleichsam abnehmend antwortet sie: „Reden wir lieber nicht davon!"

Pause.

— — Warum will sie davon nicht reden? — Wer nur wüßte, was eigentlich in ihr steckt, woran sie bei Tag denkt, was sie beschäftigt; was für Sehnsucht, Thränen, Erinnerungen, Bekümmernisse es sind, die sie plagen . . . Denn aus allem, was sie sagt, errate ich, daß sie es alles eher denn gut hat. Aber sie dazu bewegen, sich zu erklären, sich für mich durchsichtig zu machen . . . ., sie weicht beständig aus. Versteht sie mich nicht?

Und ich ärgere mich darüber, daß zwei vernünftige Menschen so neben einander hergehen und einander wildfremd sein sollen.

Wie ihr eigentlich zumute ist, diesem jungen Weibe, das hier geht und sich auf meinen Arm stützt? — Manchesmal habe ich die Empfindung, als stütze sie sich schwerer als eigentlich notwendig ist, suche einen Vorwand, den Arm an ihre Brust zu drücken . . . es rieselt behaglich warm durch mich, und ich sage zu mir selbst: vielleicht brauchte es nun nichts als einen flüchtigen Kuß und das Eis wäre gebrochen. . .

Allein ein Mädchen küssen, das ist gerade so, wie seinen Namen auf einen Wechsel schreiben: will, darf, kann ich übernehmen, was daraus erfolgt? — — Und der Kuß unterbleibt und das Eis bleibt liegen.

— — „So; nun bin ich also zuhause.“

„Ja; alles nimmt ein Ende.“

„Und Sie Armer, der noch so weit heim hat!“

Sie schnappt nach meiner Hand und drückt sie weich und warm. „Viel Dank für heute.“

„Ihnen selbst Dank —, Fräulein. Wann treffen wir uns wieder?“

„Wann Sie wollen. Ich gehe diese Tour täglich.“

„Auf Wiedersehen also. Gute Nacht.“

„Auf Wiedersehen!“ — —

Ich wackle langsam heim. Ich habe nichts, wonach ich hasten könnte.

*

— — Nein, nein; nicht schreiben. Ich habe zu viel zu denken.

Das wird nun so Gewohnheit, das —: ein Glas und eine Cigarrette, und dann im Schaukelstuhle sitzen und sich in Träume verlieren, — stundenlang.

— — Wer ist sie? Was will sie? Was beabsichtigt sie? Wie soll ich mich eigentlich zu all dem stellen; es muß doch einmal ein Ende haben . . . na, genau genommen hat auch das sein Interesse. Als Studium, jedenfalls. Sie ist für mich etwas Neues . .

— — Ob ich etwas auf diese Karte setzen soll? Ob ich etwas wagen soll? Vielleicht irre ich mich in ihr; sie ist mir ein wenig merkwürdig; aber vielleicht dennoch . . wenn das Eis einmal gebrochen wäre . . sie ganz und durchaus kennen — —? Vielleicht ist sie doch — nicht bloß zum Teil, sondern in allem Wesentlichen, — diejenige, mit der ich auskommen könnte, — ich, der ich ja selbst so ein bißchen apart bin. . . .

Und ich sitze stundenlang und erwäge diese selbigen Fragen wieder und wieder, ohne Ende und ohne Anfang. Das Resultat ist immer negativ; aber gleich verlockend bleibt das Spiel. Und ich gehe um zwei

Uhr ins Bett, um des Morgens in allen Nerven zitternd aufzuwachen. —

— Nein; nichts schreiben . . .

*

(Sonntag Abend.)

Dieser Kvaale ist ein verdammter Pessimist.

„Sie sind so naiv, diese Bohémiens," schrillte er heute Abend bei Jonathan; „Sie glauben, die Ehe könne „auf Liebe gegründet werden"; ob man je so was gehört hat? Was ist denn Liebe? — Sie ist nichts anderes als die Entbehrung, der Durst . . oder wie wir es nun nennen wollen . . . und man ist doch zum Henker nicht länger durstig, wenn man zu trinken bekommen hat?!"

„Na," meinte ich, „ist der Wein gut, so wird man um so durstiger, je länger man dabei bleibt."

„Ja; aber wenn man über den Durst trinkt, so kommt der Kater; das ist physiologisch begründet."

„Jedoch er geht vorüber und man trinkt wieder."

„Das ist Gewohnheitstrinkerei, und da sind wir bei der Sache, Väterchen: die Ehe ist nicht auf Liebe, sondern auf Gewohnheit begründet. Man macht sich kein Deut mehr aus einander, aber man hängt dennoch zusammen, auf Grund einer Gewohnheit, die bei Gott oft recht —" (Achselzucken.)

Georg Jonathan setzte seine unliebenswürdigste Spleenmiene auf und sagte: „Die Ehe ist eine bequeme Einrichtung für diejenigen, die nicht länger lieben."

„Herrgott," sagte ich, „lassen Sie uns mit der Ehemanns-Geckenhaftigkeit in Ruh'. Wir wissen ja

alle recht gut, daß es Liebesverhältnisse giebt, welche dauern."

„Indeed," sagte Jonathan, „es giebt Frauen, welche dies Genie besitzen."

„Was für ein Genie?" kläffte Kvaale.

„Es ist das eine weibliche Taktfrage," bemerkte Jonathan und rauchte behaglich durch die Nase, — „eine Naturgabe, die übrigens nicht sehr allgemein ist. Die Schamhaftigkeit, Mylords! Das accurat richtige Maß von Zurückhaltung, — gleich weit entfernt von Prüderie wie vom Gegenteil!

„Der Mann," fuhr er fort, muß nämlich in einer gewissen Unsicherheit erhalten werden. Er muß die Illusion haben, die Schöne zu erobern; ihre Gunst zu erkämpfen, sie zu verführen; beständig muß er sich als den Siegenden fühlen, als den Vorgezogenen, den zwischen so und so viel Rivalen stets von neuem Auserwählten. Wird er sicher, so verliert das Spiel sein Interesse für ihn, und läuft sie ihm nach, so erweckt sie nur sein Mitleid. Ein Weib darf nie den Mann auf den Gedanken kommen lassen: „Die Arme! sie hat ja nur mich!" — Will man hoch im Preis stehen, so muß man sich hoch im Preis halten; die Weiber, welche diesen Grundsatz recht verstehen, die schießen den Vogel ab."

„Die sich also auf Koketterie verstehen," — verdolmetschte ich.

„Ganz richtig."

„Unsere nordische Frau ist eigentlich zu brav," lächelte Kvaale. —

— Sie mißfielen mir. Ein paar elende Stümper, im Grunde, die nicht einmal mit so viel wie einer Ehe können fertig werden.

XII.

Wir machten unseren gewöhnlichsten Spaziergang — über die Ljabro-Chaussee hinaus.

Der Fjord gefroren. Alles Schnee. Ungeheuer und leer gähnt der unermeßliche Schneebach uns durch das Graulicht der Dämmerung entgegen.

„Genau so ist das Leben," sagte ich, „ein offener, leerer, gefrorener Schneeschlund mit Dämmerungslicht und grauem Schneehimmel. Traurig, ein einsamer Wanderer durch solch eine Öde zu sein!"

„Ja," rief sie, „wie gut, zu zweien zu sein!" — und fügte hastig bei: „— allein käme ich nämlich nicht zum Spazierengehen; ich fürchte mich im Dunkeln."

„Ja, das ist so bei den Frauen. Wahrscheinlich das Bedürfnis nach einem Beschützer."

„Ich weiß nicht, was es ist; aber ich denke mir immer, ich könnte einmal so Erscheinungen haben — wie heißt das nur wieder —: Hal — le — lu —"

„Hallucinationen, ja, ja; Gespenster, wie man in alten Tagen sagte."

„Ja, sind Sie aber auch so sicher, daß es keine Gespenster giebt?"

„Hja. Ich wollte, sie existierten übrigens, — hätte ich fast gesagt."

„Uf nein, — warum denn?"

„Na, hie und da wird mir die Welt gar zu patentiert. Es ist ja alles so schrecklich vernünftig und korrekt. Nur Mathematik und Pferdekräfte. Freilich, das ist ja ganz schön; aber ... Es ist ungemein schön, bewahre ... Für Sie ist die Sache übrigens nicht gefährlich; — Sie halten sich ja an Gott?“ —

„Wenn ich ihn nur nicht auch verliere!“

„O nein. Halten Sie ihn fest. In ein paar Jahren kommt er vielleicht doch wieder in die Mode.“

Sie: „War es nicht Blytt, den Sie da grüßten, — der Maler?“

Ich: „Ja wohl.“

Sie: Ist das nicht so ein Rechter?“

Ich: „Was für ein Rechter?“

Sie: „So ein ... Don Juan?“

Ich: „O ja, er hat Sinn für Schönheit gehabt.“

Sie: „Pah — auch ein Ausdruck!“

Ich: „Ein ziemlich richtiger übrigens.“

Sie (kampfbereit): „Na, diese Sache kann man wohl von verschiedenen Seiten betrachten.“

Ich (gleichgültig): „Tjah.“

Sie: „Diejenigen nehmen es wohl nicht so leicht, die er unglücklich gemacht hat.“

Ich: „Hja, ... Unglück ... das ist so ein schwieriger Begriff. Ich habe auch unglücklich geliebt. Aber ich muß sagen, von den paar „glücklichen“ Verhältnissen, die ich gehabt, hat keines mich so — ganz eingenommen, und ist keines mir in dem Grade heilig und teuer gewesen, wie diese „unglücklichen“ Geschichten. So eine unglückliche Liebe — das ist etwas, das einem die Seele in Schwung versetzt, — und wovon man

noch jahrelang nachher leben kann. Liebe ist überhaupt unglückliche Liebe."

Sie (kurz, verdrossen): „Schöne Red', das!"

Ich: „Es ist eben so."

Sie (nach einer Pause): „Sie, Sie blieben nicht mit dem Kinde und der Schande zurück."

Ich: „Wenn es ein Weib giebt, welches sich schämt, ein Kind gekriegt zu haben, so verdient sie, daß sie zur Hölle fährt."

Schweigen.

*

„Optimisten — was ist das eigentlich?"

„Na, — Leute, die an das Gute im Leben, an den Sieg des Guten u. s. w. glauben, die im ganzen finden, die Welt sei schön."

„Dann bin ich Optimistin — . . mindestens jetzt . . — Sind Sie es nicht?"

„Na, die Welt könnte vermutlich noch ärger sein. Ich halte jedenfalls meine Ohren steif; Herrgott . . . Ja, kurz gesagt, eins von beiden. Entweder sagt man der Welt Valet oder man richtet sich mit ihr ein; es hilft ja nichts, zu jammern. „Zu plärren", wie Georg Jonathan es nennt."

„— Das ist gewiß richtig."

„Diese Optimisten, ja . . . es sind das ungemein brave Leute. Nützliche Leute. Ohne sie kommt man nicht weit. Aber — na ja: bissel seicht sind sie wohl; denken nicht gerade sehr tief; manchesmal auch etwas schmalspurig. Oft sind es Leute, die nicht den Mut haben, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und die sich

darum in allerhand Glauben und Hoffnung und Liebe einmummen, um jene ein wenig weiter weg zu kriegen . . so wie die Religiösen im allgemeinen thun."

„Ja, aber an etwas muß man denn doch glauben?"

„Man mag an sich selber glauben, so lang als es geht."

„Ja, wer das könnte!"

„O, man kann, was man muß."

„Möglich!" —

*

„Wenn aber Gott nicht existierte, warum sollten die Leute da an ihn zu glauben erfunden haben?"

„Hm, manchesmal glaube ich, man habe Gott erfunden, um jemanden zu haben, gegen den man aufrichtig sein kann. Jemanden, vor dem man eben nicht Komödie zu spielen braucht."

„Uf, — spielen wir denn allen anderen Komödie vor, meinen Sie?"

„Selbstverständlich."

„Wenn Sie z. B. jemand hätten, den Sie richtig liebten — —?"

„So löge ich, um interessant zu sein, und wenn die Liebe vorüber wäre, so löge ich, weil ich nicht mehr Lust hätte, mich vor diesem Geschöpfe auszukleiden."

Pause.

„Vor sich selbst," fügte ich bei, „lügt man natürlich am meisten. Man ist einfach gezwungen dazu. In sich hineinzusehen, „so wie man ist", — das wäre zu häßlich. Da würde man ja einfach verrückt. Nein;

sich aber so eine Figur außerhalb von seinem Ich zu setzen, — einen „Gott“, ein Wesen, das alles weiß, so daß es gar nichts nützt, Komödie zu spielen, und ein Wesen, das alles versteht, so daß es gar nicht gefährlich ist, wenn er uns hinter die Schliche kommt, — diese Idee ist wirklich schlau.“

„Wenn ich nur mit Gewißheit erführe, ob er existiert oder nicht, sonst hilft es nichts.“

„Na, was die Gewißheit angeht — Es ist ziemlich gleichgültig, ob Gott existiert oder nicht, wenn man sich nur dazu bringt, überzeugt zu sein.“

„Uf, — merken Sie denn nicht, daß Sie mir den Glauben nehmen, wenn Sie so etwas sagen?“

— Achselzucken.

*

„Sie könnten mir wirklich etwas von all den merkwürdigen Dingen erzählen, welche die Wissenschaft nun herausgebracht hat.“

„Hja . . . Wenn Sie die Frage so stellen . . . Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich Ihnen vom Telephon oder von der Spektralanalyse erzähle?“

„Nein, das ist wohl nicht das Wichtigste . . .“

„Was Gott, Tugend und Unsterblichkeit angeht, so befaßt die Wissenschaft sich nicht länger mit dergleichen. Das sind Probleme für Bauern.“

„Hm ja . . . möglich!“

„Wenn Sie nur so ganz allgemein mich fragen, was die Wissenschaft nun herausgebracht hat, so kann ich wohl noch am ehesten negativ antworten —: sie

hat herausgebracht, daß dies und das und das und dies nicht so ist. Und das ist an und für sich ebenso wichtig."

„Ich verstehe das nicht."

„Doch; so oft man solch eine neue Unwissenheit herauskriegt, schürft man eben eine neue Schichte Dummheit von sich ab."

Gelächter. „Auf diese Weise würde man schließlich recht gründlich abgeschürft!"

„Ja, ja; man wird ein wenig kahl gerupft." — —

XIII.

(Februar 85.)

Warum ich sie mit dieser Inquisition nach ihrem früheren Leben u. s. w. quäle? — Gott weiß. Es ist sehr lächerlich. Ich habe ja gar keine Rechte. Keine Absicht. Kann es aber einfach nicht lassen.

Und je weniger sie erzählt, desto neugieriger werde ich. Es ist klar, daß Geschichten vorhanden sind, die sie mir verhehlt — und warum in aller Welt sollte sie nicht verhehlen? — allein da muß ich eben darüber Klarheit haben. Ich frage und grabe, verhöre, und „kreuzverhöre", gebrauche moralische Daumschrauben und alle möglichen gemeinen Untersuchungsrichter-Kniffe . . . das ist niedrig, das ist verächtlich; aber was soll ich thun? —

Sie ist nämlich recht pfiffig, die Kleine. Erzählt mir alles Mögliche, um das ich mich nicht kümmere, stiehlt sich hinter Geschichten von Verwandten nnd

Bekannten, von Narrenstreichen im Frauenverein u. s. f.; entschlüpft den von mir aufgestellten Fallen mit einer Behendigkeit, die mich überrascht. Entweder ist sie im allerhöchsten Grade unschuldig oder auch — da dies nicht recht denkbar scheint, bei einem so erwachsenen und nicht im Treibhaus gepflegten Mädchen — sie ist erfahrener, als ich gern glauben möchte.

Weiß sie z. B., in welchem Grad das die Neugier eines Mannes erhitzt, seine Phantasie aufreizt . . all dies Unsichere, Halbdunkle, Halbzweifelhafte, mit Möglichkeiten nach allen Seiten hin? —

Das Schlaueste ist aber vielleicht die „naiv" offenherzige Art, in welcher sie mir von ihren vielen „Freunden" und „Kameraden" erzählt. Es ist natürlich undenkbar, daß nicht etwas mehr hinter all diesen Kameradschaften mit jungen Männern stecken sollte, mit denen sie sich in Wald und Flur und da und dort herumgetrieben — ganz wie nun mit mir. — Ja, aber unser Verhältnis ist ja doch bei Gott anständig genug? — Ohne Zweifel; allein angenommen, es wäre mein Verdienst . . . Nicht alle diese jungen Männer waren so alt und so tugendhaft wie ich. Weiß ich etwa, was sie thäte, wenn ich plötzlich an einem einsamen Fleck sie mit Liebe überfallen wollte? — Es ist geschmacklos; es ist eigentlich eine ganz schmähliche Koketterie, das mit diesem Heimlichthun.

Sie glaubt an die zehn Gebote auf den zwei Steintafeln. Besonders an das sechste, das nun einmal für diese junge Mädchen des Gesetzes ganze Fülle ist.

In dieser „Bohême“-Zeit ist es übrigens dies Gebot, das beständig aufs Tapet kommt. Ich entschuldige die Mannsleute nach Kräften und sage, es sei nicht so leicht für sie und sie kann, bewahre, ein gut Teil einräumen; aber die Grundbegriffe sind doch jene aus Dr. Martin Luther's kleinem Katechismus. Die Monogamie ist von GOTT dem HErrn im Garten Eden eingesetzt worden und die Menschen haben seit dieser Zeit brav und vergnügt, jeder mit seinem Weib und jede mit ihrem Mann — gelebt, abgesehen von einzelnen unaussprechlichen und wahnwitzigen Ausnahmen, welche sämtliche in Hölle und Qual ihre wohlverdiente Strafe empfangen haben.

„Ich weiß wohl,“ sagt sie, daß es ein gut Teil ordinäre Burschen giebt, welche in solche — welche so gewiß Abwege gehen; aber daß Männer, die für gebildet gelten wollen, die nachher in ordentlicher Gesellschaft auftreten und . . . mit uns anderen reden und uns bei der Hand nehmen, . . . daß sie sich einlassen können —, daß sie imstande sind . . . sich bequemen mögen zu so einem Wesen zu gehen, — das macht mir förmlich übel! —

„Wir Frauen haben eine Selbstachtung, welche ihr Männer wohl nicht versteht, eine rein körperliche Selbstachtung, . . . so daß sehr vieles, was ihr eben könnt, für uns ganz naturwidrig ist, ganz . . . unüberwindlich; und diese . . . Personen, welche Sie fast verteidigen wollen, — ja, die müssen so gänzlich verkommen sein, . . . so vollständig alles Menschliche und Weibliche und Reinliche in sich unterdrückt haben, daß absolut nichts Anderes von ihnen übrig ist als dieser . .

dieser . . . Kadaver; und da sich zu denken, daß — uf!! Nein, nein, Sie sollen gar nicht versuchen, dergleichen zu erklären, Gram!"

Sie reizt mich mit ihren lutherisch-evangelischen Begriffen, bis ich ärgerlich werde und ihr eine Dosis Moralhistorie eingebe. Nachher ärgert es mich, daß ich ihr all das Häßliche erzählt habe; man kann nicht recht wissen, welche Wirkungen so gewaltsame Wahrheiten auf ein unvorbereitetes Gemüt üben können; — sie könnten ihr jedenfalls vieles besudeln . . . die Wahrheit ist im ganzen oft so schmutzig, daß feinere Wesen von ihr verschont werden müssen. Doch was soll man thun? Wenn die feineren Wesen zum Dank für diese Schonung zu unverantwortlich dumm werden.

*

Es ärgert mich — ungefähr wie ein unerlaubter technischer Fehler in einer sonst ausgezeichneten Malerei, daß sie ihre Person so wenig streng gehalten, daß sie so wenig weibliches Feingefühl gehabt. Mit dem einen nach dem anderen herumstreifen, sich allen möglichen Verdächtigungen, allem möglichen Pöbelgeschwätz aussetzen, ohne weiteres ihren Ruf preisgeben . . . was in aller Welt ist eine Frau ohne ihren Ruf! — ja bewahre, ihre „Tugend" kann meinethalben so unangetastet wie nur möglich sein; das berührt die Sache nicht in besonderem Grad; aber die Sicherheit? die Garantie? die große heilige Verläßlichkeit? — Ein intelligenter Mann kann ruhig die Gewißheit ertragen, daß seine Frau verheiratet gewesen, ehe sie sein wurde; aber die Ungewißheit, der Zweifel, die unsichere

Möglichkeit, die ewige nagende Frage, — das ist's, womit er nicht fertig wird. Verschwende ich mein Zutrauen an eine Komödiantin, die in ihrem Herzen mich betrügt? — Der ewig grundehrliche und kindische Mann wird in seiner Geliebten immer seine Mutter wieder finden: das heilige Weib, in dessen Arm er die unermeßliche Sicherheit empfand. Das Mädchen, welches davon keine Ahnung hat, das ist nicht ehetauglich; es ist ein Schadentier, das nur eine Menge Unglück anrichten kann.

Man spottet über die Convenienz. Und man muß es, denkt man an die herkömmliche Annahme, welche dem jungen Mädchen zu lieben verbietet. Doch sofern als die Convenienz darauf ausgeht, dem jungen Mädchen die Unzweifelhaftigkeit zu sichern, sie gegen die Möglichkeit eines grundlosen Verdachtes zu sichern, — insofern sind deren Regeln und Thorheiten etwas von dem Unverlierbarsten, das existiert. Wenn (wie in Frankreich) das junge Mädchen stets bewacht sein muß, nie allein ausgehen darf u. s. w., so sollten wir verdammten Demokraten und Bauern das Lachen bleiben lassen; es steckt etwas sehr Ernsthaftes in der Komödie; ihr eigenes, ihres werdenden Mannes, ihrer künftigen Kinder Glück wird so gegen fürchterliche Möglichkeiten gesichert. Ein junges Mädchen, das eine halbe Stunde mit einem Mann allein gewesen, ist in der Regel sehr tugendhaft und ehrlich; aber es könnte ja sein, daß sie zu jenen gehörte, die die Freiheit suchen, um sie zu mißbrauchen; sie ist nicht länger unzweifelhaft; sie ist nicht prima Ware, nicht erste Klasse A* ... Ich kann an sie glauben, aber mein Glaube ist eben nur ein Glaube; das Geringste, was eintrifft, kann dem Zweifel Macht

verleihen — und plötzlich sind wir beide unglücklich. Trotz all ihrer Tugend! — Es ließe sich ja denken, daß sie geschickt genug wäre, Komödie zu spielen! Es wird im ganzen genommen nach einer solchen Affaire ihr immer etwas ankleben, etwas, das sich nicht entfernen läßt, weil eben keine Zeugen da sind, — die Möglichkeit einer Möglichkeit, die Denkbarkeit des Undenkbaren, der Schatten eines Schattens . . . und wo Liebe vorhandeu ist, tiefe, zarte, empfindliche Liebe und dann ein wenig Nerven dazu . . . da wird das genug sein. —

Für mich wenigstens wäre das hinreichend, um jeden Gedanken auszuschließen z. B. an eine Ehe mit Fräulein Holmsen. Vielleicht geht es ebenso mit dem nächsten eventuellen Freier. Und so kann dies prächtige Mädchen, das höchst wahrscheinlich durch und durch nur die reinste Anständigkeit und Bravheit ist, all ihre Tage unverheiratet bleiben, — oder sich an irgend einen gemeinen Kerl wegwerfen müssen —, bloß weil sie sich einbildete, es genüge in dieser Welt, wenn eine Frau anständig sei. —

— — Ich will nun damit schließen. Nun mache ich meinen Spaziergang und kompromittiere sie. Kompromittiere sie ärger, als irgend Einer der Vorigen . . . Sie hat eben absolut keinen Begriff von dem. Also muß ich meinen Verstand gebrauchen, ich, der ich ihn habe. Sie so herumgehen lassen und ihren guten Ruf zerstören, ein braves Weib seines einzigen Eigentums berauben, all seiner Aussisichten, seiner ganzen Zukunft, und das, ohne irgend welchen Ersatz bieten können oder zu wollen . . . das heißt einfach nicht als Gentleman

handeln. Ich habe es die ganze Zeit her gefühlt; nun sehe ich es klar; ergo . . .

XIV.

Hoffnungslos. Selbst wenn ich stärker wäre, als ich bin, — plötzlich treffe ich sie und da ist's vorbei; ich habe ja so gar keinen Grund, unhöflich zu sein. Und komme ich mit dem von ihrem Ruf, so wird sie ärgerlich. „Überlassen Sie es nur ganz ruhig mir, meinen Ruf zu hüten," sagte sie nicht ohne Verachtung in Stimme und Blick.

Wenn ich so nach einem Spaziergang heim komme, bleibe ich hier bis tief in die Nacht hinein sitzen, denkend, träumend, mißmutig, krank. Was soll ich thun! Schließlich muß ich sie ja dennoch haben. Eine Heirat ist ausgeschlossen. Auf welche Art kann es anders eingeleitet werden, so daß es nicht zu häßlich wird?

— Dieselben Gedanken wieder und wieder; derselbe Gedankenring rund um, rund um in wachsender Eile, bis mir das Gehirn schmerzt; beständig gleich interessant und beständig gleich hoffnungslos ist das Problem; ich merke weder Stunde noch Zeit, bin von meinem ganzen Ich eingenommen, als wäre ich Gott und säße hier und regierte die Welt. —

Eine Heirat ausgeschlossen. Ich liebe sie nicht genug. Sie ist mir nicht prima genug. Überdies . . . verschiedener Bildungsgrad, verschiedenes Naturell, verschiedene Lebensgewohnheiten und Lebensverhältnisse; alles, alles.

Also das andere. Aber wie? Sie hat dies schreckliche Zutrauen, welches den Gentleman wach hält, mich zum Denken bringt, mich verhindert, mich der Stimmung hinzugeben . . . Keine Spur von Herausforderung bei ihr . . .

Und Gott weiß, ob sie mich nicht lieb hat, — so wirklich lieb. Zu mir aufsieht als zu etwas Besserem, Höherem, Pumpfestem, etwas, worauf sie sich verlassen kann . . . Und darauf sollte ich als Erwiderung ihr etwas anbieten, das sie mit ihrem halbgebildeten, evangelisch-lutherischen Begriffen als Ausdruck meiner Verachtung ansehen müßte . . . „das hat er also gedacht! so hat er mich verstanden!" — Verliebte Weiber können eine solche Affaire idiotisch feierlich nehmen.

Es könnte geradezu gemein werden. Ich könnte alles Mögliche riskieren. Weiß der Kuckuck, was eigentlich in ihr wohnt. Wenn sie nur in einer anderen Lage wäre, etwas mehr beschirmt, etwas minder „wehrlos" . . . Sie wird glauben, daß ich in gewöhnlicher Pavian- und Grossierermanier ihre schutzlose Stellung mir wolle zunutze machen u. s. w.; brr! Wäre sie eine Dame mit Familie! — Oder wäre sie eine von denen, welche wissen, daß sie auf Anerbieten solcher Art gefaßt sein müssen . . . Diese Zwischenforte ist gefährlich; höchst penible Sache. Ich möcht mir ja lieber die Hand abhauen, als daß ich sie beleidigte; aber sie wird es eben so auffassen; niemals auf Erden kann sie begreifen —

Wir kennen die Weibsleute. Sie können eine Masse emanzipierter Dinge reden; aber kommt man und fragt sie — auf die rücksichtsvollste Weise von der

Welt, so daß sie nur ganz einfach und ganz ruhig „nein“ zu antworten brauchen und der Mann sich verbeugen würde und um Vergebung bitten, — aber nein! Sie schreit auf wie ein Dienstmädchen: „Sind Sie verrückt? Halten Sie mich für so eine?“ — und flüchtet sich in ihr Schlafzimmer und kriegt einen Anfall. — —

Und ich mache in Gedanken hunderte und tausende Entwürfe zu einem Brief, der auf das unzweideutigste ihr sagen sollte, daß dies nicht als ein Mangel an Achtung gemeint ist, ganz im Gegenteil. . . .

*

— — Diese völlig losen Verhältnisse sind schließlich doch diejenigen, welche am wenigsten Leiden und am wenigsten Unsinn mit sich führen.

Es leuchtet über ihr ganzes, leichtsinniges, kleines Spitzbuben-Gesicht hin; sie springt mir an den Hals und lacht und sagt mit ihrer lärmend munteren, naiv lustigen Bauernmädel-Stimme, die zum Stavangerdialekte paßt: „Nein, kommst Du mir z'recht! I' war schon so zuwider, daß i' mir nöt ein und nöt aus g'wußt hab' . . . Na, aber jetzt werd'n mir uns an' ordentliche Hetz machen, was?“

„Ja; aber schau nur, daß wir etwas zum trinken kriegen, Mathilde, Kind.“

„Sollst Du haben, mei' Schatz. Nein, so hast Du mich doch nöt ganz vergessen! Du kommst so selten jetzt. Mir hab'n uns doch immer so gut unterhalten, nöt? Hahaha, Du Saperlotkerl! Na, jetzt kriegst Du a Bier. Oder vielleicht Wein? He?“

Und ich setze mich aufs Sofa und sie bringt die Sachen und summt dabei irgend ein Schelmenliedel. Worauf das Geschwätz losgeht. Herrgott, wie sie red't! Und wie dieser naive, weiche, kindliche Dialekt so ganz sakrisch zu all den mehr oder minder offenherzigen Geschichten paßt, die sie mir auftischt! Ich lasse die Mühle gehen und sitze und ruhe mich aus; der Dialekt unterhält mich so sehr. — „Nein, jetzt hörst D'mer schon wieder nöt zu!" — „O ja, o ja; erzähle nur weiter! Kamt ihr also wirklich zur Station?" — —

„Ja und wie geht's Dir denn alleweil? und was machen Deine Freunde?" — „O danke, geht allen gut. Mußt übrigens nöt glauben, daß ich gar so viel hab'. Es sind nöt mehr als mein Alter und hernach die guten Bekannten, die noch von früherer Zeit an mich denken . . . zu denen kann i' ja doch nöt nein sagen? so liebe Hascherln, wie's alle sind? — Aber recht seltsam sind s', grad so wie Du. Warum kommst denn Du nöt öfter her? Du weißt es ja, i' mag Di'; Du bist gar nöt z'wider, und a guater Kerl bist ja eigentlich a. Na, mußt net glei' meinen, daß die andern nöt epper a schene und liabe Burschen sein; kannst Dir schon denken, i' mag mit keine andern als wie mit ordentliche Herr'n z'thuan hab'n." — „Na selbstverständlich." — „Nöt wahr? Ja, Du glaubst's vielleicht nöt; aber i' hab' alleweil a bissel auf mi' g'schaut." — „Unbedingt vernünftig. Sollst leben, Thilda!"

Da giebt es keine dummen Geschichten. Wir haben keine Ansprüche auf einander, also uns gegenseitig auch nichts vorzuwerfen, nichts, womit uns quälen. Wir wissen beide, daß wir nur die eine aufrichtige Absicht

haben, mit wechselseitiger Hilfe einen Abend totzuschlagen und sonst nichts. Und man treibt Possen und läßt fünf gerade sein. Sie hat nichts zu verlieren und ich weiß, was ich thue; das geht ausgezeichnet. —

Doch im Hintergrund meines Bewußtseins sitzen die gut aufgehobenen, nicht vergessenen Schmerzen und nagen wie kleine, scharfzahnige Mäuse. Und plötzlich kommt irgend etwas und erinnert mich an ... die andere ... Dann werde ich verstimmt und bin nicht recht bei der Sache, und wird Mathilde unzufrieden und sagt, ich sei langweilig. Es muß dann viel getrunken werden, — bis man in den Zustand von akutem Alkoholismus gerät, in dem man jedwelches Exemplar der Rasse liebt ... nur um der Rasse willen.

Heute Abend z. B. tauchte plötzlich ein kleines fixes Mädchen auf, welche ein bißchen bediente, im Ofen nachlegte u. dgl. m. (eine Tochter der „Wirtsleute"); und warum sollte dies kleine Mädchen nicht Fanny heißen? — Also hieß sie natürlich Fanny. Ich wurde so sentimental, da ich den Namen hörte, daß Mathilde, echt weiblich, allerdings, mich schließlich fragte, ob ich in eine Frau verliebt gewesen, welche Fanny geheißen.

Nachher war es mir nicht mehr möglich, wieder in Galgenhumor zu kommen. Ich ging ziemlich früh meines Wegs.

Und nun sitze ich hier, so wunderlich, schmerzlich überwältigt, daß ich mich, Gott weiß warum, am liebsten hingeben möchte und weinen.

XV.

Ich muß sie beleidigt haben. Ich finde sie nirgends Natürlich habe ich sie beleidigt.

Die alte gedankenlose scharfe Zunge ist noch nicht tot in mir. Wenn etwas mich beschäftigt, vergesse ich Umgebung, Rücksicht, alles Mögliche, jage unüberlegt nur immer dem einen nach, meinen Gedanken einzufangen . . . kann da mitten in einem Ballsaal die allerunmöglichsten Dinge sagen. (Insofern gut, daß ich mit Einladungen nicht viel geplagt werde!)

Natürlich habe ich etwas so von Herzen Taktloses und Ekelhaftes auch zu ihr gesagt. Sie erschreckt, wie ich in früheren Tagen Eline erschreckte. Es sind ja so hübsche Gedanken, die ich hie und da von ihr denke, so edle, hochsinnige. Und sie, die gerade in dieser Richtung etwas so eigentümlich Zartes hat — — —

Sie war in ihrer Treuherzigkeit von der Ansicht ausgegangen, wenn sie ein ehrlicher und redlicher Kamerad war, würde auch ich es sein. Na, herrliche Kameradengedanken, die ich oft mit mir herum trage.

— — Nein, nein; ich kann eben kein „Kamerad" sein. Und wenn sie sich zurückzieht, so muß ich den Anlaß benützen. Punktum machen. Das ist das beste, vernünftigste; die einfachste und sicherste Lösung dieser ganzen Verwickelung. Ihr Verschwinden bedeutet von zwei Dingen eines: daß sie der Geschichte müde geworden, oder daß sie vor mir Angst bekommen. In beiden Fällen ist die Sache klar. —

Jacta est alea. Ich will die Versuchung überwinden. Ich überwinde sie. Ich habe sie überwunden. Die Erde ist rund. Basta!

*

Schweigen kann er elegant, dieser Georg Jonathan. Ich kenne z. B. sehr gut sein Verhältnis zu Frau Böckmann, und er weiß, daß ich es kenne. Aber nicht ein Wort! Er kann plötzlich aufstehen und sagen: „Sie entschuldigen wohl, ich muß meinen Spaziergang machen". Er weiß, daß er ebenso gut sagen könnte: „ich muß zu Frau Böckmann"; aber er sagte es nicht! Und es ist in seinem Gesichte kein Zucken, in seinem Auge kein Lächeln, das als eine Vertraulichkeit zu denken wäre ... höllisch elegant. Jeder Zoll ein Gentleman.

Ich beuge mich vor ihm in wirklicher Anerkennung. Ehre dem intelligenten Mann, der sein Privatleben heilig zu halten versteht!

*

Sie ist ein gut Teil gesunken, Mathilde, seitdem ich sie — als sie noch Choristin war — zum ersten Male traf.

Aber es ist, als bisse der Schmutz bei ihr nicht so recht an. Sie hat einen so leichten Sinn und ein so kurzes Gedächtnis. Ein Liebhaber ist für sie nichts anderes, als was für eine Dame ein gewöhnlicher Kurmacher an einem Ballabend ist; am nächsten Morgen hat sie ihn vergessen. —

Nur an ihrer Sprache merke ich hie und da den Niedergang. Sie kann Ausdrücke gebrauchen, die man

mit sehr viel Alkohol wegspülen muß. Im Ganzen genommen . . . im Ganzen genommen . . .

Es hilft nichts mehr. Je mehr ich mich durch dies Nachtschwärmen beschmutze, desto ärger sentimental werde ich, sehne mich mit Thränen im Herzen nach meiner Verschwundenen — wie nach einem Reinigungs- und Verjüngungsbad. Verschwimme in schmerzlich schönen Phantasien, daß, wenn sie mich in ihre Arme nehmen und küssen wollte, ich wieder würde wie ein Kind, rein, gesundet, glückselig.

Doch . . .

Jacta alea est.

*

Warum, warum muß alles so unmöglich sein!

Warum bin ich nicht wie andere Leute! Hier gehe ich und plage und martere mich mit einer Geschichte, die . . . eine reine Lächerlichkeit, aus der man nicht einmal eine ordentliche Komödie machen könnte; werde gequält und aufgerieben und verliere meinen Schlaf; bald habe ich meine Kopfschmerzen, und in drei Monaten bin ich verrückt. Für gar nichts!

Ich werde Pessimist. Weltenhasser. Meine ganze berühmte Resignation geht flöten; das Leben liegt wieder vor mir da wie eine Eiswüste; eine schwarze, erfrorene Berghalde mit Schneelawinen und gefährlich glatten Steigen; nicht ein Mensch und nicht eine Hütte; kein erleuchtetes Fenster irgendwo; darüber nichts anderes als der einfarbige schneegraue Winterhimmel ohne Sterne, Mond oder Sonne; doch weit draußen hört

man Wogenrollen und nach dieser Richtung eben geht der Weg; in diesem Meer ertrinke ich einst.

Und es kommt mir vor, daß, könnte ich nur mit ihr einig werden, alles plötzlich anders würde. Die Frühlingssonne bräche hervor mit Südwind und milder Luft und die Eiswüste würde relativ gemütlich. —

Na, sich ermannen, zum Teufel! Solch ein Unsinn. — —

*

Ihr schreiben. Mich erklären. Fragen, was denn los ist, ob etwas los ist?

Es geht nicht. Ich finde den Ton nicht. Ich werde spöttisch und bitter — oder sentimental, und beständig schreibe ich um ein Wort zu viel.

Wenn ich aber dies Wort zuviel nicht schreibe, so bin ich außer stande den Brief zu senden; es ist mir absolut ein Wort zu wenig drin. —

Welchen Ton sollte ich übrigens gebrauchen? Ich weiß es nicht. Ich kenne sie nicht. Anstatt die Zeit zu benützen, um dies Mädchen kennen zu lernen, ging ich herum und schwatzte über die Unsterblichkeit der Seele. Existiert ein dummeres Tier als ein Mann, der probiert, sich vernünftig aufzuführen?!

*

Ist es mein Engel, der mich warnen will? Oder mein Teufel, welcher befürchtet, daß ich vielleicht dennoch einmal entschlossen zum Handeln käme? — Oder ist es Gedankenübertragung? — Sicher bleibt es, wohin ich jetzt komme, wird die Ehe recensiert.

— Vielleicht reden Ehemänner überhaupt beständig über Ehe, nur daß man darauf erst aufmerkt, wenn es einen selbst angeht — so wie alte Junggesellen immer von Selbstmord reden . . . oder junge Junggesellen von . . . Du weißt schon, wovon; — nur daß man selbst unter der Manie leiden muß, um es zu bemerken — — —

Heute Abend spotteten Georg Jonathan und Dr. Kvaale um die Wette, und ärger denn je. Ich wurde ganz stumm vor Unbehagen; einige der meist charakteristischen Antworten schreibe für den Roman auf (eventuell für ein Drama: „Ehemänner"?).

Dr. K.: „Die Ehe, das sind im allgemeinen zwei Krankheiten, die sich zusammenthun, um eine dritte hervorzubringen ... und eine vierte und eine fünfte ... eine ganze Familie von Krankheiten. — Das häusliche Leben duftet immer nach Medizin."

G. J.: „Verheiratet sein, das heißt verpflichtet sein, süße Obstsuppe zu mögen. — Wer heiraten will, muß erst zu einem Chirurgen gehen und sich das Feingefühl herausnehmen lassen."

Dr. K.: „Ja, wer brutal sein könnt und die Frauenzimmer für das nehmen, was sie sind, und sie wegwerfen, wenn man mit ihnen fertig ist . . . . aber wir Männer sind so schwach und sentimental! Immer werden derartige Verhältnisse zu alt. Wir können nicht aufhören, während das Spiel noch gut ist; wir hängen fest, bis das Ganze uns ekel wird."

G. J.: „Der Mann verachtet das Weib, weil es so körperlich ist. Sie ist ganz nervöses Schmeichelkätzchen, dem es nach Berührung juckt; ihre Liebe ist

der Traum von diesem bebarteten Mund, der sie küssen wird, und diesen sehnenstarken Armen, welche klemmen und pressen können . . . . . sie ist bloß Körper. Ein herrlicher Körper übrigens! — aber ein Mann wird zuguterletzt doch dieses Hündchenspiels müde."

Dr. K.: „Für uns ist dies Körperliche etwas Untergeordnetes, etwas Zweitenrangs, im grunde etwas Unangenehmes, von dem . . . wir uns befreien; wir sehnen uns zurück nach dem Höheren, Menschlicheren, — nach unserer Arbeit."

G. J.: „Oder nach unserer Faulheit."

Dr. K.: „Ach ja. Jedoch sie, sie will, zum Henker hinein, es nicht los haben; sie, sie gefällt sich darin; das ist ihr Element, das!" (Lächelt dabei unangenehm bittercynisch, mit einem pfiffig vergnügten Gesichtsausdruck, als fände er, er sei witzig).

G. J.: „Ja; sie will immer noch einen Kuß."

G. J. (fortfahrend): „Ein komisches Geschöpf ist sie übrigens. — Die reine Waldhuldre,*) vorne hübsch, aber rückwärts . . . Schwer zu zähmen; in zahmem Zustand ein Prachttier. Besonderes Kennzeichen: am allerschönsten aus der Entfernung."

„Nichtsdestoweniger wollen wir sie am liebsten nahe haben," — wendete ich ein.

G. J.: „Ja; wir verachten sie und dürsten nach ihr. Flüchten in dem einen Moment wie Josef, der ihr seinen Mantel überließ, als sie noch einen Kuß haben wollte! und noch einen! — aber schleichen

---

*) Die Huldre, eine Art Berg- und Waldnymphe, schön, doch mit einem Kuhschwanz.

beständig aufs neue zu ihrem Lager, demütig wie Hunde und Hofsklaven. Warum sollten wir uns übrigens nicht demütigen? Unsere Geistigkeit ist schließlich weniger wert als ihre Körperlichkeit. Das Brutale ist, daß Körper und Geist so schlecht zusammen passen. Venus gegenüber ist jeder Mann ein unvermögender Greis. — Und deshalb verachtet das Weib den Mann."

Dr. K.: „Wie gesagt . . . die Monogamie ist das gemeinste, was je erfunden ward."

G. J.: „Seien Sie ruhig, Doktor. Alle Entwickelung geht in Zirkeln. Wir kommen eines Tags zur Barbarei zurück . . . . . zur civilisierten Barbarei und dann sind wir gerettet."

— — Worauf sie beginnen, Gesellschaftsprobleme zu diskutieren.

XIV.

Der einzige, welcher treu das Lob der Ehe singt, ist mein vortrefflicher Kollege Markussen.

Er hat eine Frau und drei Kinder und plagt sich Tag und Nacht, um Futter ins Nest zu schaffen; ist oft so hergenommen, daß er an seinem Pult einschläft.

„Du bedauerst wohl nahezu, daß Du geheiratet hast," sage ich zu ihm.

„Nein, nein," grunzt er mit seinem energischen Kopfschütteln.

„Aber wenn Du nun z. B. bis tief in die Nacht hinein aufsitzest und rechnest und revidierst . . . Bank- und Kaufmannsgeschäft und dies und das . . . . es kann doch unmöglich unterhaltend sein."

„O ja. Es ist gemütlich. Ich werde nicht müde.“

„Sie braucht viel Schlaf,“ fügt er ernst vertraulich bei; „und dann darf sie keine Sorgen haben; sie muß wissen, daß ich mit dem Schmarren schon fertig werde. Und das thu' ich!“ nickt er triumphierend, worauf er lächelt, gleichsam zur Entschuldigung.

Ich habe ihn ganz einfach gern, diesen Burschen.

*

Ja, gottlob! Es giebt mehrere brave Ehemänner. Komisch rührend in ihrer Naivetät; echte Nest=Tiere; glückliche Menschen.

Und wenn man es betrachtet, ist es nicht in aller Bürgerlichkeit und Bescheidenheit Glück, was wir alle wollen? —

— Wie nun mein alter Bekannter, Redacteur Klem. Er ist der feinfühlende Mann, der niemals über seine Privatissima spricht; aber kann man ihn während einer Abendstunde in ausgewählter Gesellschaft dazu vermögen, anderthalb Glas Toddy zu trinken, so nimmt er einen beiseite und sagt mit stiller Überzeugung: „Meine Frau, sehen Sie . . . ja, sie ist nun einmal etwas ganz einzig Dastehendes; es giebt keine solche . . . . auf der ganzen Welt. Ja, das ist ein Weib!“ Und die braven Augen leuchten vor Entzücken. —

— Ich hätte ihn heute Abend beinahe umarmt. Es kann doch nicht so völlig unmöglich sein. Frau Klem ist gewiß eine ausgezeichnete Dame; aber „einzig dastehend“ . . . Es gilt also nur dies, die eine zu finden, deren nervöses Wesen derartig gestimmt ist, daß

es in unser eigenes harmonisch hineinklingt. — „Nur" dies; ja — ich danke!

— — O Fanny, Fanny . . . wenn ich Dich ein bißchen umstimmen könnte! —

— Übrigens ist es ja vorbei. Sie weicht mir aus. Ich habe sie zweimal auf der Straße getroffen; sie ging ruhig an mir vorüber; sah mich nicht.

Adieu, Dummrian . . .

*

Es kann doch nicht so gefährlich sein!

Wie entstehen diese Ehen? — So zufällig wie möglich. Man wohnt in einer Kleinstadt, wo nur eine Nicht-Unmöglichkeit vorhanden ist; sie wird es also, obwohl man Hunderte gesehen, die einem besser gefallen.

Man geht längere Zeit in einem bestimmten Kreise um; man ist gerade im richtigen Alter. Innerhalb dieses Kreises ist eine, welche „zusagt". Plötzlich ist es abgemacht, — obschon man vielleicht ein Jahr vorher seine Augen ganz anderswo hatte.

Man wohnt bei einer Witwe, die Töchter hat. Man wohnt lange bei der Witwe; nach und nach entdeckt man, daß die jüngste Tochter doch nicht so übel ist. Eines schönen Tages steht die Verlobung in der Zeitung, — obgleich der Betreffende gar nicht daran gedacht hatte, zu heiraten.

So ging es meinem alten Freund, dem Musiker — nennen wir ihn Brun. Es war ein ziemlich gewagtes Experiment; — er ist eine brave, aber nervöse

Natur, und sie war .... recht gewöhnlich, gar nicht besonders fein, ein Junges von einem Tierarzt — —

— Es war heute Sonntag und klares, klingendes Frostwetter; — ich war früh wach und lag gerade und dachte mir dieses; da fiel mir ein, daß Brun mich eingeladen und daß ich diesen alten Ehrenbanditen eigentlich schandvoll vernachlässigt hatte — während der ganzen drei Jahre seiner Verheiratung.

Mich ergriff die Lust, ihn und sein Haus zu sehen. Da hat er, trotz allem, volle drei Jahre eine ganz exemplarische Ehe gelebt; mir gefallen solche Leute ... Mit einer bei mir ungewöhnlichen Energie sprang ich auf, machte mich fertig und lief zur Bahn; — Brun wohnt derzeit draußen in Sandviken, um zu komponieren.

Diesmal war mein Unglück thätig.

Ich traf die Frau allein; der Herr des Hauses — lag noch. Wir saßen und plauderten ein wenig; o ja, — da kam er plötzlich. Halb angekleidet, stürmend, eine Weste in der Faust; gerade auf die Frau los; entdeckt mich; ein Hol's der Teufel flog ihm wie ein Ruck über das Gesicht; dann bezwingt er sich, nickt einen Guten Morgen, drückt flüchtig und abgekehrt meine Hand; „na, das ist hübsch," sagt er; — offenherzig übersetzt: ich wollte, Du wärst ...

„Entschuldige das Kostüm," fuhr er fort; „aber siehst Du, so ist das Verheiratetsein!" (mißglücktes Lächeln). Die Frau sucht hastig die Situation zu retten; „uf ja, die Knöpfe; ich vergaß sie gestern dennoch ..."

Er fuhr, zu mir gewendet fort, und ich hörte deutlich durch das Scherzen hindurch das Zischen seines

Zornes: „Ja, lieber Gram, wenn Du heiratest, so mußt Du auf dergleichen gefaßt sein; drei lange Frauenzimmer im Hause herumschlendern und dennoch alles in Unordnung; an Hemden und Hosen die Knöpfe weg; eiskalt im Zimmer, wenn Du des Morgens aufstehen willst . . ."

„Ist es nicht eingeheizt?!" rief die Frau.

Er vergaß meine Gegenwart und stürzte gierig auf sie zu —: „Eingeheizt? Was hilft das? Erstens kann ein Frauenzimmer gar nicht einheizen, — so wenig, wie sie ein Bett machen kann, — und zweitens verfällt sie natürlich niemals darauf, hineinzukommen und nachzuschauen, ob es denn wirklich brennt; geht nur einfach ihres Weges, und eins! zwei! drei! — ausgelöscht ist's."

„Ja, sie ist wirklich ein wenig nachlässig, diese Severine," dämpfte die Frau; „nun werde ich —"

„Bemühe Dich nicht!" grinst er; „ich habe es wie gewöhnlich selbst zuwege gebracht. — Hat Gram etwas zur Erfrischung bekommen? — Deine Gäste wirst Du wenigstens doch nicht vergessen . . . Bleib sitzen und nimm es mit Ruhe, Gabriel; ich komme sogleich. (Zur Frau:) Gieb mir rasch Nadel und Zwirn; ich mache mir's selbst, dann weiß ich, es wird gemacht!"

Sie reißt ihm die Weste mit einem Ruck aus der Hand, der noch giftiger ist, als all sein Schelten, verschwindet dann in einem Seitenzimmer.

Ein wenig flau, mit dem unsicheren Versuch, alles in Gemütlichkeit umzustimmen, wendet er sich zu mir. „Ja, ja," sagt er; „es ist nun einmal so; man . . . . muß ihnen ein bißchen auf der Kappe sitzen; sonst

fühlen sie sich nicht wohl .... Du Junggeselle, Du bist natürlich entsetzt und meinst, das bedeute eine Scene ..... Nur der notwendige Pfeffer auf dem Salat, verstehst Du."

Doch wieder überwältigt die Raserei ihn und er rennt zur Thür hin und brüllt in die Küche hinaus, als ob er Tote erwecken wolle —: „Severine! Die Kleiderbürste! Der schwarze Rock ist seit vierzehn Tagen nicht ausgeputzt worden. (Man protestiert.) Donnerwetter noch einmal, er ist nicht geputzt worden! Her mit der Bürste; in diesem Haus muß man sich allein bedienen. Die Stiefel sind auch nicht hereingebracht!" Er wirft die Thür wieder zu, so daß ich mir die Ohren halte. „Du mußt schon entschuldigen, Gabriel; aber so herumzugehen und zwischen Frauenzimmern seine Zeit zu vertrödeln, — das kann einen Mann toll machen!"

Die Frau kommt mit der Weste, thut zutraulich, hüpft ihm an den Hals und küßt ihn. „Nun mußt Du wieder freundlich sein, Du mein Brummbär, Du!" — „Ja, — ja — ja," wehrt er sich, und ich sehe, wie sie ihm widersteht, diese Komödie vor dem Gaste. Er reißt sich los und lächelt gezwungen: „Entschuldige mich für einen Augenblick, Gabriel!"

Die Frau lacht gezwungen, spricht von ihres Mannes Morgenlaune. „Sonst ist er ja so liebenswürdig, wie der Tag lang ist; aber am Morgen, ehe er Kaffee und Pfeife hat ...." — Ich versuche mein treuherzigstes Lächeln. „O glauben Sie mir, ich kenne das, gnädige Frau. Ich bin des Morgens so böse, daß ich kleine Kinder fressen könnte. Es ist einfach eine Art von

Wahnsinn; man ist unzurechnungsfähig.“ — „Ja, nicht wahr? — Also kennen Sie das auch? Das muß schlimm sein.“ —

— Uf, eine solche Scene kann den Mutigsten erschrecken. Dieser zischende Unterton von lang aufgespartem, mühsam zurückgedrängtem Ärger . . . Gott, was muß dieser gute, nervöse Mensch nicht schon gelitten haben unter all den Millionen von Nadelstichen . . . . ehe er es zu einem Skandal, wie diesem hier, brachte — und obendrein in Gegenwart eines Junggesellen!

— Nein; es ist am besten, wie es ist. Ich schlucke meine Verliebtheit hinab, und wenn es mich einen kürzeren Aufenthalt in Gaustad*) kostete.

*

Es wird schon gehen. Ich bin stärker, als ich geglaubt hatte.

Tief in der Seele drin, hinter der Bewußtheit, sitzt sie wohl; beständig; wie ein heimlicher Brand; da drin muß sie aber auch bleiben. Und wenn in einem unbewachten Moment diese schwere, lastende Gefühlswoge über die Schwelle des Bewußtseins flutet, wie das Meer, wenn es die Dämme eines Marschlandes durchbricht — ich zwinge es zurück und repariere den Wall.

— Und dann besuche ich Mathilden. Sitze und höre ihrem Geplauder zu, d. h. nicht so sehr diesem

---

*) Die norwegische Landesirrenanstalt befindet sich in Gaustad.

als ihrer sorglosen Stimme und dem naiven, kindlichen, wiegenliederreichen Dialekt. Und ihr Gelächter, dem keine Doppelsaite unterspannt ist*), kein vibrierender, nachklingender Ton von durchkämpftem Schmerz, nur offene, verruchte Spitzbüberei, nur zigeunerhafter Schelmenleichtsinn. — Ja, sie hat Humor, den Humor des echten Erdbewohners, den Humor des Wilden, des satten, spielenden Tiers, Vagabundenhumor, während wir schwerfälligen nordischen Grauwetterseelen eigentlich nur in den Himmel heimgehören, oder, da wir uns da so langweilen würden, wie in einem Heilsarmee-Meeting, — ins Nirwana.

Ihr rundes, rotwangiges Morellengesicht mit den kleinen blauen Spitzbubenaugen wird mir oft wie jener Apfel an des Lebens Baum, von welchem Gott sagte: „nach diesem werden die Menschen meinertreu sich noch alle Finger lecken“ . . . Ja, bei allem, was mir heilig ist, es giebt Abendstunden, wo ich sie lieb habe. Dann lacht sie über mich und freut sich dabei. „Aber wissen möcht' i' do', was Dir denn einfallt, daß D' mi Eva nennen thuast?“ — — — — — — — — — —

*

Ich hasse jeglichen Skandal.

Soll man denn an allen Straßenecken erzählen: „Gabriel Gram hat sich erschossen?“ „Gabriel Gram hat Gift genommen?“ Und all diese ekelhaften Gesellen ständen da und zuckten mit der Achsel und sagten:

---

*) Die national norwegische Hardangerfiedel hat unter den Darmsaiten Metallsaiten gespannt, welche mitklingen.

„delirium tremens“ . . . „Übrigens gut gemacht“ . . . brr!

— Es müßte durch einen „Unglücksfall“ geschehen.

Totfrieren —? Das ist zu abscheulich. Ich vertrage Kälte nicht. Ich würde schließlich wieder aufstehen und nach Hause gehen und mir den Ofen heizen.

Man könnte vielleicht auf diese Art sich eine hinreichende Lungenentzündung zuziehen? — Ja. Dann käme aber ein braver Kerl von einem Doktor und „rettete mein Leben . . .“ —

— Bis zum Frühling warten. Frühzeitig ins Bad gehen . . . Wenn aber der liebe Gott merkt, daß man ertrinken will, so schickt er immer jemand, der einen wieder herauszieht.

Eine Fahrt nach Hamburg machen und in einer recht dunklen Nacht „hineinfallen“? — Es würde stets einer da sein, der es sieht. So was mißglückt beständig. Ein oder der andere entdeckt, daß man herumgeht und auf dergleichen lauert; macht also den Kapitän aufmerksam . . . plötzlich ist man von einem Heer von Spionen umgeben, und man ist noch nicht über Bord, so wird schon backgebraßt, und ein oder der andere menschenfreundliche Geselle ist hinter einem drein und packt einem beim dritten Auftauchen am Schopf.

Mit dem Boote kentern? — Das ist besser. Ich warte bis zum Frühling, leihe mir Jonathans Fahrzeug aus, segle über den Fjord hinaus ganz bis Faerder und über Faerder; passe darauf, daß der Horizont frei ist . . . es muß natürlich ein Tag sein, an welchem eine kleine Kühlte weht. —

Ja, das geht an. Dabei sehe ich keine Schwierigkeiten. Diesen Gedanken habe ich also, um mich drüber hinwegzutrösten, — bis der Tag kommt.

— Ohne sie mag ich nicht leben. Alles ist besser, als hier in dieser Zehrnis herumzugehen, die mir den Verstand aus dem Kopf und das Mark aus den Knochen frißt. Aber mit ihr kann ich auch nicht leben. Ich liebe sie bis zum Wahnwitz, aber nicht genug. In vierzehn Tagen wäre es wieder vorbei, und da wäre es, in der einen oder der andern Form, die Hölle.

*

Ich: „Sie sind glücklich, Sie, mit all ihren Interessen.“

G. J.: „Will man leben, muß man nach außen hin leben. Der gesunde Wille ist stets nach außen gewendet, und ohne gesunden Willen (Achselzucken) . . . geht man entweder in die See oder zum Pastor.“

— Ja, ja; ein „gesunder Wille“ . . . brr! diese bürgerliche, langweilige „Gesundheit“ . . .

Ich habe nur eines, das mich interessiert: dieser qualvolle Kampf drin in mir, diese Krankheit, daß mein Wesen entzwei gespalten ist und mein Wille mit sich selbst entzweit; das ist für mich gerade das Leben. Folglich lebe ich inwendig und nach innen gewendet, und folglich . . . gehe ich schließlich in die See.

XVII.

Ganz tapfer habe ich nun eine Weile gekämpft — einen abscheulichen Kampf, in dem man verliert, auch

wenn man gewinnt; einen Pflichtkampf, in welchem man in aller Stille Gott um eine Niederlage bittet. Denn der Sieg will besagen: eine große Lebensmöglichkeit dahin.

Aber ich kämpfte und kämpfte, war schwach am Abend, stand aber jeden Morgen mit neuem Beschlusse auf.

— Da treffen wir uns heute auf der Straße und ff! — wie eine Feder, eine Flocke sind alle Entschlüsse beim Teufel. Ich nehme sie mit in eine Konditorei und sitze da und mache ihr eine halbe Stunde lang den Hof. Nachher Spaziertour; alles wieder im alten Gang.

Ich befinde mich wie ein gefallener Good-Templar — ungemein glücklich und ein bißchen beschämt. Eigentlich schmeckte es nicht so gut . . . ich könnte es doch haben bleiben lassen! — Der ganze lange Kampf verschwendet. — Aber gottlob, gottlob! geendet sind vorläufig alle Qualen; eine angenehme Zeit steht mir bevor . . .

Wie es eigentlich gehen wird? — Das weiß ich nicht.

*

Sie ist kein Kind. Sie mag ihren guten Ruf selber wahren. Ich habe zum Überfluß sie aufmerksam gemacht; sie weiß, welcher Möglichkeit sie sich aussetzt. Das kann also nicht weiter meine Sache sein. Sie weiß auch ganz genau, daß ich ihr keinen Ersatz zu geben im Sinne habe. Mein Thun ist offen und klar, nicht zu verkennen.

— Sie glaubt dennoch, daß ich sie schließlich heirate? Frauenzimmer haben ihre eigene Logik!

Oder sie spielt va banque? Biegen oder brechen? Sie will nun einmal einen „besseren“ Mann haben, und den kann sie sich nicht anders schaffen, als indem sie einen braven Kerl dazu bringt, sie zu kompromittieren, so daß er als Gentleman gezwungen ist, zu bleiben? — —

In diesem Fall ist sie betrogen. Sie ist mir nicht gefährlich, außer in der Entfernung.

Warum will sie nicht mit der Sprache heraus? So intelligent, wie sie nun ist und so wie sie mich kennt, müßte sie wissen, daß solch ein Geständnis ihr nicht schaden könnte.

Es müssen sehr schlimme Dinge sein, da sie sich mit ihnen nicht heraus getraut, nach allem, was ich gesagt. — Oder es ist ganz einfach nur, daß sie mich als eine fremde Person betrachtet, welche derartige Sachen nichts angehen.

— — — ? ?

*

Wir gehen herum und reden gleichgültiges Zeug und machen lange Pausen. Vielleicht denken wir alle beide ein und dasselbe; aber die eine wagt es nicht, und der andere weiß nicht, ob er will . . .

Ab und zu ein erneuter Versuch, sie zu bewegen, daß sie über sich spricht. Beständig vergebens.

— — „Wer war also Ihr nächster . . . Freund . . . nach Aas meine ich?“

„Student Uchermann.“

„War er auch verliebt in Sie?“

„Ja, leider.“

„Leider? Fühlten Sie sich durch ihn . . . beeinträchtigt, . . . war er nicht . . . nicht . . .“

„Er war der beste Mensch, den ich jemals kannte. Er war der letzte, dem ich etwas zu Leide gethan hätte; aber es gab keine andere Hilfe.“

— „Und der nächste —?“

„Nächste? — Freund, meinen Sie? — Er war der letzte. Der Rest, das sind nur „Bekanntschaften““.

Lange Pause. — Rechnet sie mich auch zur letzten Sorte? Der „beste Mensch, den sie jemals kannte“, bin ich also jedenfalls nicht.

*

Kolossal, wie leicht die Menschen zu narren sind. Nur eine rechte Miene machen, so glauben sie einem.

Sie findet, daß ich so schrecklich überlegen sei. So sicher, so obenauf, so im Reinen über alles; „sind wirklich Sie im Zweifel über etwas?“ — „Können wirklich Sie festgefahren sein?“ — „Ist es möglich, daß Sie sich langweilen können?“ — „Wissen Sie nicht, was Sie anfangen sollen?“ u. s. f. die eine erstaunte Frage nach der andern.

Ich, der ich meine müßigen Stunden mit Selbstmordplänen ausfülle, — ich kann also für einen wahren King-Fu gehalten werden — nur weil man das bißchen Takt hat, nicht jeden Wochentag sein Herz außen auf der Weste zu tragen. — Ich, ich hätte wahrhaftig gemeint, daß meine Maske leichter zu durchschauen sei. —

— Aber es ist wohl so. Wir irren uns alle in einander. Wer zum Kuckuck mag nachsehen, was hinter der und der Maske sein kann; wir nehmen also die Maske ernst und sind noch obendrein dankbar, daß die Leute ein wenig für uns lügen. Welches höllische Hundehaus und welch ein Narrenturm würde die Welt sein, wenn wir alle unsere wahren Züge wiesen und heulten, wie's dem Herzen gelüstet! —

Was wir von den Menschen kennen, ist nur Oberfläche. Unter diesen Oberflächen lauern allerhand seltsame Tiere, ekle Tiere und entsetzliche Tiere, Wahnsinnige, Verbrecher, Selbstmörder, Wilde . . . Wer weiß, was z. B. sich hinter der Maske Georg Jonathan verbirgt? — Am Ende vielleicht ein Skeptiker, ein Menschenverächter? Vielleicht hält er jeden Abend, ehe er sich niederlegt, seine Andacht vor einer Flasche Morphin? Wer weiß?

Viele traurige und schreckliche Dinge gehen vor sich in all den verschlossenen Kammern, in denen das losgerissene, gebrechliche Individuum sich plötzlich mit sich selbst und seinem eigenen angstvollen Gewissen eingesperrt findet . . .

*

„Liebe, liebe Fanny! Ich kann nicht leben ohne Sie, Aber ich kenne mich selbst und weiß, daß es nur zu gemeinsamem Unglück führte, wenn wir es mit einer Ehe versuchten.

Das sage ich Ihnen so gerade heraus, damit Sie begreifen, daß ich Sie achte und Vertrauen in Ihre Intelligenz habe, sowie daß ich nicht die Absicht habe,

Sie zu betrügen oder irgend eine Art von unehrlichem Spiel zu spielen. Ich lege alle meine Karten auf den Tisch und sage: so stehen die Sachen. Sie werden das begreifen.

Die Frage ist also die, ob Sie für mich so empfinden, daß Sie nach dieser Erklärung etwas anderes wollen, — und so über Liebe denken, daß Sie etwas anderes können — als nun das Verhältnis abbrechen. Brechen Sie es ab, so sage ich Ihnen hiermit Lebewohl — und Dank für die interessante und angenehme Unterbrechung in der Einförmigkeit meines sogenannten Lebens. Kommen Sie zu unseren Spaziergängen wie vorher, — — so machen Sie mich glücklicher als ich es sagen kann.

Aber bemerken Sie wohl, daß Sie nichts dabei gewinnen können, aber alles zu verlieren haben. Und vergessen Sie nicht, daß eines schönen Tages, vielleicht gerade, wenn Sie finden, das Spiel gehe am schönsten, ich komme und sage: ich will nicht mehr. Gehen Sie nicht ein auf meinen Vorschlag, außer Sie haben, wie ich, der Verzweiflung Mut, welcher sagt: mein Leben für die Seligkeit auch nur eines Augenblicks.

G. G."

— — So lautete der Brief, den ich zuletzt verbrannte.

*

„Nein, wahrhaftig; die Emanzipation ist nicht gefährlich. Sie ist eine neue Koketterie, eine neue Art, sich bemerkt und interessant zu machen; hat die betreffende

Dame ihren Mann, so vermute ich, daß der Eifer sich bedeutend abkühlt."

„Nicht immer!"

„In der Regel. Das Schlimme ist nur, daß sie im Frauenverein ungraziös sein lernen. Der Ballsaal ist doch eine bessere Schule für junge Mädchen. Dann ist aber wieder der Vorteil, daß sie im Frauenverein mehr Respekt vor uns Männern kriegen." —

„Na, das —"

„O ja. Im Ballsaal, sehen Sie, da trefft ihr uns zumeist in unseren armseligsten Offenbarungen, jedenfalls in unseren dümmsten Momenten und lernt dadurch eine stille tiefe Verachtung vor uns, die nicht gesund ist. Doch im Verein, in den sie sich einsperren und sich eins oder das andere anzueignen suchen, das wir ausgedacht oder erfunden haben, als wir auf unserem richtigen Platz, auf dem Felde der Arbeit waren, — da kriegen Sie doch eine gewisse Idee, daß der Mann Anspruch auf Achtung hat. — Ob der Vorteil den Verlust aufwiegt? — Sehr zweifelhaft. Aber mittlerweile, das Ganze ist natürlich bloß ein Übergang."

„Ja, aber sagen Sie einmal ... Selbstverständlich soll das Weib Hausfrau und Mutter sein; das wissen wir schon; aber sagen Sie mir, was wollen Sie eigentlich, daß wir alle anfangen sollen, wir, die nicht zum Heiraten kommen?"

„Aufpassen zu rechter Zeit und euch einen Mann nehmen."

(Gelächter.) „Ja, aber diejenigen, welche dennoch keinen Mann kriegen, — sollen die also wirklich ihre

Zeit ganz müßig dahinsitzen, vielleicht obendrein hungern?"

„Sie brauchen darum noch nicht zu hungern, weil sie keinen Posten in einem Kontor erhalten. Was thut ein Mann, wenn er keine Anstellung bekommt? Er sucht sich etwas anderes. Herrgott noch einmal, — schließlich giebt es doch immer einen Ausweg."

„Es bleiben nach und nach so viele ledige Damen übrig, daß sie den Zugang zu Kontorposten und zu den Ämtern recht gut brauchen können."

„Ja, aber die Männer, welche auf diese Art von ihren Posten verdrängt werden? Ist es besser, daß sie hungern? — Übrigens bleiben dann nur noch mehr Damen unvermählt; denn ein Mann außer Stellung bedeutet immer um ein Teil weniger, während eine Dame in Stellung nicht um eine Ehe mehr bedeutet."

„Na, die Männer sind nicht immer so feinfühlend, daß sie sich nicht von ihrer Frau versorgen ließen!"

„Nein, nein. Allein die Sache ist, daß weder dem Staat noch anderen Arbeitsgebern mit Funktionären gedient sein kann, die jeden Augenblick neun Monate Urlaub haben müssen . . . Die Lehrerinnen z. B. —; ich glaube, ich habe gehört, daß Lehrerinnen ihren Posten nicht behalten dürfen, wenn sie heiraten?"

Pause. Dann sagte sie: „Uf ja, man merkt es wohl, daß der liebe Gott ein Mannsbild ist!" —

Achselzucken. Lange Pause.

*

Sie hat kein Heim gehabt, ist also unhäuslich. Und ich bin ein bis zur Lächerlichkeit pedantischer Mensch . . .

O, ich sehe es ja. Nur die Art, wie sie ihre Sachen abwirft, wenn sie irgendwo hineinkommt —: etwas auf diesen Stuhl und etwas auf jenen; den Sonnenschirm aufs Sofa, die Handschuhe auf den Konsoltisch. Hu, die Kinderwäsche würde in allen Winkeln herumliegen, Nähsachen, Zeitungen und Haarnadeln würden überall mit verwelkten Sträußchen, Nippes, getragenen Kravatten, Schleifen und Shlips herumkugeln; ich würde einfach den Appetit verlieren.

Nein, diese Berufsfrauen, diese Außerhaus-, diese Junggesellen-Damen, — eins von beiden: entweder müssen sie sich definitiv auf die Geschlechtslosigkeit verlegen oder sie müssen ernstlich — wie Junggesellen leben. Das Außerhausdasein macht das Weib für die Ehe ungeeignet. Es verliert das Gleichgewicht, die Haltung, den Mittelpunkt; es bekommt etwas Versprengtes, Unruhiges, Unzusammenhängendes, Unverhältnismäßiges; verliert die weibliche Sicherheit und Überlegenheit, wird nervös, angestrengt, gehetzt, aufgeregt.

Ein Weib ohne Stil und ohne Grazie, was soll man anfangen mit solch einem Geschöpf? — Es wird eben in diesem Kontor sitzen, das so was Prächtiges ist, oder in einer Schulstube herum schreien und zanken. In einem Haus —? Fast alle Männer haben Schönheitssinn.

— Aber was die künftige Frau Gram betrifft, so müßte sie u. a. die Kunst der Konversation verstehen.

Leicht, ungezwungen, fließend zu reden; ohne Anstrengung und ohne Prätention, ohne die Ahnung einer Möglichkeit, als könnte sie jemals eine — Ungeschicklichkeit sagen. Ich, der ich selbst ein heimloses Wesen bin, kann das nicht (außer mit guter Beihilfe); wenige Norweger können es; unser demokratisches, geplagtes Leben lehrt uns nur Vorträge halten oder diskutieren. Sie kann es auch nicht. Sie ist zu sehr Autodidaktin, hat auch vermutlich zu viel geschwiegen. Die abgeschliffene Leichtigkeit, die beherrschte, gleichförmige Natürlichkeit, die Kunst, ruhig und frei über den Strom einer Unterhaltung hinzugleiten, gute Dinge sagen zu können, ohne zu unterstreichen und die notwendigen Trivialitäten, ohne langweilig zu werden, . . . diese Kunst bedarf der Schulung. Zwischen Eheleuten, welche Jahre hindurch jeden Tag mit einander verleben sollen, muß diese Art Unterhaltung geführt werden können, wenn das Verhältnis nicht die reine Unerträglichkeit werden soll. —

— — In meinem unglückseligen Gehirn arbeitet nun bei Tag und bei Nacht ein Sisyphus. Er wälzt unaufhaltsam ein und denselben Gedanken herum, wälzt ihn und läßt ihn los, beständig, unaufhörlich, bis mein Gehirn glüht. — —

XVIII.

Sie führt mich in eine wunderliche Gesellschaft: Schulmeister, Lehrerinnen, Seminaristen, Kunsteleven, — allesamt brave Leute, aber unfertig, „unterlegen“, in der Regel mit dem Subalternen an sich, das ein

Begleiter des Bewußtseins ist, nicht voll auf der Höhe zu stehen.

Ein trauriges Geschlecht, diese Zwischenrasse. Nicht unwissend genug, um glücklich zu sein, und nicht wissend genug, um resignieren zu können, heult und windet es sich in einer Art von geistigen Hysterie. Reden so daher über „große Ideen“ und „große Wahrheiten“, von denen sie glauben, sie enthielten die Seligkeit für alle Eingeweihten, von welchen sie selbst aber eben durch die Ungerechtigkeit des Schicksals — nämlich Geldmangel — ausgeschlossen seien, aus welchem Anlaß sie sich für berechtigt ansehen, Gott und die Menschen und die ganze Welt zu hassen.

Man sollte es für leicht halten, ihnen zu erklären, daß das Glück der Wissenden ungemein problematisch sei; daß „auf der Höhe sein“ nur sagen will: wissen, wie endlos wenig man überhaupt wissen kann; daß „das Allerheiligste“ eine camera obscura ist und das Letzte und Tiefste in der Wissenschaft das große Fragezeichen. Aber das nützt nichts. Das wird nicht verstanden. Man wird einfach ein Verdächtiger, wenn man so was sagt. Es ist eine schwierige Erkenntnis, diese: zu erkennen, daß man nichts wissen kann.

Ein eigentümliches Wesen ist diese Ebba Lehmann. Ihr Pessimismus ist wirklich hysterisch. An und für sich nicht unintelligent. Und doch unangenehm. Man merkt allzu deutlich seine Ursache – : die eben, daß sie nicht so viel Chance gehabt, um sich das bißchen Kind zu schaffen. —

Eine Dame muß in der Wahl ihres Verkehrs äußerst vorsichtig sein. Geht sie mit Leuten um, die

über ihr stehen, so wird sie leicht verschwinden. Ist sie aber mit Menschen beisammen, die bedeutend unter ihr stehen, so wird sie gleichsam herabgezogen.

Es peinigt mich, Fanny in dieser Gesellschaft zu sehen. Zwischen jenen Leuten wird sie — so unangenehm ihnen ähnlich.

*

Kopfschmerzen.

*

Ein paar wahre Freunde, die sie da hat, so rechte Freunde.

Mich plagt mein Zweifel und ich finde keine Ruhe; lasse mich zum Spionieren herab; suche ihre Bekannten zum Reden zu bringen, da sie selber es nicht will. Sie sagen alle: „Aber natürlich, Fanny ist ein braves Mädchen . . . so viel ich weiß!“ —

Sie zögern dabei ein wenig. Selbst die brave Frau Markussen . . . „weiß wenigstens nichts Schlechtes“. Man „redet wohl allerlei“ über sie und diesen Uchermann; auch soll etwas mit irgend einem Commis los gewesen sein; „aber es war gewiß nichts derartiges.“ — „Und so lang man über einen Menschen etwas derartiges nicht mit Bestimmtheit weiß . . . .“ u. s. w.

Giebt es eine lächerlichere und unmöglichere Lage als die meinige? — Sie ist nicht meine Braut, auch nicht meine Geliebte, wird auch wahrscheinlich keines von beiden werden; — nichts destoweniger gehe ich und verzehre mich in Gedanken, daß sie vielleicht ein Verhältnis gehabt haben kann . . . ich! — der ich

noch bis zum heutigen Tage Mathilde besuche! . . . . und leide aller Hölle Qualen aus diesem Anlaß.

— Ein schreckliches Unglück, sich außerhalb seines Kreises zu verlieben. Man redet in anderen Schichten eine andere Sprache; es herrschen andere Begriffe, sogar andere Gefühle; vielleicht ist es für sie ein selbstverständlich Ding, ein Recht, eine Selbsterhaltungspflicht, alles zu verschweigen, was ihr in des Freiers Augen zu schaden vermöchte. — —

— Was ist Eifersucht? Wahrscheinlich giebt es nicht einmal einen Franzosen, der sie erschöpfend definieren könnte. Ich kann mir selbst meinen Zustand nicht klar machen. Ich weiß nur, daß ich leide, — — sinnlos und unbeschreiblich.

Es ist nicht Eifersucht. Das Ganze geht ja mich nichts an. Es ist schade, es ist wirklich schade, wenn ein so liebes und braves Mädchen befleckt werden und in Schande geraten soll in dem brutalen Kampf ums Dasein, der da unten in den „Volkstiefen" rast, wo man ganz einfach nicht die Mittel besitzt zu solchem Luxus wie Feingefühl, Seelenreinheit, Wahrhaftigkeit, Stolz . . . Abscheulich. Empörend. Georg Jonathan hat recht: die Gesellschaft muß umgestürzt werden!

Was aber daran das Tragischste ist, daß dies selbige Mädchen möglicherweise — und wahrscheinlicherweise — ihre ganze Jugend hindurch den tapfersten Kampf gekämpft hat, um sich von allem Schmutz rein zu erhalten und daß sie auch w i r k l i c h ihre Reinheit rettete; . . . und steht sie nun als voll entwickeltes Weib da, mit der Siegespalme in der Hand, würdig,

mit einem Prinzen vermählt zu werden, — so giebt es nicht einen Menschen, der ihr glaubt. —

O Convenienz, heilige, narrenhafte Convenienz — es ist notwendig, daß das junge Mädchen auf allen Wegen von einer alten, tugendhaften Duenna begleitet wird! Kann sie da die Duenna foppen, — tant mieux! — Jedenfalls hat der zukünftige Esel von einem Ehemann seine „Garantien" . . .

*

Es kann kaum länger bezweifelt werden. Sie ist verliebt.

Das mangelte bloß. —

Was soll man da ausfindig machen?

Hu, nicht mehr in diese Tretmühle hinein. Kopfschmerzen! Kopfschmerzen! . .

*

Der schreckliche Kopfschmerz meldet sich wieder.

Dieser furchtbare lähmende Druck über den Augen. Es ist, als hätte das Schicksal seinen Finger hineingelegt und sagte: bis hierher und nicht weiter.

Mut, Wille, Gedanke, Begriff, alles sinkt schlaff nieder, und ich sitze und stiere, ganz dumpf und stumpf, nach dem einen oder dem anderen Punkt, der beständig zu einer Revolvermündung wird.

Übrigens. Nicht wert, sich diese Mühe zu machen. Morgen oder übermorgen stürze ich dennoch hin. Wie ein Bulle, der das Ochsenbeil vor den Planeten gekriegt hat. —

*

Jugendthorheit.

Man geht herum und sucht nach einem Weibe, begeht aber unterwegs so viele Narreteien, daß, wenn man endlich die Ersehnte findet, man sie am besten wieder stehen läßt.

Verpfuschtes Leben! Verpfuschtes Leben! Trauerfarben heraus und Trauerflor; es ist das mehr als ein Leichenbegängnis.

XIX.

Fräulein Berner ist nach der Stadt gekommen; ich traf sie eines Sonntags bei Klem, der eine Art Vetter von ihr ist.

Sie wird hier wohnen. Bei Pastor Löchen, der mit ihrer Cousine oder dergleichen verheiratet ist.

Es war ganz angenehm, sie zu treffen. Sie ist doch mindestens eine Dame. Unbestreitbar eine Dame. Nämlich ein Wesen aus einem höhern Stockwerk, wo Sonne ist und reine Luft. Wenn sie irgend eine Geschichte gehabt hat, darf man sicher sein, es ist eine, für die sie einstehen kann . . . oder eine, die hinreichend versteckt ist. — —

Licht, klare Luft! Ruhe! die große Sicherheit! — Entsetzlich, in die Volkstiefen hinabzusinken. — —

Fort von all dem. Hinauf wieder an den Tag; empor zu den sonnenhellen Küsten,

„wo die Wasser spielen so licht und warm“ . . . .

*

(26. März.)

Ich streiche sie aus.

Es giebt nur eine Erklärung: sie ist die durchtriebenste Komödiantin.

Was ich heute Abend hörte, hat alle freundlichen Gefühle und alle Achtung vor ihr mit einem Ruck mir aus der Brust gerissen. Das war böse, und es schmerzt und zuckt noch da drinnen. Ich wußte nicht, daß sie mir so teuer geworden. Es ist lächerlich und verzweifelt. Aber ist gut, daß es vorüber ist.

Daß ich das nicht begriffen habe! — man kann sich es ja ausrechnen wie eine Regeldetri. Ein Mann, der die Verhältnisse in jenen Kreisen kennt, setzte mir das Rechenexempel an. Bei achtzig Kronen im Monat kommt zur Not eine anständige Dame heraus; was kommt dann bei vierzig Kronen heraus?

Ha ha! Nun verstehe ich alles, was mir früher schwierig schien. Diese Sicherheit, diese Erfahrenheit; dies „Spielen mit dem Feuer"; diese Kühnheit, mit der sie sich von einem übel beleumdeten Mann herumziehen ließ, — selbstverständlich! Sie hatte ja nichts zu verlieren. Was thut es einer solchen, wenn man sie mit einer Zudringlichkeit überrascht? Sie ist an das gewöhnt. Sie weiß, wie sie eine solche Situation zu behandeln hat; es ist dabei ja nur eines die Frage: der Preis.

Bewahre, wie sich das ganze Wesen für mich verwandelt, zu etwas zugleich Häßlichem und Traurigem wird! Sie stirbt für mich und an ihrer statt bleibt nichts als ein Kadaver.

Einen Schein von Anständigkeit hat sie bewahrt, da ja doch noch die Möglichkeit eines Dummkopfes von Ehemann für sie vorhanden war. Und sie hat natürlich lange Übung im Tugendhaftthun. (Echte Tugend macht einen minder strengen Eindruck als die nachgeahmte, sowie imitierte Diamanten die wirklichen an Glanz übertreffen. Mich hat sie für naiv genug gehalten und für fern genug von ihrem früheren Dasein, daß es das Wagnis wert sein konnte, nach mir ihr Garn auszuwerfen. Gott, wie hat sie in ihrem Herzen über meine Achtung gelacht!) —

— — Ich bin nicht besser, ich, der ich kaufte, als sie, die verkaufte —? Redensarten. Es ist in aller Ewigkeit eine Kluft befestigt zwischen denjenigen, die irgendwen gebrauchen und dem, der sich gebrauchen läßt; kein Geschwätz kann das überdecken.

— Ich bin so schlaff und kalt und in meinem Innern beschmutzt. Die Hand verwelkt am Schaft; die Schrift wird paralytisch. —

Lächerlich. Abscheulich. Was Teufel geht mich all das an? Einen ordentlichen Whiskypjolter*) — — — — — — — — — — — — — — — —

XX.

Ich wußte nicht, daß sie mir so teuer geworden.

Ich gehe herum, wie ein lahmgeschlagener Mann,

*) Pjolter ist eine Mischung von Cognac, Branntwein 2c. und Selterswasser.

wie ein Mann, den Schmach getroffen. Als ob ich gehört hätte, daß meine Mutter wegen verheimlichter Geburt in Vossevangen arretiert sei. In dem einen Moment möchte ich heulen vor Schmerz, in dem anderen überwältigt mich die Scham.

Eine ungemütliche Gefühlsmischung. Man kann sich nicht befreien, weder durch Trauern noch durch Verachten. Ich ersticke; meine Seele liegt in mir da und schnappt nach Luft; Kampf mit Schlangen unter einer Wolldecke. Fieber im Bewußtsein, — Schweißhitze wechselnd mit Frost.

Ich getraue mich nicht, den Leuten in die Augen zu sehen. Haha, da ist er ja, er, der die Geschichte mit der schönen Demimonde-Person hatte. Haha! Er war schon im Begriff, bei dieser dame soutenue in optima forma um Herz und Hand anzuhalten, haha! Hahaha, diese alten Junggesellen! —

— Ich kann nicht umhin, mich mit diesen Skorpionen zu peitschen. Das sitzt, das brennt, das ist ein abscheulicher Genuß ... wie dem Hautkranken, sich blutig zu kratzen.

*

Ein Glückstreffer, daß Fräulein Berner kam. Ich suche sie auf wie eine Art von Rettung. Sie soll mich wieder in die Höhe ziehen, wo Luft ist, freie Luft.

Sie kann eine Unterhaltung führen; sie geht geschmackvoll gekleidet; sie gebraucht feine Parfüms ... Da ist Sicherheit, Harmonie, Reinheit; keine Rede, bei ihr vor Angst zu zittern, es möchte ein Weinfleck auf ihrem Kleide sein ...

Ich klammere mich an all das mit beiden Händen. Vergleiche und vergleiche und finde mit Gewalt und Macht alle Vorzüge heraus. Daß sie nicht jung ist und eigentlich nicht hübsch, vergebe ich ihr; welchen Wert hat schließlich dergleichen? Worauf ich Gewicht lege, ist Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit, reine Akkorde; mich widert sie an, diese Schönheit ohne innere Sicherheit, die Schönheit ohne feine Parfüms. — —

*

Ich litt in solchem Grad am Haß, der Verachtung, der Raserei, daß ich beschloß, sie wiederzusehen und ihr die Wahrheit zu sagen.

Und ich traf sie. Und bekam Herzklopfen. Angst und bange und beschämt fühlte ich mich wegen dessen, was ich sagen wollte; ängstlich und voll Scham, als ob ich der Dieb sei, obwohl ich ja eigentlich der Richter war, und bei jedem Schritt, den sie mir näher kam und je mehr ihr Gesicht sich aufhellte und zu Lächeln ward, zu entzücktem, errötendem Lächeln ... verdampfte mein ganzer Verdacht und mein Entschluß und ich suchte erstaunt und vergeblich, sie festzuhalten.

Das war ja gar nicht das „Fräulein Holmsen", das ich mir in diesen gräulichen Tagen zurecht gedichtet hatte! Diese Atmosphäre von gutem Gewissen, dies sichere Selbstgefühl, dieser wohlbekannte naive Ausdruck unbegrenzten Kameradenzutrauens . . . entwaffneten mich vollständig. Ich zwang meine Bewegung nieder und that, als wäre nichts.

Feigheit. Mannesfeigheit. Wie sie so vor mir stand mit den großen, traurigen, sich erhellenden Augen

und der weißen Stirn mit all den braunen Ringeln und Weitläufigkeiten, die selbst der breitgerandete Hut nicht weglügen konnte, fühlte ich mich schwach und gerührt, wie vor einem hübschen Kind, das mit nichtsahnendem Lächeln hergehüpft kommt, obwohl es eigentlich die Rute kriegen sollte. —

— Aber sie ärgerte mich durch ihre häßliche Kleidung. Eine schreckliche Jacke machte sie hängeschulterig und flachbrüstig, und ein unheuerlicher, breiter, brauner Strohhut klemmte sie nieder. Und auf einmal war sie mitten drin in ihren Klagen über Langeweile, Lebensüberdruß 2c.; das klang mir plötzlich halbgebildet. Untergeordnet. Herrgott, das Leben ist nun einmal, wie es ist; man kann nichts Neues mehr sagen über das Elend der Welt. Wir müssen also erwachsene Menschen sein, uns mit den Verhältnissen einrichten, wie sie sind, oder auch in Stille und Stolz uns aufhängen. Was kann überdies so ein vier-, fünfundzwanzigjähriges Mädchen vom Leben erfahren haben . . . Ich geriet in üble Laune und die bösen Gedanken erhoben wieder ihr Haupt.

Was sollen sie bedeuten, diese Jammerlieder? Nun ist sie mit der Schule unzufrieden, will nicht in Religion unterweisen können . . . dies Gerede über „wahr“ sein, über das Gräßliche am „lügen“, „heucheln“ u. s. w. . . . Ja du mein Gott, von amtswegen in ein paar Gassenjungen verschiedene Ideen hineinzunageln, die ja an und für sich albern genug sein mögen, welche aber jedenfalls unendlich höher stehen als die Begriffe, welche obbemeldete Kinder von Haus mitbringen, das kann doch nicht so schrecklich sein. Steht sie selbst auf einem noch

höheren Standpunkt, wohlan, umso besser für sie; darum aber wird sie doch gerade so gut diesen Hottentottenjungen zu dem relativ hohen Standpunkt emporhelfen können, den Luthers Katechismus repräsentiert? . . . Aber gejammert muß eben werden. Ist es eine halbverdeckte Bitte an mich, sie zu befreien? Sie zur gnädigen Frau mit Dienstmädchen zu machen? Ich wurde verdrießlich und stumm. Und da es nun einmal beschlossen war, daß die Bekanntschaft sollte abgebrochen werden, konnte es ebensogut sofort geschehen; man brauchte darum nicht alles aufzutischen, was man dachte; es ließ sich eine Form finden, die minder brutal war.

Ich leitete die Sache ein, indem ich sie vor ihren Freunden warnte. Arme Kleine, das griff sie hart an, und grausam muß es für sie auch sein. Nach eines ganzen Lebens Kampf um ihre Reinheit und Ehre sich plötzlich wehrlos preisgegeben und zweifelhaft gemacht sehen durch ein paar gleichgültige, schwatzhafte „Freunde“ und „Freundinnen“ . . . mir war, als thäte ich Bütteldienste. Doch von diesem Schlag Freundschaften muß ein Mensch ja errettet werden; sie mußte erfahren, in was für Händen ihre Wohlfahrt und Ehre lag. Ich endete, indem ich auf passende Weise andeutete, wie unmöglich meine eigene Stellung gegenüber einem Wesen sei, das ich so wenig kennte, und kriegte schließlich, nicht ohne Anstrengung, hervor, was eigentlich gesagt sein sollte —: „Heiraten Sie . . . irgend einen braven Mann, den Sie kennen und welcher Sie kennt . . .“ Sie wurde unheimlich still und nahm hurtig Abschied. Ich blieb ein wenig vor ihrem Haus-

thor stehen; hatte ein Gefühl, wie es der Mörder haben muß nach dem entscheidenden Stich . . . . und von der finsteren Treppe herab glaubte ich ein gewaltsam zurückgepreßtes Schluchzen zu hören.

Traurig und schlaff ging ich heim. Es ist so schrecklich, schrecklich garstig und roh und arg — alles miteinander. In einer wunderlich gebrochenen und weichen Stimmung sitze ich hier. Ich habe eine unendliche Lust, eine sonderbare, idiotische, aber fast unüberwindliche Lust, ihr zu schreiben —: „Teuere, wunderschöne Fanny, ich liebe Dich über alle Maßen; kündige Deine Schule und all Deinen „Freunden“ und heirate mich in acht Tagen . . . .“

XXI.

(3. — d. h. 4. — April, 2 Uhr nachts.)

Eigentlich sitzt bei einem Menschenkind der Verstand nicht besonders fest im Kopf.

Wunderlich ist die Angst, die mich überfällt, wenn ich nach einer solchen schlimmen Nacht heimkomme und da unwillkürlich zum Spiegel trete, um nachzusehen, wie ich ausschaue . . . . und finde, daß ich sehr bleich bin, übrigens allright . . . . mir dabei aber in die Augen blicke.

Sie sind hübsch, diese Augen, braun und aufrichtig, mit etwas so gewiß Wehmütigem und Resigniertem im Ausdruck; sie saugen mich zu sich. Und haben sie mich nun erst zu fassen bekommen, so saugen sie stärker und stärker, bis mich eine Art von Taumel packt; die Dinge um mich her verschwinden; ich bin so

unheimlich allein vor diesem stummen Wesen, das seine Pupillen mir ins Hirn bohrt, tiefer und tiefer, angstvoll und angstvoller; — es ist, als ob ich mein Bewußtsein verlöre, muß mich losreißen — wie man im Traum sich aus einem Alp heraus reißt.

Der Spiegel ist ein unheimliches Instrument. Man steht wie von Angesicht zu Angesicht mit seinem Doppelgänger, — hat vielleicht eine Art von unklarem Drang, sich über diesen Kerl zu werfen und ihn zu erwürgen; was Henker will er von mir? — oder von Angesicht zu Angesicht mit der eigenen Seele, welches Phänomen mich zugleich mit religiöser Angst und verzweifelt frecher Neugier füllt. Endlich einmal dies Gespenst erkennen, das hinter meinem ganzen Dasein steht, in das ich aber auf gar keine Weise meine Klauen setzen kann! — von dem ich nicht einmal die Sicherheit erlange, daß es überhaupt existiert! — Das heißt, etwas muß ja existieren, ein Agens, ein Triebrad (das wahrscheinlich vermittelst ein oder des anderen Treibriemens mit der transcendentalen Weltmaschinerie in Verbindung steht); und warum kann das nicht gerade so gut Seele heißen? Vielleicht ist es die Weltseele selbst, die wie der Direktor eines Puppentheaters hinter dem Schirmbrett sitzt und die Schnüre zieht, welche mein fleischumkleidetes Skelett zum Hüpfen und Tanzen bringen und es all die Sinnlosigkeiten begehen läßt, über welche sie sich mit göttlicher Kindischheit amüsiert.

— — Sprach heute den ganzen Abend über „das Weib“. Gab allerhand Theorien zum besten, klagte an und verteidigte es abwechselnd. Niemand begriff, was dahinter stecke. Agent Lunde, der natürlich, wie

alle mißglückten Ehemänner, trinkt, teilte uns in seiner Umnebelung mit, daß er eigentlich von seiner Frau sich hatte scheiden lassen, weil sie „schmatzte, wenn sie aß“; — das will ich bei Gott glauben. Ein älterer, zuwiderer Hagestolz, den ich zum ersten Mal sah, erzählte, er sei ein so guter Freund, daß er Kameraden aus der Provinz, die ihn besuchten, seine Maitresse lieh .... was im Lager der Junggesellen Heiterkeit, gemischt mit einer gewissen Verwunderung, hervorrief. „Thun Sie das wirklich!“ sagten sie und gähnten. Soviel Freundschaft hatten sie in Israel nicht vorhanden geglaubt.

Und sie aßen und rauchten und nippten, mit so heißen, aufgekochten Gesichtszügen, wie man sie an einem heißen Sommernachmittag im Eisenbahncoupé sehen kann. Ein junger grünschnabeliger Litterat war der Anwalt der Frauen und verteidigte mit Toddybegeisterung die ideale Ehe ... „Die Beiden sollen miteinander bei allem gemeinsam sein, bei allem!“ — „Soll sie vielleicht auch mit ihm beim Kneipen sein?“ fragte Agent Lunde. — „Ja natürlich! Das wäre gerade prächtig!“ sagte der junge Mann ein wenig verblüfft. — Ich unterstütze den Burschen: „wenn die Frau mit ist, so wird das Kneipen mehr civilisiert.“ — Der Agent rang nach Atem.

„Ja ja; fürwahr; die Junggesellen! Ah freilich; die Weiber im Wirtshaus! Um neun Uhr beginnt die Gnädige zu gähnen. Um halb zehn hat sie kleine Augen und rote Augen und sieht so blaß und leidend aus, daß der Mann vor lauter Zorn noch ein Glas

bestellt. — Da winselt der Unterrock: „nein, aber willst Du denn wirklich noch trinken?“ —

Er imitierte die katzenfreundliche Märtyrerstimme in so gräßlicher Manier, daß ich, dank dem weitaufsperrenden Gelächter, der ganzen Bande bis in die Kehle hinein sehen konnte.

— Voll Widerwillen, die Brust von Weh und Jammer erfüllt, stand ich auf und schwankte zu Mathilde.

*

Nichts ist eine banalere Wahrheit, als daß das Leben eine Qual ist; darum finde ich es auch so geschmacklos, darüber zu reden.

Mit jenen, die klagen, habe ich kein Mitleid. Ihr Leiden kann nicht tief sein, wenn sie noch versuchen, dafür Worte zu finden. —

*

Fräulein Berner könnte wirklich ein paar Jahre jünger sein; übrigens ist sie angenehm. Es ist etwas so gewiß Vornehmes in dem scheinbar unbedeutenden Gesicht, das bei näherer Bekanntschaft gewinnt, und ihre Augen, die weder groß noch krankhaft sind, haben den festen, diskreten Blick gebildeter Menschen, — nicht scheu, nicht starr — und nicht buhlend; man kann ruhig in die Fenster hineinschauen; man sieht nicht weiter als in den Salon. Die inneren Gemächer sind sicher verschlossen, mit Thüren und Portieren, wie in jedem guten Haus.

Auch der Mund schwätzt nicht. Er ist geziemend groß, ganz wohlgeformt, mit einem völlig beherrschten

Ausdruck; lächelt nicht ohne genügenden Grund, was civilisiert wirkt. Gott, wie man dieses ewigen, einnehmenden Damengelächels — mit und ohne verlorene Zähne — müde wird! Ihre Stimme ist fest und sicher, ihr Vortrag gedämpft und ruhig. Alles in allem ist sie ein — „für unsere Verhältnisse" — selten durchgebildetes Wesen; giebt den unbeschreiblichen und unnachahmlichen Eindruck, in geräumigen, harmonischen Verhältnissen, in Reichtum und geschmackbeherrschtem Luxus aufgewachsen zu sein.

Auch geistig macht sie diesen Eindruck. Ihre Anschauungen, richtiger: Meinungen passen an allen Enden ausgezeichnet in das Bestehende hinein, und sie scheut mit sicherem Instinkt alles, was bei einer modernen Frau disharmonisch wirken kann. Dem Mann gegenüber hat sie die rücksichtsvolle Toleranz der wohlerzogenen Dame. Für ihren Privatgebrauch ist sie in aller Stille konventionell, konservativ, korrekt. Spielt ausgezeichnet gut die Unwissende in „les affaires d'amour", — die geziemend Unwissende.

Ich ertappe mich dabei, in ihrer Gesellschaft Konversation zu machen. Das ist recht langweilig, aber angenehm. Man fühlt sich dadurch so obenauf; geistig wohlgekleidet; unangreifbar. Wenn ich herauskomme, erinnere ich mich nicht mehr, was wir sprachen, könnte jedenfalls nicht darauf verfallen, es aufzuschreiben: so soll eine gebildete Konversation sein.

Sie spielt mit sehr viel Takt den rettenden Engel mir gegenüber, zieht mich in Kreise hinein, die bessernd auf mich wirken können. Ich lasse mich überall

mitziehen und langweile mich tapfer; diese kleinen Zerstreuungen sind vielleicht ein vernünftiges Mittel in meinem betrüblichen Kampf . . . alles, was in mir an Energie vorhanden ist, hat sich endlich zusammen genommen, um die Freiheit wieder zu gewinnen. Ich schwätze und disputiere, tanze sogar und kann auf diese Art für eine Abendstunde sie vertreiben; fühle sie nur im innersten Innern wie eine brennende Leere.

Wenn ich aber wieder daheim sitze, bei meiner letzten Cigarrette und dem letzten Glas — — —

— — — Ob ich nicht trotzdem, trotzdem, trotzdem! — den Sprung wagen sollte? Dies einzige Mal? Meine Bedenklichkeiten werden mir so klein, so hagestolzhaft kleinlich. Ob ich es nicht dennoch wagen sollte? Endlich?! — Bald ist ja die Zeit der Gnaden vorbei. Wahrscheinlich verliebe ich mich nie mehr so stark. Und sie mögen sagen, was sie wollen, diese Ehemänner, und sie mag sagen, was sie will, Fräulein Berner . . . ich kann ganz gut mein Leben verkaufen für einen Monat des Glücks mit der, die ich lieb habe. —

Und ich erliege der Sehnsucht und dem Leiden und nehme meine Feder und schreibe, — nicht Studien oder „Impressionen“ für meinen „Roman“, sondern drei Bogen lange Briefe an sie. Bitte, schelte, jammere; bin grob auf dem ersten Bogen, ironisch auf dem zweiten, sentimental und sterbend auf dem dritten, schreibe den ersten Bogen noch einmal um; den zweiten wieder um; den dritten zweimal um; schließlich den ersten Bogen noch einmal um und noch

einmal ..... gehe zu Bett mit klopfenden Schläfen, zuckenden Nerven und Thränen in der Kehle. —

Sobald der Morgenkaffee getrunken ist, verbrenne ich den Brief mit kaltem Blut. Teufel noch einmal, wir sind ja mit einander einig, daß wir an das nicht mehr denken wollen ....

XXII.

O Schopenhauer, Schopenhauer!

Leiden ist leben, leben ist leiden. Diese beiden sind eins. Die Sehnsucht, die Sehnsucht, das ist die Glut, welche zehrt und zehrt und sich dabei mit einem Phosphorfeuerschein wie nächtliches Meeresleuchten umgiebt; dies nächtliche Meeresleuchten nennen wir Leben. Sehnsucht, Sehnsucht, saugende, nagende Sehnsucht, zehrende, glühende, verzehrende Sehnsucht. —

Befriedigung —? eines Augenblicks schmerzgemischte Seligkeit; dann kommt die Leere. Der Ekel. Die Müdigkeit. Möchte ich sie nun hier haben? Ja!! — aber nicht wegen der Freude, die sie erwecken könnte. Nur, um diese glühende Sehnsucht zu löschen. —

Der Tod muß ein herrlicher Moment sein. Ein wundersamer, unendlicher Moment schmerzgemischten Glücks. Das selig-schmerzliche Erlöschen aller Sehnsucht, dieser selben verzehrenden Lebensglut.

Die alten Mythen reden von Satan. Schopenhauer entdeckte, was hinter dieser Mythe stak und setzte für Satan den Genius der Gattung ein.

Er ist die Ursache alles Leidens und alles Übels. Für ihn existieren keine Individuen, sondern nur

Exemplare. Er schleppt mit Harpune und Schnur männliche und weibliche Exemplare zu einander, damit sie neue Exemplare hervorbringen, die er wieder mit Harpune und Schnur zusammenhalten kann. Und ist seine Absicht erreicht, so vergißt er die alten über den neuen, und sie bleiben ihr Lebelang zappelnd an seiner Schnur liegen, bis sie so giftig und böse werden, daß sie einander umbringen. — —

Wer aber sich von seiner Harpune losreißen will, bleibt sitzen wie ich, — mit der Harpune tief im Fleisch, und der langen Schnur, welche zerrt und zerrt. —

Ich muß einen Gott haben. Ein Seelencentrum Nr. 2 . . . Eine Bürde ist leichter zu tragen, wenn man sie verteilt.

Ich brauche einen Gott; folglich erfinde ich ihn. Und bete, bete: „Gott, gieb mir den Wahnwitz, der nötig ist, um zu glauben! — — oder um zu sterben."

*

Mit Bösem soll Böses vertrieben werden. Der Teufel treibt den Belzebub aus; Weib vertreibt Weib.

Mathilde auf der einen Seite und Fräulein Berner auf der anderen, die irdische Venus und die himmlische Freundschaft, — sollten die beiden zusammen nicht das bißchen blasses Gesicht mit dem braunen Gelock verjagen können?

— Wenn nur nicht die Augen wären, — die großen, traurigen Augen! Mais enfin, — auch die. Die auch, selbstverständlich. Eines Tags werden sie auf der Netzhaut meiner Seele stehen wie zwei ver-

löschende, verschwindende Sterne ... nein!! Ich will nicht! — Halte den Mund, Esel. Du willst.

— — Ja, dies Fräulein Berner ist gar nicht übel. Sie hat, was ich vor allem brauche, das Beruhigende. Das Gedämpfte. Das Gebildete. Die Ohren steif! Nicht schreien, nicht laut lachen! — Dieser Grundsatz ist ganz personifiziert sie.

Sie hat keine gefährlichen Augen und ihr pechschwarzes, glanzloses Haar liegt glatt am Kopf und legt keine Schlingen. Sie ist, was ich brauche und was ich jetzt brauche. Und dann Mathilde mit ihrem Leichtsinn auf der anderen Seite.

— Fahre wohl, Du Sirene, die Du mit langem braunem Haar und dunklen tiefen Augen aus Deiner Tiefe tauchtest.

*

— — Und zum Entsatz Georg Jonathan. Er stachelt meine Gedanken auf und stimuliert meinen Stolz.

Und ermuntert meine Phantasie.

Ich glaube selbstverständlich nicht an seine Utopien; aber ich glaube wenigstens, so lang er spricht. Und der Glaube an den „Fortschritt der Menschheit", den man in sich aufrecht erhalten muß, um existieren zu können, saugt aus seinen kühnen Phantasien soviel Nahrung, daß er nicht ganz ausstirbt. —

— — „Meinen Berechnungen zufolge, — und ich bin nicht sanguinisch! — wird Norwegen in 100 Jahren 20 Millionen Einwohner haben. — Uebervölkerung? — Krankenstubengeschwätz! — zu jener Zeit wird das Land so bewirtschaftet werden, daß ein Quadratfuß

Erde hinreichen wird, einen Menschen zu ernähren. Und wohlgemerkt: fürstlich zu ernähren. Schon jetzt hat man es dazu gebracht, Weizensaat zu ziehen, die über das Zehntausendfache ergiebt . . . aber das sind nur erst Bagatellen. Die Hauptsache ist, daß man in einem Jahrhundert oder zwei sich vom Klima wird unabhängig gemacht haben. Der ganze bebaubare Teil der Erdoberfläche wird unter Glas gebracht sein; die nötige Wärme wird überall und zu jeder Zeit durch Elektrizität herbeigeschafft werden, und man wird Datteln in Bodö und Weintrauben in Spitzbergen ziehen. Die Thäler Norwegens werden von Berg zu Berg mit Glas überbrückt sein, und darunter wird alle Herrlichkeit des Südens florieren. In dreihundert Jahren wird das Land 100 Millionen Menschen erhalten, und nicht zu vergessen, keine Bauern und Sklaven, sondern Gentlemen. An jeder Wand des Landes werden Malereien für eine Million Kronen hängen und jeder Quadratkilometer wird ein Theater besitzen, in dem man Shakespeare spielt. Und es ist klar, daß unter so vielen gebildeten Menschen jedermann Freunde finden wird, solche, wie er sie braucht, und Freundinnen, die seine Hypochondrie zum Blocksberg küssen."

— — „Warum ich Altruist bin? Aus Egoismus natürlich."

„Ich hasse die Armen, die Verkommenen, die Zerlumpten; sie verletzen meinen Schönheitssinn und verderben meinen Appetit. Also weg mit ihnen. Der Anblick von Elend und Tierischkeit demütigt mich als Menschen. Why? wir wollen Vernunftwesen sein und

können uns von Ungeziefer nicht freihalten? Vernunftwesen, — und leben mitten in einem Sumpf? Nein, das geht nicht, sehen Sie. Das ist zu elend. Homo sapiens, meine Klasse kann doch nicht dümmer sein als andere Tiere der Flur. Jeder Fuchs hat seine Höhle und jeder Bär seinen Himbeersumpf; wir Menschen müssen nach dieser Proportion jeder unseren Palast und jeder unsere Mittagsgans haben. — —

„Erst wenn all das in Ordnung ist, wird es für einen stolzen Mann angehen, zu leben. Bloß wenn die Konkurrenz frei ist, kann der Überlegene glänzen. Da werden alle Männer so stark, daß es sich lohnt, champion zu sein, und alle Weiber so schön, daß es einen Sinn hat, die Schönste zu besitzen."

„Ja, aber die Gleichheit?" frage ich.

„Die Gleichheit? — (Achselzucken.) Besteht in gleichen Waffen. — Gleich lange Nasen brauchen wir doch nicht zu haben."

„Allein dem Pöbel gleiche Waffen einzuräumen ist vielleicht ein bißchen stark —?"

„Ich fühle mich dem Pöbel überlegen, — selbst wenn die Waffen gleich sind." — — —

*

— — — Und auf der anderen Seite . . . Pastor Löchen. Ein ganzes Heer gegen ein armes Mädchenkind. —

Eine komische Konstellation: der Bandit Gabriel Gram und der bekehrte Räuber . . . Aber der Pastor ist nicht eigentlich dumm und hat mit seiner Gottseligkeit

und seinem Seelsorgerwesen etwas so gewiß Beruhigendes für müde Nerven.

Ich kann wohl nicht umhin, ihn ein wenig zu necken, zitiere ihm Tolstoi ꝛc. Aber der Rabulist in mir ist so ziemlich tot. Ich habe keine Lust. Es ist ja das alte Lügengewebe; jeder Konfirmand durchschaut es; die Kritik ist zu leicht; die Witze sind zu banal. Dagegen entdecke ich, daß bemeldetes Lügengewebe schön sein kann; und wer erhöbe seine Lanze gegen eine Feerie, eine Zauberkomödie? Nur höhere Schuljungen machen die Einwendung: „aber es giebt ja kein Feen“ . . . —

Was schön ist, mag meinetwegen ein Lügengewebe sein (muß ein Lügengewebe sein! Die Wahrheit ist häßlich!) es hat dennoch seine Berechtigung.

*

Mathilde verfällt mehr und mehr. Sie weiß, wieviel Wert ich auf die Illusion lege; aber sobald sie sich die Zügel schießen läßt, geht es doch unter den Strich mit ihr.

Heute Abend war es übrigens etwas anderes, das mich vertrieb. Ich bekam einen Sentimentalitätsanfall und konnte es nicht lassen, nach „Fanny“ zu fragen — „weißt Du, die Kleine, die sich hie und da gezeigt hat, die Tochter Deiner Wirtin?“ — „Ah, die,“ warf Mathilde hin; „sie treibt es nun für eigene Rechnung.“ — „Was? Wie? — Für eigene Rechnung?“ — „Ja; es giebt ja so viele Herren, die sie so jung haben mögen.“

Ich verstummte. Eine Art von Entsetzen oder Flauheit überfiel mich. Mathilde begann sehr wenig

einnehmend zu reden, und um ihr Einhalt zu thun, fragte ich, was die Eltern sagten, daß ihre Tochter schon so anfinge. „Na,“ sagte Mathilde, „freu'n werd'ns si, daß die Fanny auch was ins Haus bringt.“ Dann lachte sie und warf ihren Corpus mir in die Arme und streichelte mich und sagte: „'s is nöt a jeder so a guater Kerl als wie Du, mein Schatzerl!“ —

Ich legte ein paar Münzen auf den Tisch und verschwand. — —

— — — Ja, ja, ja! was soll man da sagen? Es ist so; da kann man nichts dagegen thun. Außer man will „die Gesellschaft umwälzen,“ auf Jonathansche Art. Aber das geschieht auch nicht morgen Abend. Eigentlich ist es ja gutes Christenthum: damit einige obenauf gehalten werden können, muß die Masse auf den Hund kommen. Wir brauchen nun einmal eine höhere Schicht, ein feineres Publikum; aber kein feineres Publikum kann ohne Damen bestehen, und Damen können nicht ohne eine gewisse Reinheit bestehen; so muß also eine solche Heilsarmee von Dirnen existieren, und diese Armee muß sich rekrutieren. Will man den Zweck, muß man die Mittel wollen. Es wäre allerdings gut, wenn die Kinder verschont werden könnten; ein Kind ist ja immerhin noch eine Möglichkeit. Aber — Töchter von — solchen Leuten . . . es ist wohl für sie der natürlichste Weg. Etwas früher, etwas später . . .

— Was in diesem Fall mich so empfindlich macht, ist natürlich der zufällige Umstand, daß die Kleine . . . na, halt den Namen hat. Hieße sie Mathea oder Indiana . . .

— — Armes Kind!

Ja ja; welchen Vorteil hat meine Fanny davon, daß sie den Weg der Tugend ging? Es giebt derzeit einen Menschen, um dessen Meinung sie sich kümmert, und dieser eine Mensch bedarf nur einiger zweifelnder Hindeutungen von seiten irgend eines Gleichgültigen in einem Kaffeehaus, — so geht er hin und gebraucht einen Ausdruck wie „femme soutenue." Ich spucke mir hiermit in mein verdammtes Gesicht . . .

XXIII.

„Ja, Ihr Männer der Kirche habt Antwort auf alles und Auswege für alles. Doch wenn ich bedenke, daß die besten Köpfe der Menschheit 17 bis 18 hundert Jahre gesessen und daran gearbeitet haben, dies System auszugestalten, so ist das nicht so merkwürdig. Das System ist wirklich fein."

Pastor Löchen lächelte still. „Ja, aber ist es nicht merkwürdig," sagte er, „daß die besten Köpfe der Menschheit 17 bis 18 hundert Jahre haben sitzen und an diesem System da, wie Du es nennst, arbeiten mögen?"

„Der Buddhismus," parierte ich, „ist auch eine sehr alte Religion, mit welcher viele gute Köpfe sich durch so und so lange Zeit beschäftigt haben."

„Es ist viel Wahrheit im Buddhismus," sagte er ausweichend. „Aber merkwürdig ist es, rein historisch betrachtet, daß das buddhistische Asien schon längst stagniert, während das christliche Europa stetig vorwärts gegangen."

„Europa ist in den Zeiten vorwärts gegangen, wo die Kirche ohne Macht auf die Geister war.“

„Ja ja; die Kirche verliert hie und da ihre Macht, was in der Regel ihre eigene Schuld ist. Aber bemerke nur, wie die Menschen nach solchen großen Verfallsperioden zur Kirche zurückkehren, — was darauf hindeutet, daß diese doch im stande ist, den Fortschritt aufzunehmen. Das deutet ferner darauf hin, daß die Menschen, wie sehr sie auch wachsen mögen, doch der Religion nicht entwachsen. Man will beobachtet haben, daß selbst nun, — nach dieser letzten und schwersten Verfallszeit, — in den großen Kulturländern draußen eine mehr religiöse Geistesrichtung aufwacht, und das ist natürlich. Je mehr die Entwickelung fortschreitet, desto mehr wächst das, was wir Lebensüberdruß, Weltmüdigkeit, Weltverzweiflung nennen. Und gegen diese Krankheit, die wohl die schwerste und fürchterlichste aller Krankheiten ist, — gegen diese hat man bisher nur *einen* Arzt gefunden, nämlich ihn, der sagte und wirklich sagen durfte: Kommet her zu mir, Ihr, die Ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch Ruhe schenken.“

— — Ruhe! Ein herrliches, lockendes Wort! Ich ließ die halb im Scherz geführte Diskussion fallen und sagte: „Tja, wer weiß! ich verstehe das eigentlich ganz gut.“ — — —

*

Es machte mir Spaß, Georg Jonathan mit dem von der „religiösen Reaktion“ aufzuziehen. Er zuckte die Achseln.

„All right,“ sagte er. „Man beginnt sich für diese Sorte von Dingen zu interessieren, — Wünschelruten, Hypnotismus, Geisterbeschwörung und was weiß ich. Marcus Tullius Cicero wird hinter ein paar Laken berufen und redet englisch; Julius Caesar klopft auf einen Tisch und erzählt Paul Pedersen, daß dessen Bruder Lars Pedersen in Amerika an Cholera gestorben. Und ausgeliebte Damen und elegante Rückenmarkspatienten sitzen voll Andacht da und lauschen all dem und näseln entzückt: ‚enfin! voilà la verité, la grande renaissance!‘ — Die alte Bourgeoiskultur beginnt kindisch zu werden, verstehen Sie. Es ist das Ende, welches anfängt. Man hat in Paris und London so lang gebowlet, bis man fertig daliegt; dann schickt man natürlich nach dem Priester. Öl und Salbung und Räucherwerk und Morphin, — kranke Leute müssen ja dergleichen haben. Als das alte Rom ins Rollen kam, liefen die Leute auch herum nach Mirakelthätern und Mysterien. Wenn die ganze Welt von diesem Unsinn gefangen ist, so daß man seine irdischen Angelegenheiten nicht mehr wahrnehmen kann, so kommen Hunnen und Germanen — Anarchisten und Muskelmenschen und fegen die ganze Verrottung weg, — Götter und Gespenster inbegriffen. All right.“

„Na, so gefährlich ist's wohl nicht,“ meinte ich; „in den Zeiten der Romantik hatten wir eine ähnliche Geschichte und die Kultur besteht dennoch. Die ganze Sache ist wohl die, daß man dieser ewigen Pferdekräfte müde zu werden anfängt.“

Georg Jonathan sah mit einem kalten, spähenden Blick auf mich, der mich lächeln machte. —

— Möchte wissen, ob wir „Freidenker“ Freidenker unter uns dulden würden?

*

„Haben Sie Strindbergs „Gläubiger“ gelesen?“ fragte Fräulein Berner heute; wir saßen bei einer Schale Kaffee allein draußen auf Pastor Löchens Veranda. „Es ist der Titel des Stücks, den ich so gut finde“, fuhr sie fort; „er könnte gewiß als Inschrift über so vielen Liebesheiraten stehen. Sie fragen mich, woher ich meine Anschauungen über diesen Punkt habe; ich denke, ich habe sie von verschiedenen Seiten her. Sie wissen —: als unverheiratete Dame kommt man in den Familien herum und macht seine Altjungfer-Beobachtungen. (Lächeln.) Man hat seine verheirateten Freundinnen, und etwas sieht man und manches kriegt man zu hören. Ich habe eine Freundin, deren Mann in sie schrecklich verliebt ist und auf den sie eigentlich auch etwas hält; aber ich kann so gut verstehen, wie sie darunter leidet. Er ist wohl ein sehr rücksichtsvoller und gar nicht aufdringlicher Gläubiger; aber sie fühlt diese verliebten Augen dennoch immer lauernd auf sich und wird rein nervös dadurch. Ich kann mir so gut denken, wie es sein muß, diese stumme Forderung immer um sich schleichen zu haben. Es herrscht eine eigene, peinliche Ungemütlichkeit in solch einem Heim, und hat man ein paar Jahre darin gelebt, bekommt man wirklich fast eine Art von Schreck vor diesen Inklinationspartien.“

Ich saß und dachte an meinen guten Freund, den Musiker Brun und seine Westenknöpfe. „Aber die

Liebe ist nun einmal etwas, das sein Recht haben will, und was soll man da eigentlich thun?"

„Die Liebe nimmt sich schon ihr Recht," lächelte sie diskret. „Ich finde es nur nicht notwendig, sie in einer Ehe abzubrauchen."

„Das klingt hübsch," sagte ich; „aber da müssen wir mehr Freiheit haben . . . das heißt das Weib müßte es."

„Das Weib hat die Freiheit, deren sie bedarf, — wenn sie nur Takt genug hat, sie zu gebrauchen," — sagte Fräulein Berner. Ich glaube übrigens, sie wurde rot. Und sie fuhr hurtig fort: „Für sie wird es des Glücks genug sein, das Erlebnis ihrer Jugend in treuem Herzen zu bewahren; so hat sie etwas, wovon sie leben kann, selbst wenn sie noch so sehr verheiratet ist." Nun war sie ganz sicher rot; sie hatte ihre Stickerei vorgenommen, — um sich genügend herabbeugen zu können.

„Sie werden ordentlich romantisch," sagte ich. „Sie haben einmal geliebt . . . so in größerem Stil? — Und sind nicht verbittert darüber, daß er eine andere nahm?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nun bin ich froh darüber," sprach sie. „Hätte ich gethan, wie Emilie, so wäre er nun auch solch ein abgenutzter, mürrischer Ehemann, und ich hätte nichts mehr übrig. Aber nun steht er vor mir, wie er damals war, und ich werde (lächelt) ihn behalten, bis ich sterbe."

„Selbst wenn Sie heiraten?"

— „Na!"

„Allein Ihr Mann?“

Lächeln. „Er würde jedenfalls .... keinen Gläubiger bekommen.“

„Jedoch er könnte ja selbst Ihr Gläubiger werden?“*)

„Ja, wissen Sie ... dann würde ich ihn nicht nehmen.“

„Ja richtig ... die Vernunftpartei!“

„Ja; nur Vernunft. — Na, es hat ja keine Gefahr. Darf ich Ihnen noch ein wenig Kaffee geben?“

„Danke, nein.“

„Aber einen Tropfen Liqueur? · Sie müssen für Ihre Geduld belohnt werden.“

„Sie glauben, Sie haben mich gelangweilt? — Das ist sehr bescheiden. — Sie sollten sich lieber ein bißchen in acht nehmen! Eines schönen Tages komme ich und freie um Sie!“

„Wegen meiner soliden Grundsätze?“

„Wegen Ihrer liberalen Grundsätze.“

„Ja, wenn Sie gehörig in die andere verliebt sind, so kann es geschehen, daß ich Sie nehme.“

Heiterkeit. —

*

Lieben und rasen, so lange man jung ist, und nachher eine standesmäßige, vernünftige Heirat .... Die Alten haben recht.

---

*) „Die Gläubiger“ von August Strindberg behandeln den Grundgedanken, daß die Frau nicht bloß vom Gelde des Mannes, sondern auch von seinen Gedanken, Gefühlen lebt; er ist ihr Gläubiger in allem und jedem.

Von meiner Jugend ist nicht mehr viel übrig. Ich feiere jetzt meine letzte Liebe.

Warum diese da nicht auch mitnehmen?

Ihr das anbieten? — Unbegreifliche Schwachheit!

Unbegreifliche Stärke. Wir Männer sollen ja das schwache Geschlecht sein, heißt es, und dennoch kann ich, der Schwächste unter den Schwachen, so herumgehen und wahre Kraftproben an Tugend ablegen! — Unbegreiflich!

Es ist die Zuneigung, die uns umschafft. Wenn das Weib liebt, wird es schwach; wenn der Mann liebt, dann wird er stark. Kommt ein Mann in die Lage, daß er ein Weib verführen könnte, und er thut es nicht, so kann man darauf Gift nehmen, daß er in das Weib verliebt ist.

Aber alles hat seine Grenze, und ich vermag es nicht mehr, stark zu sein. Ich kann nicht auf diese Art von ihr gehen; wir zwei müssen eine Stunde mit einander jung sein. Wieviel Leiden hätte können erspart werden, wenn ich mich zusammengenommen und mich früher entschlossen hätte! —

Ich werde ehrlich reden. Ich werde ein Gentleman sein. Sie soll alle wünschbare Gelegenheit haben, nein zu sagen. Wenn sie dennoch ja sagt, wenn es aber ihr eigener Wille ist . . . da würde es eben ein Verbrechen sein, sie um „das Erlebnis ihrer Jugend" zu betrügen. Meine Dummheit war unendlich. Wie es sich doch immer bekräftigt, daß Liebe nicht das Fach des Mannes ist. Beständig ist es das Weib, die die Sache ins Rollen bringen muß ... diesmal, wunderlich genug, das andere Weib. —

Endlich der erlösende Beschluß. — Wie es auch mit ihr stehen mag —, es ist meine Pflicht, sie wählen zu lassen. Sie soll dazu Gelegenheit finden! Ich greife zu. Den Kühnen begleitet das Glück.

Schreiben ist zwecklos. Will man, daß ein Weib seine Wahl treffe, so darf man ihr nicht Zeit geben für allzu kaltblütige Überlegungen. Sie wird dadurch außerstand gesetzt, sich zu entschließen. Sie — will — nein — sie — will — nicht. Sie muß einen äußeren Impuls haben, sogar um zu thun, was sie selbst will. Es ist in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen, daß eine Frau auf eigene Faust einen Beschluß gefaßt hätte.

*

Ich suche sie und finde sie nicht. — Ach nein, nach jenem letzten Mal . . .

Flau und elend suche ich die „Freunde“ auf, in deren Gesellschaft ich vergessen kann. Was war das überhaupt für eine wahnwitzige Idee —: ihr ein „Verhältnis“ anzubieten —!

Ja, vielleicht, wenn ich die günstige Zeit abgewartet hätte! Nun habe ich sie erschreckt. Nun verachtet sie mich. Ich treffe sie nie wieder.

Noch einmal habe ich das Glück mir auf die Leichdorne treten gefühlt, ohne zugreifen zu können. Ich trat höflich und errötend beiseite und verbeugte mich und sagte: „Entschuldigen Sie, Fräulein, daß ich Ihnen im Wege stand.“

Nun sehe ich es über den Bergen wie eine weiße Wolke hinschwinden. Sein Lächeln spöttisch, bitter und schwermütig.

Zum dritten Mal strich es an mir vorbei. Und es läßt seiner nicht spotten. Dies war das letzte Mal... „noch diese Donnerstagnacht, und dann nimmermehr". Das Glück ist keine Metze, daß es mir nachlaufen sollte.

— Armer Kerl! Geh' zu Deinen „Freunden" — und zu den Freundinnen, die man wegwirft und wieder aufhebt. Ein Wrack bist Du, hinaufgespült auf einen ministeriellen Schreibebock; an dem bleibst Du hängen, bis Du verfault bist.

Zweiter Teil.

I.

(26. Juni 85.)

Hier enden diese Aufzeichnungen. Ein vielsagendes Schweigen folgt. Ich träumte vom Glück der Kühnen; in Wirklichkeit handelte die Geschichte aber von Dummheit und Niederlage. Ich zerbiß mir vor Ärger viele Tage lang die Zunge. Etwas so Unbeholfenes, so Tölpelhaftes —: das Mädchen mit banalen Gymnasiastenphrasen zu überfallen .... „volle Kameradschaft“ ... „alles teilen“, „zusammenhalten, so lang es geht“ ... sie hinweg zu schrecken, wie der kleine Knabe den Vogel wegschreckt, den er fangen will, anstatt ganz einfach — — na, nachträglich weiß man es ja ...

Der Mann ist ein lächerliches Tier. Er kann den Blitz wohl zähmen und die Kometenbahnen berechnen; aber berechnen, wie man solch einen kleinen dummen Vogel von einem Mädchen fängt — — —

Ja, wenn es einer ist, aus dem man sich nichts macht! Da ist der Fang leicht genug; der Vogel drängt sich an einen, wie ein halbtotes Huhn. Aber der wilde, freie Vogel, der seltene, kostbare ... da kriegt der Jäger Herzklopfen und verliert den Kopf.

Er sieht den Vogel in einem Baum droben sitzen und schlummern, eilt atemlos hin und schüttelt den Baum, denkt, der Vogel werde zu ihm herabfallen wie eine reife Frucht; wenn dann der aufgeschreckte Vogel mit einem Schrei im Waldesdickicht verschwindet, so steht er da, der intelligente Bursch, und beißt sich in die Zunge.

Die ganze Verliebtheit erlosch für eine Zeit in der ungeheueren kalten Beschämung, welche folgte. Man muß eine gewisse Eitelkeit haben, um lieben zu können, — den Glauben an die Möglichkeit einer Gegenliebe —; aber in jenen Tagen besaß ich nicht mehr Eitelkeit als ein nasser Hund. Ich fühlte eben, daß sie mich verachtete, mit ihrer und meiner Verachtung zugleich, was eine dreifache Verachtung giebt. Da bleibt kein Platz für Luxusempfindungen. Ich ging herum wie ein Ausgestoßener, ein Unmöglicher, einer, der nicht mitgerechnet wird, ein außerhalb Stehender. Komisch ist solch ein Geselle, der herumschleicht mit dem Schwanz zwischen den Beinen, weil er eine That gethan, die er nicht lassen konnte! Aber ein Mann, der diesen Versuch gemacht und abgewiesen worden, ist aber auch ganz gewiß das erbärmlichste Geschöpf, das existiert.

Natürlich suchte ich Fräulein Berner auf. Ich bedurfte eines weiblichen Wesens, das mich respektierte, eines weiblichen Wesens, für das ich noch ein Mann, eines weiblichen Wesens, für das ich nicht gedemütigt war. Und ich schloß mich an sie mit einer gewissen Innigkeit, wie ein Verwundeter, der Pflege braucht, ein Verzagter, der um Platz bittet, — um einen Platz

innerhalb der Stubenthür, um einen Platz hinter dem Ofen. Dann hob mein moralischer Mut doch wieder den Kopf; ich erhöhte mich über meine Niederlage, fühlte mich wieder auf meinem rechten Niveau, in der Bildung droben, droben unter den Auserwählten. — Worauf die Liebe wieder auftrat . . . ärger als jemals vorher.

Mittlerweile hatte ich einen Brief abgesendet, einen verdammten Brief, in dem ich den Überlegenen gab . . . sprach von diesem „idiotischen Einfall“ (es sollte natürlich für die Unbesonnenheit eines Momentes gelten), sagte ihr ein ausgesucht gleichgültiges Lebewohl und teilte ihr mit, daß ich eine andere zu heiraten vorhabe, eine „intelligente“ Dame. Es war darin — außer der Lüge — eine gute Dosis niedrig gesinnter Rache vorhanden. Existiert denn etwas niedriger Gesinntes als ein in seiner männlichen Eitelkeit gedemütigtes Masculinum! —

Idiotie über Idiotie. Mit diesem Brief sprengte ich also die letzte Brücke zwischen ihr und mir, versperrte mir so gründlich wie möglich den Rückweg. Das ist der Jäger, der in seinem Ärger darüber, daß der Vogel floh, einen Schuß leeren Pulvers ihm nachschickt, obwohl er weiß, daß er ihn dadurch nur um so tiefer in den Wald jagt. —

— — Heute hörte ich von einem Freunde Mark-Oliv, daß sie sich verlobt hat, sich einem wohlhabenden Alten „verkauft“. — Unbedingt vernünftig von ihr, selbstverständlich. Vernünftiger, als ich erwartet hatte. Sie sterben heutzutage nicht an Liebe, bei Gott! — Nichtsdestoweniger sitze ich hier und mit so langem

Gesicht, daß ich es selber fühle. Eine seltsame, hilflose Flauheit. Und unter dieser ein erstickter, rasender Schmerz.

— Vorbei!

Ich hasse Fräulein Berner. Sie war die Hexe, die mich in Schlaf zauberte; hätte ich in jener Donnerstagnacht gewacht, — niemals würde die Prinzessin mir haben entkommen dürfen.

Pjolter, noch mehr Pjolter. Branntwein und Vernunftehe, das ist dein Fach, du Esel. Die große Entzückung, die volle Seligkeit, — für die bin ich nicht geschaffen. Ich bin ein Halbmann; ein „Zukunftsmensch“; zu viel Hirn und zu wenig Blut. Wenn meine Prinzessin kommt, nehme ich meine Lorgnette heraus und studiere sie, und wenn ich einen Fehler an ihrer Frisur entdecke, oder wenn sie Spinnwebe auf ihr Kleid gekriegt hat, als sie durch die Höhle tappte, die zu meiner Burg führt, — rümpfe ich die Nase und lasse sie wieder gehen. Und sie kam an drei Donnerstagabenden wieder, und jedesmal ließ ich sie gehen . . . ich wollte, der Teufel holte Fräulein Berner und ihre Vernunftehe! —

— So endete mein Märchen. Skaal! Edite, bibite, collegiales; post multa saecula pocula nulla. — —

*

Keine Lust zum schreiben. Es wird doch kein Roman draus. Ein so fader Abschluß . . .

Nur hie und da mir das Herz erleichtern. Man hat ja dann und wann eine Art von Bedürfnis, sich

selber auszulachen. Sich eine lange Nase zu machen. Zu heulen.

*

Böse Zeiten sind bevorstehend. Nun, da sie unwiderruflich fort ist, wird sie mir in solchem Grad alles — — —

Und das Dasein ist nur mehr die schwarze Eiswüste; der Knochenmann, der hinter dem Felsstück wartet. Die äußerste Finsternis, in welcher Thränen sind und Zähneknirschen.

Fast unheimlich werden die „Hallucinationen“. Jeden Abend, wenn es im Hause still geworden, kommt sie über die Stufen geschlichen. Ich höre sie deutlich. Erst auf der Treppe, dann im Entree. Sie klopft nicht an. Sie steht nur da; lauscht, wartet, erstickt ihr Schluchzen. Ich fühle sie so intens, daß ich manches Mal die Lampe nehme und hinauslaufe, um nachzusehen. Aber wenn ich mich ins Bett gelegt habe, höre ich ihren Atem hier im Zimmer. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

(8. Juli.)

Heute hat Bjölsvik Hochzeit gehalten. Direkt vom Mittagsmahl gingen er und seine junge Frau an Bord des Hâvre-Bootes. Die glücklichen Menschen werden in Paris wohnen.

— Es ist dennoch trist. Unsere Freundschaft war in der letzten Zeit wohl ein bißchen verlumpt, ein bißchen in Spiritus gesetzt; aber dennoch, es war ein

Trost, ein Retter in der Not, ein letzter Ausweg. Immer leer und leerer wird es rings um mich. Bald stehe ich ganz allein.

Ich wage es nicht. —

Glücklicher alter Junge, der nun verheiratet ist! Der einzige Freund, der in Stunden der Widerwärtigkeit nicht seines Weges geht, ist die eigene Frau. Das junge, lichte Wesen, das er heute an sich schmiedete, um nie mehr mit sich selbst allein zu bleiben, — erinnerte mich ein wenig an Fanny. Ich wurde sentimental. Saß am Hochzeitstisch und that, als äße ich, schluckte und schluckte die Thränen, die bitteren Thränen eines alten Junggesellen. —

— Die Trauung selbst ergriff mich. Sie sind doch nicht so dumm, diese alten Geschichten. Der alte, gemütliche Sven Brun redete einfältig und schön, und die Trauungsformel selbst ist hübsch. Naiv, treuherzig, altväterisch zuverlässig. Die alte Sprache der Genesis klingt wie Kindheitserinnerung, wie eine leise, heilige Stimme aus fernen Zeiten, von den Vätern her, den alten, weisen Vätern her. Alles wird da so herzlich aufrichtig gesagt, so väterlich streng und milde; man wird still und gerührt und rein im Sinn. „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen . . . Dornen und Disteln soll sie Dir tragen . . . bis Du zu Staub wieder wirst; denn Staub bist Du und Staub sollst Du werden. — Mit Schmerzen sollst Du Deine Kinder gebären, und Dein Begehren sei Dein Mann, er aber soll Dein Herr sein!" Es ist Gott Vater, der vom hohen Chor herab spricht, ruhig, schicksalsschwanger, unwiderruflich. Mit einer Art

innerem Anstoß dachte ich daran, daß diese winzige „moderne“ Dame von einer Braut vielleicht da droben stand und in ihrem stillen Sinn gegen die Väterweisheit muckste . . . diese flachpramigen Gegenwartsmenschen mit ihrem Mangel an Religiosität sind ja nicht zu ertragen.

Dann fiel die Orgel ein, ernsthaft und weich, mit ehrerbietiger Antwort auf Gottes hohe Rede. Der Millionenseelen Gesang, der Jahrhunderte Gesang, der Vorväter Glaube und versöhntes, ergebenes Lebensverständnis wogten hervor und füllten die Wölbung mit einfachen, großen Akkorden. Ich fühlte mich erhoben und gereinigt; eine mächtige und milde Gemütsbewegung zog in meine Brust; alle Sorgen und plagenden Gedanken standen draußen, weit draußen, und wurden fremd und klein, -- wunderliche, dumme Mißgeschöpfe und kleine Teufelchen, die unsichtbar wurden, verschwanden. —

Ich will hie und da in die Kirche gehen, — besonders in die katholische. Es ist ungemein gleichgültig, ob man an diese Legenden „glaubt“, — das können wir ja nicht mehr —; der Jahrhunderte Gesang will ich hören; in ihren Wogen will ich schwimmen und tauchen, mich erhoben und gereinigt fühlen. Und ich will in Demut meine Hände falten, wenn der Väter Glauben bekannt wird — und *wünschen*, daß ich glauben könnte wie sie. —

„Wer glaubt, soll selig werden“. Das will sagen, *ist* selig. Die glücklichen Alten!

Schließlich giebt es nur einen Freund, der in Tagen der Widerwärtigkeit nicht seines Weges geht.

Eine Gattin? — Eine Gegenwartsdame? — Wenn es anfängt, trübe zu werden, sucht sie um Scheidung an. — — —

*

(Am Tag nachher.)

Heute nannte Fräulein Berner sie zum ersten Mal.

Nämlich um mir zu erzählen, daß sie — „heißt sie nicht Holm? — ah so, Holmsen“; — mit ihrer Mutter und ihrem „etwas ältlichen Bräutigam“ gestern an Bord des Hâvre-Bootes ging, — „um nach Paris zu reisen“. —

— Ich hasse Fräulein Berner.

III.

(August.)

Nur ein Ding auf Erden ist unterhaltend: hier zu sitzen und an sie Briefe zu schreiben. Ich weiß, daß ich sie wieder verbrenne. Morgen oder übermorgen. Ich weiß, daß es dumm ist. Unmännlich. Idiotisch. Vielleicht ist es die Gehirnerweichung, welche anfängt. Bei meinem Onkel begann sie ungefähr um diese Zeit; vielleicht etwas später. Aber trotzdem. Trotzdem. Es ist das einzige, das Gemütsruhe giebt. Das einzige, was mich wirklich beschäftigen kann. Vielleicht bringe ich auch einmal etwas zu stande, das ich absenden mag.

Es ist eine eigentümliche, unerträgliche Pein, sich bei dem, den man gern hat, in zweifelhaftem Licht zu wissen. Ich muß, ich m u ß mich ihr erklären. —

Und doch weiß ich, daß ich für sie nun nichts anderes bin, als etwas halbvergessenes Unbehagliches. Sie hat über mein ganzes Konto einen Strich gezogen — ei, der Gimpel! — Nun ist sie im Begriff, sich für diese Vernunftehe zurecht zu legen, in die vielleicht kein anderer, als ich sie hineingetrieben. —

Haha! Schreib' Du Deine Briefe und verbrenne sie, Hagestolz. Du hast jedenfalls nichts besseres, wozu Deine Zeit benützen.

Pjolter trinken kannst Du ja gleichzeitig. Eines Tages bringt man Dich nach Gaustad. Ich bin ein Reservoir für alle möglichen ererbten Familiensünden und Krankheiten. Bei mir schlagen sie in Dipsomanie aus.

Gottlob, daß ich stark war und nicht das brave Mädchen in eine Ehe mit solch einem Kadaver lockte.

*

Dieses zehrende Leiden. Es fließt mit lähmendem Schmerz bis hinab in die Fingerspitzen, so daß ich Mühe habe, die Feder zu halten.

*

Soll ich heiraten, so muß es eine Frau sein, die sich nicht mehr um mich kümmert, als daß sie ohne Seufzer mich ins Spital schickt, wenn der Tag des Schicksals kommt.

Ohne Seufzer und ohne Geräusch. Eine, die mit der richtigen Überzeugung sagen kann: „Schwermut", „Nervosität", — oder was all die Euphemismen sind, die man anwendet, wenn gute Leute traurige Krankheiten kriegen.

Kurz, — etwas so Ältliches und Vernünftiges wie Fräulein Berner. —

Sie nimmt sich meiner an. Sie braucht so etwas wie mich zum pflegen und retten. Sie haben es einmal so, diese Unverheirateten. Hunde, Katzen oder Junggesellen. Prosit Mahlzeit.

Ach Gott, wie die ganze Welt doch nur ein großes, schwarzes Loch ist. —

IV.

(Oktober.)

Kopfschmerzen. Dieser beklemmende, schmerzende Druck über den Augenbrauen. Der Anfang vom Ende.

Mit einem Übel vertreibt man das andere. Keine Spur mehr von verliebt. Eine Krankenpflegerin, — das ist das richtige Wort.

Abscheulich; wenn man siech wird, verliert man die Energie. Nun liegt mir so wenig am Leben, daß ich mit großer Leichtigkeit das Nötige vornehmen könnte. Aber ich bin zu schlaff. Absolut matsch. Es gehört eine solche Masse Energie dazu, um sich z. B. aufzuhängen, daß schon der Gedanke —; hu! —

Oder Dr. Kvaale bitten . . . hu! Die Komödie spielen! Überdies — der Gedanke an einen Mitwisser — —

Antipyrin . . .

*

Ich habe meinerzeit zu viel mit Medizinern verkehrt. Ich glaube zu wenig an diesen Humbug.

Das Einzige ist, wenn der Doktor eine solche Persönlichkeit hat, daß er hypnotisieren kann. Den Patienten dazu bringen, daß er diese nichtssagenden Pillen ꝛc. mit der nötigen Religiosität verschluckt. Wenn man aber die Mediziner und ihre Künste kennt — —

— Ich werde mich an meine alte Kur halten. Spazieren und spazieren gehen. Meine glückliche Gewohnheit, diese kalte Abreibung jeden Morgen, macht mich ja ziemlich widerstandskräftig; und wenn ich dann viel Luft trinke — und keinen Cognac . . . nur einen Absinth hie und da, um nicht gleich auf einmal verrückt zu werden — —

Das Ärgste sind all' diese Gedanken, welche nagen und plagen und die Nerven aufreizen, bis ich ganz blöde und ängstlich werde, und fürchte, Erscheinungen zu sehen und Stimmen zu hören . . . jeder Vogel, der von einem Busch am Wegesrand aufflattert, erschreckt mich so, daß ich Starrkrampf kriege. —

Man sollte einen gemütlichen Menschen um sich haben — — o Fanny, Fanny! — Alle anderen quälen mich. Besonders die verliebte alte Jungfer, welche Fräulein Berner mit sich schleppt, wenn sie eine Tour geht ... sie geht bei Gott nicht allein mit einem übelbeleumundeten Mann herum, diese Mademoiselle; sie versteht sich besser auf die Welt als die arme Fanny.

Woran erkennt man einen Mann von wahrer Bildung?

„Daran," — sagt Fräulein Berner, — „daß er sich auch älteren unverheirateten Damen gegenüber wie ein Mann von Bildung aufführt."

— Es war eine Spitze in diesem gedämpften Lächeln. Ich habe mich wohl ein oder das andere Mal ihrer verliebten Freundin von einer alten Jungfer gegenüber vergessen. Herrgott, ich habe ja alle mögliche Achtung vor der Dame; aber —

*

„Warum man sich so schwer entschließt, zu sterben?“ sagte Dr. Kvaale auf dem Heimweg von Jonathan. „Ja, ... der Lebensdrang in uns will wahrscheinlich nicht sterben, ehe er ausoperiert hat, alle Möglichkeiten erprobt. Es würde eine kleine Sache sein, nehme ich an, im Moment, wo man bei sich selber wüßte —: „nun habe ich alles versucht; nun ist nichts mehr übrig; die Welt hat mir nichts mehr zu bieten.““

„Oder wenn man wüßte, daß man weiter leben solle —?“ deutete ich an. „Dann wäre es vermutlich ebenso leicht, dies Körperkleid abzuwerfen wie es ist, Hemd oder Rock zu wechseln.“

„Das ist nicht sicher,“ meinte der Doktor. „Hätten wir auch eine noch so unsterbliche Seele, so wäre sie doch von diesem elenden Leib gebunden . . Sehen Sie, es giebt so viele Unterseelen; Körperseelen. Die Nervenseele, die Blutseele, die Seelen des Unterleibes und all der anderen Höhlen . . . in dem Augenblick, wo die Oberseele herausbrächte, sie wolle diesen Leib wegschleudern, so würden jene Körperseelen sich auf sie werfen und sie übermannen, — wie die Matrosen thun, wenn der Kapitän Delirium tremens bekommt und die Schute an Land legen will; — sie binden ihn

einfach und schließen ihn ein. — Na ja; wir werden übrigens sehen. Leben wir, so leben wir. Qui vivra verra."

Er seufzte, glaube ich.

„Es ist grauslich, daß man nicht Herr sein soll über sein Leben," fuhr ich fort. „Schließlich tötet wohl niemand sich, ehe er verrückt ist, und da kann man nicht eigentlich sagen, daß er ‚selbst' es gethan hat."

„Es giebt Menschen, die sich mit klarem Kopf umbringen," meinte Kvaale. —

— Wir gingen ins Grand Café hinein und redeten weiter. Natürlich zum Schluß über die Ehe. Ich verteidigte, er griff an. So ein Ehemann ist accurat wie jener Drache Fafner in Wagners .... Siegfried, glaube ich —:

„Ich liege
und besitze;
laß mich schla — — — fen" ...

V.

Bei Pastor Löchen zum Thee. Nach dem Thee ein sehr diskreter Toddy.

Er bestrebt sich aufrichtig, in meiner Gegenwart den Priester abzulegen. Jedoch entweder ist es meine Schuld oder seine: wir sitzen zum Schluß bis über die Ohren in religiösen Unsinniaden.

Er will nicht einräumen, daß er die „modernen Leugner" haßt. „Ich habe eher," sagte er, „einen gewissen Respekt vor diesen starken Geistern, welche es vermögen, die Leere des gottverlassenen Daseins zu er-

kennen — und vermögen, diese fürchterliche Erkenntnis auszuhalten."

„Ja; Kraft ist dazu notwendig."

„Aber" — er nahm gleich zu Reservationen Zuflucht — „ich muß hinzufügen, wenn ich die Bücher dieser Leute lese, so bekomme ich fast immer ein gewisses Gefühl von Trockenheit, von Oberflächlichkeit, — ich meine: die Empfindung, daß sie nicht recht bis auf den Grund in das Weltleiden hineingesehen, — es wenigstens nicht bis auf den Grund gefühlt haben."

„Na," bemerkte ich, „selbst wenn man es erkennt und fühlt, — man hat doch einen gewissen Stolz, eine gewisse Moralität; es geht darum doch nicht an, sich in etwas so anerkannt Idiotisches zu ergeben — Pardon, ich wollte sagen: in etwas als idiotisch Erkanntes, — nur weil man findet, es sei hart, der Wahrheit in die Augen zu sehen!" —

„Ja, ja," murmelte er, „insofern meinen Respekt. Aber," fuhr er fort, „wenn Du nicht verstehst, daß moderne Menschen — wie diese Mitglieder der englischen Aristokratie z. B., — sich zum Katholizismus bekehren können, so muß ich daran festhalten, daß gerade die Erkenntnis von der Zwecklosigkeit des Weltleidens einer von den stärksten Zuchtmeistern ist, die zu Christus führen. Ist einmal die Unmöglichkeit einer Welterklärung auf wissenschaftlichem Weg . . . recht bis auf den Grund erkannt, so kommt zuletzt der Augenblick, wo die Wahl steht zwischen Wahnsinn und Christus, und manche gequälte Seele wird da ihren „Stolz" über Bord werfen und Rettung suchen, wo sie zu finden ist."

„Schwächere Seelen . . . o ja.“

„Mag sein. Eine solche Seele wird vielleicht schwächer als gewöhnlich sein. Aber es kann wohl auch eine starke Seele sein, welche das Weltleiden tiefer erkannt hat, als es gewöhnlich . . .“

„Zu dieser letzten Klasse rechnet man sich natürlich am liebsten.“

Ich für mein Teil muß gestehen, daß ich mich wohl leider zu den schwächeren Seelen zu rechnen gezwungen bin. Ich bin, wie Du Dich wohl erinnerst, ein bißchen ästhetisch angelegt, — vielleicht hauptsächlich ästhetisch angelegt, und die ästhetischen Geister gehören nicht zu den starken. Für mich wurde dieser mein Schönheitsdrang der Zuchtmeister. Da die Welt sich mir eines Tages in eine einzige große und schreiende Disharmonie auflöste, so blieb für mich nur eines zu thun übrig —: nämlich, mich dorthin zu wenden, wo mindestens Harmonie zu finden, und das war bei Christus.“

„Ja, ja.“ —

— Aber diese englischen Aristokraten interessieren mich. Ich hätte selbst oftmals Lust, hinter alten Kirchenmauern und Altären Zuflucht zu suchen; aber es können! — All seine modernen Skepsis und sein Wissen überwinden und wirklich Ruhe finden in etwas so Ausgelebtem! . . . ich verstehe das nicht.

Aber vielleicht ist es nicht ausgelebt? — Salomo schrieb: „Nichts Neues unter der Sonne“; er hätte vielleicht beifügen müssen: und nichts Altes. „Neu“ ist möglicherweise, wessen wir im Moment benötigen; „Alt“ ist das, was wir gerade gebraucht haben . . .

Daß gedankenmüde Menschen sich auf die Mystik werfen, ist nicht merkwürdiger, als daß eine Wiese nach langwierigem Sonnenwetter regendurstig wird. —

*

Fräulein Berner ist musikalisch. Ein glücklicher Umstand, für den Fall, daß sie heiratet; die Musik ist solch ein guter Familien-Blitzableiter.

„Ich bin auch hie und da ein wenig tönedurstig," sagte ich. „In meiner Jugend schrieb ich sogar Noten. Es giebt keine Krankheit, die ich nicht durchgemacht; die musikalischen Masern hatte ich in ziemlich hohem Grad. Aber schließlich wurde es mir zu einförmig. Etwas so Armes! Nur diese elenden zwei Tonarten. Dur und Moll, Moll und Dur . . . zwei scharfe Gegensätze ohne Versöhnung . . . Können Sie sich etwas ähnlich Unkünstlerisches denken? — Ich bohrte und bohrte, um tiefer hineinzukommen; wollte die „dritte Tonart" finden, die, welche nach der Sage alles tanzen und klingen macht . . . Aber es gab eben nur diese, . . . Walzer für jene, die tanzen wollen, und Psalmen für Laienvolk, und da wurde ich dessen überdrüssig, — wie alles anderen."

„Allerdings sehr jugendlich," bemerkte Fräulein Berner.

— — Ja, ja; das war es freilich.

Aber diese tiefen Grundtöne, welche das ganze Dasein in Vibration und Klang auflösen, — ich kann noch immer von ihnen phantasieren. Hätte ich sie, welche Seligkeit, sie zu spielen und diese schwere graue

Welt singend verduften zu sehen, — erst in sonnengoldenen Wolken, dann in blauendem, feinem Rauch, zuletzt in großer, kalter Sternenklarheit.

VI.

Die Religion „alt"? „Vernunftwidrig"?

Das sind wohl auch bloße Redensarten.

Giebt's etwas Älteres und Vernunftwidrigeres als z. B. die Liebe? — Und doch ist sie Wirklichkeit in solchem Grad, daß ich erwachsener, moderner Mann herumgehe und mich verzehre . . . aus Sehnsucht nach einem Mädchen, das ich im Grunde garnicht haben will — — –

Die modernen Untersuchungen von hypnotischen, magnetischen und anderen nervösen Phänomenen sind schließlich vielleicht das einzige, wobei noch etwas Hoffnung ist. Wenn man nicht auf diesem Wege hinein zur „Seele" dringt, — zu diesem merkwürdigen Unbekannten, das den Leichnam zappeln macht, — so giebt es überhaupt keinen Weg.

Es ist mehr zwischen Himmel und Erden, als die Mediziner begreifen können. So lang es nicht erklärt ist, wie die Luftschwingungen in unserem Gehirn zu Tönen werden, so lang besteht der ungeheure Dualismus „Materie" und „Geist" und unsere Nervenstränge sind nichts anderes als Telegraphenkabel, welche zwischen diesen zwei Welten die Korrespondenz besorgen. Heraus zu bringen, wie diese Telegraphenapparate fungieren, muß also der erste Schritt sein.

Ich leihe mir hypnotische — und sogar spiritistische — Werke von Dr. Kvaale aus, der mich nur „freundlichst ersucht, nicht umzuschnappen". Na, so gefährlich ist es nicht, da steht doch allzuviel handgreiflicher Unsinn drin. Aber sehr Merkwürdiges und Rätelhaftes giebt es wohl, das wir alle erleben, ohne daß es uns auffällt, und ich kann mir nicht vorstellen, warum Fernwirkung, — eine reelle, nicht bloß eine eingebildete — zwischen ihr und mir „unmöglich" wäre? —

*

Wie die Männer so lustig über Weiber und Liebe drauf los reden, — wenn sie nicht verliebt sind!

Georg Jonathan, der einstmals so anständig und naiv war . . . heiratete seine Geliebte, und zwar aus dem Grund, weil er fürchtete, das Mädel könne zugrunde gehen! — (Herrgott, wenn ein Mädel zugrunde geht, so ist sie es nicht besser wert, und ist sie es besser wert, so geht sie einfach nicht zugrunde und überdies, „zugrunde gehen"? Ja, soll sie denn das nicht? Ist es nicht das, was sie alle sollen? Ist es denn um soviel besser, an Langweile und Bravheit zugrunde gehen und sich schließlich als eine fette gelbe Gans von einer Philistermadame herumzuwälzen, — als ein paar champagnertolle Jahre mit vollem Dampf zu leben und dann gründlich und ohne Geschwätz im Spital oder in der Gosse seinen Tod zu sterben?)

Aber damals war er eben verliebt. Und wer verliebt ist, will das Mädchen für sich selbst haben. Mein Haß gegen den Alten, der mit Fanny abgezogen,

ist in aller Stille so giftig, daß es mir scheint, es müßte ein Genuß sein, ihm den Stiefelabsatz auf den Nacken zu setzen und ihn zu zertreten wie einen Wurm. Und da bin ich es eben, der in diesen Dingen keinen Spaß liebt.

— — „Es wurde also auch diesmal nichts draus?“ sagte Jonathan mit etwas mehrdeutigem Lächeln.

„Aus was?“ Mir wurde heiß.

„Sie verstehen, was ich meine, sehe ich,“ nickte er. „Gratuliere übrigens.“

„So? Kennen Sie die Dame?“

„Nein, aber Sie kenne ich. Sie taugen nicht für die Monogamie.“

„Ah!“

„Sie haben nicht Humor genug. Man muß ein Humorist sein, verstehen Sie, um mit heiler Haut durch eine Ehe zu kommen.“

„Sie sind insofern auf irriger Spur, als ich niemals daran gedacht hatte, mich mit dieser Dame zu verheiraten,“ sagte ich keck; — alle Lüge ist Halbwahrheit. „Sie war übrigens ein gescheidtes Mädchen, mit dem herumzustreifen mir viel Vergnügen machte; es war im Verhältnis nichts von dem, was Sie wahrscheinlich . . . voraussetzen.“

„Es war ein platonisches Verhältnis, ja; das weiß ich.“

„Wissen; na, — wissen können Sie es wohl nicht...“

„Sie waren die ganze Zeit zu elegisch, guter Freund. Man sieht es einem Liebhaber gleich an, ob er sie besitzt oder nicht.“

„Na, Liebhaber . . . der Ausdruck ist auch falsch. Es war zu viel an ihr, das . . . ich brachte es nicht weiter als bis zu einem gewissen Interesse.“

Plötzlich beschämt über meine Feigheit fügte ich hinzu: „Das will sagen, sie biß sich allerdings schließlich in meine Phantasie ein.... Diese eigentümliche Phantasieliebe, Sie wissen . . . Fernliebe . . . mit obligater Melancholie natürlich, wenn das Objekt abwesend ist.“

„Ich merkte es ja,“ in einem Ton von Verständnis, den ich nicht erwartet hatte und der mich darum weich machte. „Trachten Sie doch es los zu werden,“ fügte er bei.

„Na, leichter gesagt als gethan.“

„Leichter gethan als gesagt, — sobald sie erst verheiratet ist, meine ich.“

„Unsinn.“ Energisch abweisendes Achselzucken.

„Ist sie denn so schrecklich tugendhaft?“

„Tugendhaft? — Das ist's nicht. Natürlich kann jedes Weib verführt werden; der Unterschied ist nur der, daß . . . also halt nur ein Preisunterschied . . . Aber diese hier, sehen Sie, sie gehört zu jenen, die es feierlich nehmen, und solchen weicht man möglichst lang aus. Ich bin zu nervös für dergleichen.“

„Sie wird es nach der Hochzeit minder feierlich nehmen, begreifen Sie. Die Ehe ist eine schlaue Einrichtung. Sie beraubt die Mägdlein ihrer Ängstlichkeit und enttäuscht sie, worauf sie mit Leichtigkeit Don Juans Beute werden. Umsomehr als die Ehe eine gewisse Sicherheit mit Rücksicht auf das Kind giebt. Passen Sie also auf, sich zu rechter Zeit zu melden. Sie wird sofort nachgeben, und das mit einer Raserei,

die Sie erschrecken wird, — Sie brave alte Jungfer Sie!"

Ich haßte ihn, wie er so da saß. „Was ist das für ein französischer Roman, den Sie da gelesen haben?" fragte ich überlegen.

Er zuckte die Achseln, — noch überlegener.

„Ein Wirklichkeitsroman," sagte er. „Sie kennen ihn auch. Sehr verliebt müssen Sie sein, wenn diese Art Thatsachen bei Ihnen Ärgernis wecken. Wir können die freie Ehe nicht gebrauchen; gut, so müssen wir uns mit der gebrochenen behelfen." —

— Eigentlich mag ich ihn nicht recht, diesen Menschen. In meinem künftigen Roman soll er als typischer Vertreter jener kalten langweiligen matter of fact- und Prosazeit auftreten, die wir Gegenwart nennen. Im ganzen als Repräsentanten des flachbootigen Optimismus und Positivismus ohne Phantasie und ohne Religion. Da gefällt mir Dr. Kvaale besser; ich ahne Tiefen in ihm: er ist mit all seinem Doktormaterialismus ein Mann mit Gemüt; er hat gelitten und er leidet; er sieht tief hinein in die ewige Nacht und hat die große Resignation gelernt.

Da ist sie . . . so etwas muß Einen verrückt machen können.

Sie beginnt nun mich bei Tag zu verfolgen. Ich komme kaum auf die Straße, — gleich ist sie da; zehn, zwanzig Schritte hinter mir, und starrt mit saugenden, traurigen Augen mir nach. Ich wende mich unwillkürlich um — natürlich keine Spur von ihr. Aber sie ist trotzdem da.

Wieviel Wirkliches einer solchen Empfindung zugrunde liegen mag — —? Ich habe ganz gewiß mediale Anlagen; ähnliche Dinge habe ich schon vorher erlebt, natürlich, ohne sie zu beobachten. Wir haben bisher nur das eine große grobe Wort „Nervosität" für all das besessen, — ebenso wie die Ärzte in alten Tagen alle plötzlichen Erkrankungen unter dem Namen „Schlagfluß" zusammenfaßten; es ist hoch an der Zeit, daß dieses Feld untersucht wird.

— Am schlimmsten ist es bei Nacht. Wenn ich mich niedergelegt und das Licht ausgelöscht habe, fühle ich sie ganz deutlich, hier drinnen, irgendwo im Zimmer; ich höre ihren Atemzug; heute wurde es so deutlich, daß ich die Besinnung verlor, Licht anzündete und nach ihr zu suchen anfing . . . komplett verrückt. Aber sobald ich mich wieder gelegt hatte und wieder ausgelöscht, begann es vonneuem und ich hörte ihren Atemzug so deutlich wie das Hämmern meines eigenen Herzens.

Die Schlaflosigkeit, die mitfolgt, ist gefährlich. Ich scheue mich, mit Chloral anzufangen . . .

Pst, da ist sie.

*

(Später in der Nacht.)

Ich habe Gespensterfurcht. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie ist tot, ist in ihrer Verzweiflung über Bord gesprungen, um den eklen Liebkosungen des Alten zu entkommen; es ist ihr Geist, der hier ist . . .

— — Liebe, geliebte Fanny, wenn Du hier bist, so sage mir es; wünschest Du etwas? Hast Du mir

etwas mitzuteilen? Kannst Du nicht mit mir reden. so gieb mir irgend ein Zeichen . . .

VII.

Ich redete heute ein bißchen ernsthaft mit Dr. Kvaale. Er gab mir Bromkali und Chinin und verlangte seine Geisterbücher zurück. —

Kann schon sein, ich bin gerade jetzt zu nervös. Es ist eine anstrengende Lektüre. Weltverzweiflung und Bromkali, das ist genug für eine Person. Mehr Auflösungskräfte braucht man nicht herbeizurufen.

Der beständige nervöse Druck auf dem Gehirn macht mich ängstlich. Mein hirnweicher Onkel spukt früh und spät vor mir. Nicht daheim sitzen und lesen; angestrengt spazieren gehen, alle unruhigen Gedanken wegjagen — und alle Gespenster. —

*

Mein bester Umgang ist nun einfach der Pastor. Sein breites, milderndes Seelsorgerwesen beruhigt mich. Ich habe eine Art von abergläubischem Gefühl, daß ich in seiner Nähe nicht so leichthin von mystischen Mächten überfallen werde.

Er erbot sich, mit mir Abendpromenaden zu machen und ich sagte mit wirklicher Freude „ja, danke“. „Ich werde den Geistlichen zu Hause lassen,“ fügte er lächelnd bei.

So gehen denn Priester und Leugner freundschaftlich mit einander und reden Schnickschnack. Seine ruhige, versöhnte Betrachtung der Menschen und Dinge behagt

mir. Es ist freilich naiv, das mit dem Gott, der droben sitzt und auf uns acht giebt; aber ich mag eben derzeit das Naive. Immer, wenn ich ein bißchen herunter bin, kommt diese Schwärmerei. „Die Kranken haben den Arzt nötig," sagte der Pastor.

Fräulein Berner ist gewöhnlich mit und ich befinde mich wie in einem sicheren, braven Familienkreis. Wir reden von Musik und Litteratur. Der Pastor hat einen litterarischen Geschmack, welcher mir gegenwärtig nicht mißhagt; er behauptet, daß die „profane" norwegische Litteratur nur einen lesenswürdigen Verfasser hat, nämlich P. Chr. Asbjörnson*). „D. h., ganz privatim schwärme ich eigentlich für Welhaven**) und Moe"***), fügte er bei; „aber bei ihnen ist es vielleicht der religiöse Zug, der mich so besonders anspricht."

Ich bekomme ihn nicht auf das Gebiet des Hypnotismus und Spiritismus und dergleichen mehr; er biegt immer aus in alte Gespenster- und Pfarrhausgeschichten, die wohl auch ganz interessant sind und überdies den ganzen Schimmer von Poesie besitzen, deren alle die modernen „-ismen" in so hohem Grad entbehren. Ich sage mir selbst: auch im Aberglauben haben die Alten den Vortritt. —

*) Verfasser von den norwegischen „Volks-Märchen und Huldre-Sagen".

**) Joh. Seb. Cammermeyer Welhaven, der Zeitgenosse und litterarische Antipode von Wergeland, formvollendet, maßvoll, wehmütig, religiös.

***) Jörgen Moe 1813—1882, Bischof von Christianssund, Sammler von Volkspoesie, Volksmärchen; schrieb auch sehr schöne Gedichte und Schilderungen aus dem Volksleben.

— Es fehlt all die Zeit über nur eines, d. h. es ist eine Lücke im Kreis. . . Die vierte Person in der Gesellschaft ist wohl zugegen, aber allzu geistig. . .

*

„Wir wollen die Verstandesperioden nicht schmähen", sagte Löchen heute in seiner versöhnlichen Art; „sie sind notwendig; sie haben ihren bestimmten und unentbehrlichen Platz in der Entwickelung. Sie klären und reinigen und üben eine Kritik, die auf allen Gebieten, und nicht am wenigsten auf dem religiösen, von Bedeutung ist. Aber Du kannst damit recht haben, daß sie nicht gerade sehr interessant sind; sie zeichnen sich durch eine gewisse Dürre aus; dann kommt auch der Rückschlag, die Reaktion oder der Wiederdurchbruch des Gefühls, des Gemütes in den großen Renaissancezeiten, — wenn ich diesen Ausdruck in solcher Verbindung gebrauchen darf. Die Zeiten also, wo die Menschen mehr aus dem Ganzen leben, nicht bloß mit dem Gedanken, sondern mit ihrem vollen Wesen. Daß auch die Religion in solchen Zeiten wieder mehr zu Ehren kommt, ist ja natürlich genug, sintemalen der Mensch ein Wesen ist, das auch vom Unendlichen Bewußtsein hat. Man sollte meinen, wenn man die scharfsinnige, gelehrte, oft witzige Kritik liest, die in Verstandesperioden daran geübt wird, das Christentum sei nun gefällt und könne nie wieder aufleben; es ist aber zuguterletzt eben nicht die Intelligenz, welche unsere Hauptfähigkeit ist, und was die reine Intelligenz verwirft, kann doch gleichwohl

ein Lebensbedürfnis des Menschen — als Ganzes betrachtet — bilden."

„Ja . . . wenn nur d a s etwas bewiese!"

„Es ist im letzten Grunde das einzige Wahrheits-Kriterium, das wir besitzen," antwortete er. „Mit welchem Recht sollten wir denn auch versuchen, dies Gefühlselement zu unterdrücken? — Wir können es nicht einmal; naturam furca pellas ex . . . Es existierte mehr als ein großer Skeptiker, der schließlich erkennen mußte, er habe la partie religieuse et sentimentale vergessen."

„Er war damals ein gebrochener Mann, August Comte, wie bekannt."

„Das will vielleicht nur sagen, daß er tiefere Lebenserfahrung gewonnen hatte. Ein kranker Mann weiß viel, was der gesunde nicht ahnt."

„Und was der gesunde also auch nicht verstehen kann."

„Früher oder später werden wir alle krank."

Achselzucken. Längere Pause.

*

Ach ja; krank kann man sogar schon von einer armen unbedeutenden Liebesgeschichte werden.

Man vermißt so lang und so schmerzlich dieses Weib, das unser Wesen ausfüllen sollte, daß man schließlich meint, man müsse sterben. Dann wird man genügsam und sucht Auswege. Kann man nicht das Beste kriegen, nimmt man das Nächstbeste. Mangels der Frau begnügt man sich mit Gott, im Mangel des Glücks nimmt man mit der Seligkeit vorlieb. Es ist

der alte Mythos. Man kann Juno nicht umarmen und kniet also vor einer Wolke. . .

*

— Ob ich es wirkich einmal dazu brächte, Fräulein Berner so eine Vernunftehe vorzuschlagen?

Das wäre absolut das beste, was ich thun könnte. Sie versteht es ausgezeichnet, solch einen müden Menschen zu behandeln, spricht mir die Unruhe weg, wenn ich nervös bin, und bringt es zu Wege, allein zu „konversieren", — so daß ich sitzen und schweigen und es ruhig nehmen kann und zugleich die Illusion habe, daß ich mitthue, ja, sogar eine Art von sicherem Gefühl, daß ich interessiere.

Genial, ganz einfach.

— — Ich werde sehen, wie es geht, sobald ich diese Periode der Müdigkeit überwunden . . . und die andere ein bißchen mehr in Abstand bekommen habe, noch ein bißchen mehr in Abstand. . .

*

„Es kommt nur auf den Willen an," sagt der Pastor; „will man glauben, so kann man."

Ja, ja; das ist wahr. Es handelt sich ja nur um eine Autosuggestion. Nur mit der rechten Energie sich die Idee suggerieren, daß man dem Teufel verfallen ist, und daß man nur auf die und die bestimmte Art kann erlöst werden — —

Aber dazu gehört eben eine Energie, viel größer als die, über welche Unterzeichneter eben verfügt.

VIII.

Armer, lieber Brun, — er ist seit neulich herumgegangen und hat förmlich geschielt nach mir; er errät, was ich über seine Ehe denke, und da schwankte er zwischen zwei Dingen: mit mir zu brechen oder mich zu seinem Vertrauten zu machen.

Diese armen Ehemänner! Allesamt beginnen sie, indem sie die Überlegenen spielen; sie „brauchen nicht mehr“ die alten Freunde, entfernen sich also oder brechen überquer. Aber wer weiß? — in ein paar Jahren kommen sie vielleicht wieder; — sie müssen schließlich doch jemanden haben, „mit dem sie reden können!“ —

Brun kam. Es drängte ihn wohl allzu sehr, sein Herz zu erleichtern. Und warum da nicht gerade so gut mir gegenüber? — Ich wußte ja schon vorher viel zu viel.

Und ich hatte Mitleid mit dem braven Musiker, dessen Leben Disharmonie geworden, und nahm seine Einladung zu „einem rechten Junggesellenabend“ bei Ingebret an.

Kaum waren wir über die notwendigen Einleitungen und die unvermeidliche Verlegenheit hinweg, so fing es an.

Sie war das prächtigste Geschöpf von der Welt 2c. Sie hatten es im ganzen wirklich gut mit einander u. s. f. Natürlich kam manches Mal dies und das dazwischen; das passiert in der besten Ehe u. dgl. m. — „Ja richtig, Du, — wie lebt den Bjölsvik?“ —

— „Laß uns hoffen, gut,“ fuhr er fort. „Aber es ist nun einmal so mit uns Künstlern; wir werden

nicht recht fertig mit diesem ewigen Alltagsärger, und da entsteht draus gern die Geschichte vom Tropfen, der schließlich den Stein aushöhlt."

Das Eis war gebrochen. Er atmete leichter.

„Ja, ja," sagte ich. „Überhaupt wird die Ehe wohl um so schwieriger, je nervöser die Menschen werden."

„So ist's. So ist's. Brillant gesagt." — Gott, wie rührend dankbar solch ein Ehemann sein kann für jedes Wort des Verstehens, das keine heimliche Spitze enthält. —

Wir waren mit der Kaffee-Chartreuse fertig und saßen, gemütlich installiert, beim zweiten Glas Toddy. Er sollte heute Nacht im Hotel schlafen, konnte heimkommen, wann er wollte, und war glücklich.

Wir plauderten drauf los. Die beginnende alkoholische Paralyse öffnete die Herzen und löste die Zungen; er wagte schon — im Scherz natürlich — mir zu gratulieren, daß ich allen „Gefahren" entgangen, — „Du hast Dich nun wieder ein wenig exponiert, wie ich höre? — Ah, das nicht? Also nur so ein — So, nicht einmal das? — Na in jedem Fall — . . ."

Beim dritten Toddy erzählte er mir die tragikomische Geschichte, wie seine Liebe „den ersten Stoß" erhielt.

„Ich war so ganz naiv verliebt, schaust Du; sie war einfach das Ideal und alles Mögliche; und dann war sie ja wunderschön. Nicht wahr? O, Du erinnerst Dich gewiß; ich ging umher und drückte allen Menschen die Hand und erzählte ihnen, daß ich sie

gern habe; na ja; ich hatte damals wirklich alle Menschen gern. Man wird so, wenn man so recht zufrieden ist, weißt Du. — Na, und sie war auch ganz in der Höhe, fühlte sich vergnügt und frei, gnädige Frau, Künstlersgattin und all das; großartig; war munter und ausgelassen, trank mit Freunden und Freundinnen, kostete zuletzt auch vom Punsch, und alles ging herrlich. Endlich befanden wir uns in der Brautkammer, und ich beging alle möglichen Dummheiten, kniete nieder und deklamierte und was weiß ich; plötzlich wurde sie bleich und setzte sich. Ich erschrak und fragte, ob ihr etwas sei; sie bat mich, hinauszugehen. „Soll ich . . . den Arzt holen?“ fragte ich in meiner Angst; „Lieber, geh' hinaus, schnell! schnell!“ bat sie. Ich wußte nicht, was ich thun sollte; hinaus mußte ich, wagte aber nicht weit zu gehen . . . plötzlich höre ich wunderliche, stöhnende Laute . . . die Haare sträuben sich auf meinem Kopf, in wilder Verzweiflung stürze ich hinein . . . Da steht sie in vollem Brautstaat in einer Ecke hinter dem Bett und . . . die Arme hatte die paar Tropfen Punsch nicht vertragen . . . gab in Gegenwart des glücklichen Bräutigams — das ganze Hochzeitsdiner wieder heraus!

„Ja Du, Du lachst. Aber ich —; natürlich machte ich gute Miene, sagte, das bedeute nicht das Mindeste; der Punsch sei wirklich zu stark gewesen; viele Damen hätten ebenso viel getrunken wie sie; aber . . . Ich wurde innen so gewiß flau. Ein Ideal, das sich erbricht, schaust Du . . . sie war mit einmal gleichsam eine andere als vorher“

„Kann mich ganz gut hinein versetzen.“

„Ich vergaß es, selbstverständlich; aber . . . trotzdem, wenn die Geige einmal einen Sprung hat. — Es ist freilich dumm, sich um solch eine kleine Zufälligkeit zu kümmern. Nun finde ich es ja nur mehr lächerlich, komisch. Allein sie hat wohl gemerkt, daß etwas Kühles über mich kam, und da hat sie sich wohl getäuscht gefühlt . . . ach ja! Es ist eine schwierige Sache. Es ist, wie wenn man schreiben soll; eine Bagatelle kann einen aus der Stimmung bringen, und dann geht alles in die Brüche.“

Er trank noch einen Schluck, genoß das dreifache Glück von Toddy, Freiheit und mitmännlichem Verständnis und fuhr dann fort — offenherziger, als er vielleicht beabsichtigt hatte —:

„Ja, ja. Commune naufragium. Wir sind wohl nicht die einzigen. Und dann nützt man einander ganz ab; man wird so nervös und so . . . Am schlimmsten ist, daß sie niemals etwas begreift, gar keine Ahnung hat, wie ich mich fühle, sich auch gar nicht darum schert, einmal sich hinein zu versetzen . . . Da wird man so müde! Ich frage mich oft, ob denn überhaupt von der ganzen Geschichte noch etwas übrig ist. Ich spüre keine Freudenstiche in der Brust, wenn ich an sie denke, und keine Sehnsucht, nur ein müdes, leeres . . . Gefühl einer Art von Verpflichtung . . .“

„Gläubiger,“ schob ich ein.

Er starrte mich an, ein wenig stumpf, verstand mich wahrscheinlich nicht, sondern antwortete; „So ist's. Brillant gesagt.“ Hierauf leerte er das Glas und fuhr fort:

„Sie kann mich nicht länger in guten Humor bringen, meine ich. Also bin ich nicht oft in gutem Humor. Dann bringe ich sie auch aus ihrem Humor. Sehe ich aber sie in schlechtem Humor, so werde ich ärgerlich. Dann wird sie nervös und da weint sie. Dann werde ich aufgeregt. Und dann wird sie wütend. Bloß lächerlich; ganz ohne Bedeutung; aber —! Ich kann rasend werden, wenn sie auch nur vergißt, mir einen Knopf an die Weste zu nähen" . . . er wurde rasend, schon beim Gedanken davon —: „zum Satan hinein, nun haben die Weiber seit Jahrtausenden nichts anderes zu thun gehabt, als Knöpfe anzunähen, und da taugen sie nicht einmal dazu!" — Es ging vor mir auf, daß er heute wieder eine Scene gehabt haben mußte; wahrscheinlich eine von den schlimmeren. —

— „Aber sie ist ja so durch und durch brav," fuhr er in sentimentalerem Tone fort, „und es könnte nicht die Rede davon sein, ohne sie zu leben; diese Gewitterschauer muß man halt mitnehmen; sie ist trotzdem mein bester Freund; glaube nur nicht, ich möchte unverheiratet sein!" —

— Er bereute seine Aufrichtigkeit, konnte ich merken. Ich beruhigte ihn nach Möglichkeit, dachte aber bei mir selbst: „Es war dennoch gut, daß ich vernünftig blieb."

— — Ja, Gott weiß! —

*

Man will uns glauben machen, es gäbe nicht mehr zwischen Himmel und Erde als ein paar Granitblöcke. Wenn ich aber nun mit meinen eigenen zwei,

bisher nicht gestraften oder angeklagten Ohren sie ausdrücklich bei Nacht an meinem Fenster klopfen höre, — obwohl ich im dritten Stockwerk wohne — —

Oder wenn ich aus einem Traum aufwache und in meinen beiden Armen ganz deutlich noch den Druck ihres Körpers fühle der, gerade in dem Augenblick noch hier geruht, — den Druck, die Wärme, alles mit der gleichen vollständigen, so untrüglichen Deutlichkeit, wie man nur überhaupt den Druck eines weichen, warmen Frauenleibs empfinden kann. . .

Da muß ich mich selber fragen, was ich denn eigentlich glauben soll.

Mir scheint, ich könnte mich köpfen lassen, daß sie heute Nacht hier war, — persönlich, körperlich. Als ich erwachte, blieb ich noch eine Weile liegen, mit geschlossenen Augen, wonnevoll glücklich, sie festhaltend, fest . . . Ich war wach! — Erst nach und nach merkte ich, wie meine Arme leer wurden, wie der Druck aufhörte, wie sie langsam und leise verschwand . . . Ich griff nach hier; fort war sie. Aber das Laken war noch warm an meiner Seite, eine eigene, daunenweiche, angenehme Wärme . . . gerade dort, wo sie eben gelegen hatte. —

Giebt es da irgend eine andere wahrscheinliche Erklärung als die, daß sie geträumt hat, sich in meine Arme geträumt, und daß so lebhaft, mit einer solchen magnetischen Intensität, daß ihr Leib, — ihr geistiger, „astraler“ Leib, ihr Seelenleib, Traumesleib — wirklich eine Stunde in meinen Armen geruht? —

Es ist um darüber dumm zu werden.

XI.

Es war heute Gagetag, und da nehme ich gern mit Markus Olivarius einrn kleinen Lunch ein.

„Na," grunzte er plötzlich und strich sich den Haarschopf hinauf, „warst Du bei der Hochzeit?"

„Warst Du nicht dabei? — Merkwürdig."

Ich begriff plötzlich, was er meine und es gingen mir ein paar scharfe elektrische Ströme durch die Herzregion; dann wurde ich mit einmal kalt.

„Hm, hm, das macht Eindruck," nickte Mark-Oliv; „willst Du es vielleicht noch länger leugnen?"

„Was soll ich leugnen? — Ach so, den Unsinn! — Herrgott, man liebt ja doch nicht mehr als höchstens ein halbes Jahr auf einmal .... War denn etwas Besonderes an der Hochzeit?"

„Nichts weiteres, als daß es eine ganz geheime Hochzeit war, ah!! ha! ha! ha!" — es explodierte; der Aufwärter ließ vor Schreck das Tellerbrett zu Boden fallen.

„Uf, lache doch nicht so, Mensch! — — ‚Geheim', sagst Du? Was für ein Ausdruck ist das?"

„Keine Hochzeitseinladungen oder Trauungsanzeigen an irgend wen, jedenfalls nicht an ihre Bekannten. Meine Frau z. B., die ihr doch wirklich eine sehr treue Freundin gewesen („na, na"! dachte ich mir), — sie hatte keine Idee davon, sie auch nicht. Und Du warst also auch einer von den Vergessenen. Ja, ja; das ist der Welt Lohn. Freut mich, daß Du es so ruhig nimmst."

„Ich finde es gut, wenn so jemand angebracht wird. Es war gerade schon Zeit. Und sie verstand

ihre Sachen, diese da; so ein wohlhabender Alter . . Witwenpension und alles Mögliche! Wirklich gut getroffen!"

„Ja; ihr geht es nun gut. Villa am Nordstrand. Sechs Zimmer, Küche und Badekammer, Diener, Pferde und Wagen und einen Hof von Kurmachern — ah!! ha! ha! — und der Mann unter dem Pantoffel."

„So!"

„Wenn er in seinem Zimmer sitzt und den Drang zu niesen fühlt, muß er erst einen Diener hinein zu seiner Frau schicken und fragen, ob ihro Gnaden es gestatten — ah!! ha! ha! ha!" — Wieder sechs Teller auf dem Boden. Sämtliche Gäste im Lokal lachen laut.

Ich führe das Gespräch auf andere Dinge über, erinnere mich plötzlich, daß ich vor halb eins einen Brief auf der Post haben muß, und wir gehen. Mark-Oliv ist eigentlich glücklich, daß ich es so ruhig nehme.

„Ich fürchtete wirklich, Du seiest ein wenig angegriffen!" — sagte er bewundernd.

„Da hätte ich sie natürlich geheiratet," sage ich. „Adieu also!"

*

— — Nicht ein Wort, nicht einen Laut. Nicht eine Andeutung, die mich instand setzen könnte, zu ... nur einfach heiraten; sich nicht umsehen nach dem anderen, dem sie schön that;

„Beißt der Fisch nicht an,
laß ihn gah'n!"

Ächt weiblich.

Haha, und ich, der einen Moment glaubte, sie sei verliebt; mir sogar Skrupeln machte, wie schrecklich es sein würde, so ein wehrloses junges Weib unglücklich zu machen . . ha, ha; Hornvieh, Kronesel! —

Und er geht den ganzen Winter herum und — pfui! Gottlob! Höchste Zeit, daß ich kuriert ward. —

*

Sie hat vor meiner Thür gestanden und hat geschluchzt; war mit ihren Gedanken so energisch hier, daß ich sie gehört, sie physisch empfunden habe — ha, ha; hahaha. O Junggeselle! — Gegen diese ewige Weiberromantik giebt es nur ein Mittel . . . heiraten. Die Herren Ehemänner kennen das Weib, und sie sind bei Gott nicht sentimental. —

Also, der Zusammenhang ist einfach folgender: der Mutterinstinkt in ihr sträubte sich ein wenig gegen den alten Herrn; so wirft sie denn zum letzten Mal ihr Garn nach einem jüngeren aus. Es war doch immerhin eines Versuches wert! Allerdings war ich nur Kopist; aber ein Kopist kann avancieren, wenn . . . ei, eine junge hübsche Frau kann ja auch mithelfen . . . auf verschiedene Art! wer weiß! — — und dann war ich halt doch um zwanzig Jahre jünger.

Aber schließlich merkte sie, daß ich ihr zu schlau wurde. Also, que faire? Man läßt den Kerl einfach laufen. Der alte Herr ist auch gut. Nur rasch heran! Die nötige Jugend läßt sich verschaffen — so ganz nebenbei. Das arme, brave, wehrlose Mädchen!

Und sie heiratet ihren Alten, bringt ihn im Lauf von acht Tagen unter die Peitsche, so daß er sich nicht

zu rühren getraut — und winkt dann die jungen Kurmacher herbei.

Ob ich nun belehrt sein? — endlich?

*

Ich bin glücklich; so frei, so kalt, so stramm gemacht. Eine Butte Wasser über den Kopf, das gerade hatte ich notwendig.

— — Und geschieht es noch ein vereinzeltes Mal um Mitternachtszeit, daß es im Entree draußen raschelt und schluchzt . . . ich brauche sie mir nur in den Armen des Alten zu denken, befleckt von den Küssen seines zahnlosen Mundes. — Viel Dank, gnädige Frau! Ich werde nicht die Ehre haben, die Seligkeit mit den jungen Kurmachern zu teilen.

*

War es denkbar, daß sie irgend welche Art von „freundschaftlicher Verbindung" aufrecht erhalten würde, nach dem, was zwischen uns passiert? Wäre es korrekt gewesen?

— — Sie *spielte* die Verliebte. Je mehr ich nachdenke, desto sicherer weiß ich es. Selbst das Faktum, daß sie des fremden Mannes Kameradin wurde, — ohne jemals auf irgend eine Art auch nur die Möglichkeit anderer Absichten zu verraten oder anzudeuten, — war ja nur auf die eine Weise zu verstehen. Und dann all die tausend Kleinigkeiten,

diese flüchtigen Blitze, die man nicht festhalten kann, geschweige in Worte umsetzen —: Nuancen in Stimme und Blick; weiche, warme, saugende, man konnte sagen nackte Händedrücke, die nur das verliebte Weib geben kann; unwillkürliche Ausbrüche und Worte; dieser magnetische Drang nach körperlicher Nähe . . . gar nicht zu reden von all den Blumen, die sie in Wald und Au für mich pflückte, diese vielsagenden Blaublümchen und Vergißmeinnicht . . . Und dann dies letzte Mal —: die weich hinsinkende, selig hinschmelzende Art, in welcher sie mir halb rücklings in die Arme fiel, mit geschlossenen Augen, durch den ganzen warmen Leib erschauernd ... und sich von mir küssen ließ —! Die Komödie war jedenfalls mit echten Elementen gemischt. Doch im richtigen Moment fiel ihr eben ihre gesicherte Stellung als Frau Ryen ein und sie riß sich los. Den Tag darauf hat sie sich von jeder Spur von Sentimentalität befreit, über das Ganze gelacht, mich weggestoßen, ihren Alten umhalst und gesagt: „Ja, ja, wir werden uns halt doch zusammen thun, mein Bär, Du!“ —

Und seither hat sie kalt und klar und korrekt gehandelt. Kein plötzlicher Ausbruch von zurückgedrängtem Gefühl hat sie auch nur zu so wenig wie einem Billet, einem Gruß, irgend einer Art von weiblicher Unbedachtsamkeit hingerissen ... denn es war kein Gefühl da. — — Vielleicht hat sie gethan wie ich: Briefe geschrieben und sie verbrannt? Das thut ein verliebter Mann; eine verliebte Frau schreibt, siegelt, wirft den Brief in den Postkasten — und bedenkt sich

nachträglich. Aber nicht eine einzige solche „Unbedachtsamkeit“; keine Spur! — Und das Entscheidende —: nicht einmal mir Anlaß bieten, das Geschehene wieder gut zu machen, mich zu erklären, ein Verständnis herbeizuführen; ein verliebtes Weib giebt nicht so leicht die Hoffnung auf! — O nein. Sie sah, daß dies „zu nichts führte“; zu nichts „Reellem“ — in übersehbarer Zeit; sie fand, sie habe sich dafür genug angestrengt; mochte nicht länger; gab die ganze Geschichte auf und ließ fünf gerade sein.

Komödie, Komödie! Kalte, klare, korrekte Berechnung alles! So und so viel Zeit und so und so viel Liebe verwende ich auf diesen Menschen; geht es, so ist es recht; geht es nicht, — so falle ich auf meinen Alten zurück.

— Echt weiblich! Adieu, Madame! Gewiß war ich naiv; lächerlich, unverzeihlich naiv. Aber glücklicherweise nicht so dumm, wie Du glaubst.

*

Wenn ich bei Nacht nur schlafen könnte! Das Brom hilft nichts mehr . . .

Ich werde so stumpf. Gehe den ganzen Tag in Schlaftrunkenheit herum. Fräulein Berner predigt mir von irgend welchem Badeort. Das ist zu teuer. Und zu langweilig. Ich habe einmal Greffen probiert; aber „da drunten ist es fürchterlich . . . und der Mensch versuche die Götter nicht“ . . .

Werde mit Kvaale reden.

*

— Jetzt könnten wir vielleicht „uns finden, wir zwei,“ sie und ich; nun sind wir beide weniger sentimental. Ich, mindestens. —

Möchte wissen, welche Art von Ziererei es veranlaßt, daß man sich sträubt, das Weib, welches man liebt, zu seiner . . . „Maitresse“ zu machen?

*

Das ist doch meine schlimmste Affaire.

Zweimal habe ich früher den Meridian passiert — (abgesehen natürlich von den vielen malen, wo ich ihm mehr oder weniger in die Nähe kam). Beidemal löste die Krankheit sich nach drei resp. einem Jahr, in eine stille Sentimentalität auf, die dann vielleicht noch nicht ganz geheilt, aber jedenfalls nicht mehr gefährlich war.

Diesmal nimmt die Krankheit eine schlimmere Wendung. Vielleicht habe ich nun geringere Widerstandskraft. Vielleicht sind späte Leidenschaften überhaupt naturwidrig. Dieses traurige, herbstliche Gefühl, daß dies vielleicht das letzte Mal ist, daß der große Pan sich niemals mehr in mir rühren wird, — es wirkt wohl auch mit. Es ist so unbarmherzig verzweifelt.

— — Na, ganz einfach: diese Geschichte ist die ärgste, weil sie die dümmste war.

*

Dr. Kvaale will mich in die Berge schicken, — selbstverständlich.

„Sie leben ein bißchen stark,“ gellt er, „und sitzen zuviel im Zimmer und phantasieren; das taugt nichts. Hinaus und sich auffrischen, Väterchen! Bergluft, das ist etwas für Sie, frisch wie Champagner gegen diese tote, träge Luft hier unten im Flachland. Nicht zu reden von dem Kehrichtkistengeruch, den man hier in Kristiania „Luft“ nennt!“

Ja, ja; ich werde etwas Moos auftreiben müssen und auf die Wanderschaft gehen. Allerdings bin ich faul geworden und allerdings hänge ich ziemlich fest am hiesigen Pflaster . . . und an meiner Ecke im Grand u. s. f.; — eine bleichgedunsene, halbkahle, ältliche Karl-Johanns-Straßen-Figur bin ich geworden; . . . aber es kann nicht schaden, für eine Weile heraus zu kommen und neue Eindrücke zu empfangen, unter dem Einfluß nur neuer Suggestionen zu leben.

Die romantischen Erinnerungen der Fußtouren und Almenbesuche meiner Jugend locken und locken; Hornklänge und Kuhglocken, Huldren und Sennerinnen! Wenn ich zurückkehre, habe ich vergessen — alles.

XI.

(An Bord des Dampfschiffs, 2. Juli.)

Herrlich, an Bord zu gehen. Von überall weg; der ganzen Welt adieu sagen. Zu fühlen, wie der Seewind die müde Stirn einhüllt . . . und dann über die Schären hinaus, und Kristiania von sich geben.

Ich wünschte, ich könnte bis ans Ende der Welt segeln. Dies bißchen Küstenfahrt ist ja nur eine Parodie.

Jedoch in Hiterdal giebt es reine Luft. Und ich habe nun einmal die Idee, daß ich das leise, gebrochene, naive, treuherzige Klingelingkling der alten Glocken der Kirche wieder hören will.

*

Den Langesundsfjord passiert.

Ich stand und erbrach mich und dachte an die Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit? — Diese Wellen, welche über die Tiefe der Wasser hinjagen, . . . sie finden gewiß, daß ihr Dasein sehr sinnlos ist. Wenn aber die Einzelwelle daraus schließen wollte, daß sie auf einer transcendentalen Meeresfläche weiterrollen werde, wenn sie eines Tages an den Klippen des Strandes zerbrochen und zerschmettert daliegt . . .

*

(Hiterdal*). Im Hotel.)

Wer reist, gleicht dem Menschen, der sich auf einen Stein setzt. Er hat einen „doppelten Genuß“ —:

---

*) Hiterdal befindet sich südlich von Kongsberg am Hiterdalsvand, einem See. Bekannt ist die schöne, alte Holzkirche von Hiterdal mit mächtigem, altnordischem Schnitzwerk. Die Trolde (sprich Trolle) sind mächtige Berggeister in der Art unseres Rübezahl. Die Huldre eine Art von überirdischer Sennerin, eine norwegische Bergnymphe, schön von Angesicht, doch mit einem Kuhschwanz. Sie besitzt einen eigenen Hof, eigene Herden und verlockt manchen Hirtenknaben.

erstens, den des Setzens, zweitens, den des Wiederaufstehens.

Eine Reise hat zwei schöne Momente —: der erste ist der, mit seinem Koffer an Bord zu steigen, und der zweite der, müde vom Schlingern und dem Maschinenölgeruch, — wieder ans Land zu steigen.

Woran erkennt man den Unglücklichen? — Daran, daß er immer so froh ist, wenn er seinen Reisekorb packt.

*

— — Norwegen ist wie das alte Hellas, — nicht ein Land, sondern ein Weltteil. Jeder Distrikt ist ein Reich. Bald herrscht die See vor, bald das Fjeld, bald der Wald, bald die grüne, bebaute Flur; bald vereinigen mehrere oder wenige dieser Grundmotive sich zu sicheren oder knapperen Harmonien.

Die Natur hier und die Natur westlich vom Fjeld, verschieden wie A-Dur und Moll. Man kann in wenigen Tugen eine ganze Skala von Landschaftstönen durchreisen. Von der schwärzesten Düsterkeit und der ödesten Öde zur weichsten Anmut und dem lichtesten Lichten.

Auf gleiche Art ist die Bevölkerung variiert.

Die alte Einteilung in kleine Reiche war die natürliche. Was in aller Welt geht Numedalen denn Thelemarken an? — Es liegt ihm fern wie ein Märchen. Oder was hat Thelemarken mit Sätersdalen zu thun, oder mit Hardanger? — Königreiche, Königreiche; Entfernungen, in denen Prinzen und Prinzessinnen herumirren können, „weit und weiter

als weit", Trolde treffen können und Troldfrauen, Huldrehöfe, Schlösser, und endlich irgendwo hinkommen, wo alles das bare Wunder ist.

Eigentlich war sie ein Verbrechen, die That, welche 872 im Hafrsfjord*) ihren Anfang nahm. Erst all den einzelnen Reichen — Kopf ab! Dann all den großen Geschlechtern — Kopf ab! Schließlich als letzte Folge: Kopf ab vom letzten großen Geschlecht und damit auch von Norwegen. Nun liegt dies einst so aristokratische und sagenreiche Land da und treibt als elendes, demokratisches Flachpram daher, angefüllt mit Schillingspolitik, Stavangergottesfurcht,**) Blaustrumpftugend und Skydsschaffnerbildung.***)

*

Es sollte ein König sitzen auf jedem Naes.****)

Nicht so ein „konstitutioneller Monarch", welcher das Muster eines Familienvaters ist, wie seine Königin das Muster einer Familienmutter; Seekönige, Seeräuber sollten es sein, Krieger, Adelsmänner, grands seigneurs, welche Glanz und Macht zu schätzen wissen; es verstünden, die Lust und das Grauen der Welt zu genießen, Wein und Blut und nackte Leiber.

---

*) Durch den Sieg bei Hafrsfjord unterwarf Harald Haarfagar sich als erster ganz Norwegen.

**) Stavanger, Wohnort von Lars Oftedal, der bis zum Jahr 1891, das ihn als Heuchler entlarvte, eine Leuchte des Pietismus, der Wortführer der religiösen Fanatiker war.

***) Skydsschaffner, die Personen, die verpflichtet sind, auf den Poststraßen den Reisenden Wagen und Pferde zu liefern.

****) Naes, Nase, schmale Landzunge.

Bei ihnen sollte man Helden treffen, und die Skalden sollten sich da wohl fühlen, und schöne, stolze, unzüchtige Weiber sollten zu Thaten und Liebe, zu Gesang und Verbrechen entflammen. —

Träume, Träume. Es ist verboten, Seeräuberei zu treiben. Es ist auch verboten, Krieg zu führen — ohne Erlaubnis des Storthings. Also keine Helden. Und was die Skalden und die Weiber angeht, so sitzen sie nun einträchtig beisammen und weben Fries-tuch und halten Sonntagsschule.

Und anstatt eines Königs sitzt ein Laienprediger auf jedem Naes.

*

Täglich spaziere ich zur alten Kirche.

Da sitze ich und träume und werde wieder romantisch. Solch eine kleine, alte, komische Kirche, wo Kinderglauben und Barbarenphantasie und starke, einfache Gefühle aus jeder Form hervorstrotzen und wo Sagen, Gespenstergeschichten, Leichenbegängnis-, Hochzeits- und alte Geschlechts- und Familienromantik unter jedem Balken nistet, das ist doch endlich etwas. So ein alter gegerbter Rationalist wird förmlich gerührt. „Komm' her zu mir und ich will Dir Ruhe schenken," sagte die alte teerhölzerne Bauernkirche zu mir, und ich komme und finde Ruhe.

Wäre da nur so ein recht alter und recht bärtiger Wilder von einem Priester, einer aus Christian V.*)

---

*) Christian V. (1670—99) führte vier Jahre lang einen überaus tapferen Krieg gegen Schweden; es handelte sich dabei um den Besitz von Schonen; in diesem Krieg zeichnete sich u. a. der Seeheld Niels Juel aus.

Zeit oder von da herum, ein vorheriger Seeräuber und Raufbruder . . . oder auch ein kleiner, runder, gemütlicher, vertrunkener aus der Zetlitzperiode*) —

Hinein in die Kirche gehe ich übrigens nicht. Man hat sie ja restauriert. Die Armenkasse war auf den Beinen; alles, was drin alt gewesen und seltsam und komisch und unlaienhaft, ist weggefegt. Die Kirche ist entchristlicht. Ich habe eine Photographie von ihrem jetzigen Innern gesehen; es ist gebürstet wie ein Bürgersfrack, nüchtern, leer wie eine von diesen Stapelplatzkirchen drinnen in Kristiania.

Und dann befindet sich ein Album drin, ein Buch, in das der Touristenpöbel aus aller Welt sein idiotisches Paulsen oder Persen hineinzeichnet, — als ob das hierher gehörte. Das ist abscheulich. Nicht genug, daß man in den Gasthöfen von diesen profanen Grauhosen geplagt wird: sogar die Kirche riecht nach Touristen. Nach Touristen und nach Jetztzeit. — Bei Gott, wenn solch ein Paulsen oder Persen danach trachtete, die Kirche von Hiterdal inwendig zu sehen, so müßte er an einem Predigtsonntag heraufkommen und hineingehen und demütiglich ganz unten bei der Thür sitzen und Buße thun, daß er sich hereingewagt in das alte Gottesheiligtum.

*

Die Alten haben recht. Es giebt nichts in der Wirklichkeit, worauf man bauen kann; Macht, Ehre,

---

*) Jens Zetlitz, 1761—1821, Priester und Dichter; er besingt den Wein und die Lebensfreude wie kein zweiter Norweger.

Reichtum, Glanz, alles ist Makulatur, und die Liebe, das Weib — pfui Teufel! —

Also sich ein Traumreich bauen, in welchem Ewigkeit und Frieden herrscht. Sich eine Kirche bauen.

Jesus, Maria, — bitt' für uns!

*

(Gegen Abend — droben im Walde. Sonntag.)

— — Stille. Nicht ein Laut. Nur hier und da, weit in der Ferne, ersterbender Kuhglockenklang, von einem Lufthauch heraufgetragen.

Lichte, friedliche, heilige Stille; Sonntagsstille.

Ein Eichhorn hüpft unbekümmert einen Baumstamm hinan, setzt sich auf den untersten Zweig und schmatzt.

Die Sonne sinkt. Rotes, warmes Licht auf dem tiefen Saftgrün der Berghänge; bleiches Sonnengold, welches weit hinauf die gelben Föhrenglieder umspült. Lange, blaue Schatten legen sich über das Wasser und den Thalgrund.

Mir wird so wohlthuend still zu Mute; nur hie und da höre ich mein Herz schlagen. Und dann dieser ferne Ton, der manchmal hierher getragen wird — ein Nachhall, ein Wiederhall, — vielleicht von einem Lur*) oder von einem Lockruf**). Wer weiß, was für eine rotwangige Senndirne es sein mag,

---

*) Die Lur ist ein langes, hölzernes Rohr von Trompetenform, das die norwegischen Hirten blasen.

**) Der Jodelton, mit dem die Sennerin das Vieh zusammenruft.

die da droben herumgeht und ihre Kühe lockt. Vielleicht die Huldre, — obwohl sie nun, im Sommer wohl weiter drinnen in den Bergen wohnt.

Die Sonne sinkt mehr und mehr; blässer und blässer flutet ihr Gold über die Welt. Die Schatten werden länger, tiefer, die Stille so still, daß man den Atem anhält.

„Du kennst im Hochwald den dunkeln Hain,
Wo die Elfen horsten und hausen;
Durchwanderst Du ihn, so schweige fein!
Selbst der Nix da drin läßt die Harfe sein
Nur leise, ganz leise erbrausen.“

— — — — — — — — — — — — — —

*

Wie wohlthuend, eine Weile von der Marterbank losgekommen zu sein.

Täglich und beständig dieselben Eindrücke, — das ist's, was verrückt macht. Das ist der Tropfen, der einem so stetig, stetig auf den Scheitel fällt, in unbarmherzig regelmäßigen Zwischenräumen. Die Seele war mir wund geschunden. Immer die gleichen Straßen, Plätze, Menschen, Aussichten ... sie verletzten meine Netzhaut, wurden in meinem Hirn zu immerwährend wiederholten Nadelstichen.

Diese reine, freie, ruhige Natur labt mein Gemüt wie ein kalter Umschlag. Alles ist mir angenehm; sogar die phantastisch gekleideten Bauern gefallen mir; sie kontrastieren so wohlthätig gegen den Kristiania-Stockfisch. Und ihre Sprache — unendlich feiner

und reiner und aristokratischer klingt sie mir als dieser brutale Ostlandsdialekt; — ich bin noch Westländer genug, um die heisere Rauheit des „Viken"schen*) Sprachtons zu hören. — Die trockenen, meckernden Bureaukratenstimmen, welche in den Salons von Kristiania die gebildete Konversation führen, können auf die Dauer aber auch die Geduld eines Ohres ermüden, das musikalische Ansprüche macht.

Ob es nun die „Bergluft" ist oder all die neuen Eindrücke oder die notgedrungene Einschränkung im Gebrauch von Alkoholika, — genug, ich bin ruhiger. Es plagen mich nicht so immerfort die gleichen Gedanken. Und ich habe Widerstandskraft. —

Ich kann wirklich oft herumgehen und an andere Dinge denken. Ohne besondere Anstrengung. Und wenn sie kommt, so verjage ich sie wieder mit ihrem Kehrbesen von einem „Ehemann".

Na, naturam furca . . . Bei Nacht ist es am schlimmsten. Ich träume, daß sie aus Verzweiflung geheiratet; daß sie flott lebe, um ihrer Ehe zu vergessen; daß sie eines Tags plötzlich sieht, es geht nicht; davonläuft; zurückflüchtet zu dem einzigen, den sie lieb hat; mir nachreist; mit der Eisenbahn bis Kongsberg, mit Skyds nach Hiterdal; das Hotel erfragt, das Zimmer . . . anklopft, hereinstürzt; Thränen, Umarmung —: „hier bin ich; nimm mich hin!" — —

— Aber ich kann schlafen, wenn ich ein Quantum Bier getrunken.

*

---

*) Viken, die Gegend rings um den Kristiania-Fjord.

Zwei schwere, schwere Landplagen giebt es hier; die Touristen und die Zeitungen.

Die Zeitungen sind insofern die bösere, als man nicht anders kann, als mit ihnen sich einlassen. Und dann findet man eben jedesmal dieselbe Fadaise.

Politik und Politik. Nun hat dieser Anhänger der Rechten sich da blamiert, und hat jener Anhänger der Linken dort Fiasko gemacht. Und wenn es sehr hoch kommt, ein Feuilleton über die Frauensache.

Nie kann man hier zulande mit irgend etwas fertig werden! Erwischt man einmal ein kleines Stümpfchen „Idee“, so kaut man daran, bis es faul riecht. —

Rare Tiere übrigens, diese Emanzipierten. Sie hassen den Mann und all sein Wesen, arbeiten aber gleichzeitig mit aller Macht daran, diesem selben widerwärtigen Manne nachzuahmen. „Das Weib handelt immer unlogisch.“

Nur in einer Hinsicht fordern sie, daß der Mann ihnen gleiche, nämlich in der Tugend. Es ärgert sie, daß sie sollen herumgehen müssen und anständig sein, während er, der Laban, sich es so leicht macht, daß man davon Junge kriegen könnte; er soll sich bekehren und werden wie eine von uns! sagen die Blaustrümpfe.

Ich dachte mir folgende Mystifikation aus, die ich bei Gelegenheit drucken lasse —:

Der heilige Augustin sagt, das Weib dürfe niemals mehr als wie einen Mann haben; dagegen ist es ein natürlich Ding, daß der Mann mit mehreren

Frauen umgehe. Der Kirchenvater erklärt das auf folgende Weise.

Der Mann ist des Weibes Gott; aber mehr als einen Gott haben ist nicht gestattet. Anders auf der anderen Seite. Für den Mann ist die Frau höchstens sein Engel; aber daß ein Gott mehrere Engel hat, ja sogar viele Tausende solcher, das streitet keineswegs gegen die heiligen Schriften; vgl. Off. Joh. . .

— Aber richtig, — die Blaustrümpfe haben nicht einmal mehr vor den Kirchenvätern Respekt.

*

Hier oben wird man so arm im Geiste, daß man selbst Zeit findet, sich mit der Frauensache zu beschäftigen. Bliebe ich noch ein paar Monate hier, so käme ich so weit, mich auch für Politik zu interessieren.

Was ist „Weiblichkeit"? — Der betreffende Zeitungsblaustrumpf ließ sich verlauten, daß sie das Ding nicht kenne. Das glaube ich gern.

„Wenn die geehrten Herren uns einmal den Begriff ‚Weiblichkeit' definieren wollten!" seufzte sie. Und sie fügt stricknadelspitzig hinzu: „oder am Ende können sie es nicht?"

— Nein; das ist es gerade. Wir können nicht.

Nämlich: die Weiblichkeit ist das am Weibe, was macht, daß der Mann sich in sie verliebt. Und was ist das? Warum verliebe ich mich in ein weibliches Wesen, das mir nur halb und halb gefiel und vor dem ich kaum viel Achtung hatte? — Schweigen.

Weiblichkeit ist: der Inbegriff all der Eigenschaften und Eigenheiten, der Vorzüge und Fehler, welche das

Weib für den Mann begehrenswert machen. Was sind das für Eigenschaften? — Schweigen.

Gleicherweise ist Männlichkeit das beim Manne, was das Weib dazu bringt, sich in ihn zu verlieben. Es können das Eigenschaften oder Eigenheiten sein, Vorzüge oder Fehler; es ist das alles zusammen „männlich“, — wenn es dem Weib zusagt.

Das heißt, „Weiblichkeit“ ist wie „Männlichkeit“, das — Undefinierbare. Das Mysteriöse. Gefühlsbegriffe; Begriffe, die der Gattungsinstinkt geschaffen hat. Der Mutterinstinkt sagt: „der und der soll der Vater meines Kindes sein“, und sie nennt das Wesen dieses Mannes männlich. Der Vaterinstinkt sagt: dieses Weib soll die Mutter meines Sohnes sein“; fragt man den gleichen Mann, warum? — so antwortet er: „weil dieses Weib mir so weiblich ist“. Punktum!

— Grausam charakteristisch, daß der Blaustrumpf diese Begriffe „definiert“ haben will.

*

Jede Verführungsgeschichte zerfällt in zwei Teile: 1. die Geschichte von der Art und Weise, wie sie ihn umstrickte, 2. die Geschichte von der Art und Weise, wie er, in ihrem Garn verfangen, that, was sie wollte, in dem Glauben, er sei ein höllisch unwiderstehlicher Frauenbezwinger.

*

Nicht der „Egoismus“ ist das Böse; der Egoismus des Weibes ist es.

Der Mann will bloß selber glücklich sein; die Frau kann bloß glücklich sein durch das Unglück anderer. Nur dann scheint ihr das Leben des Lebens wert, wenn sie zehn verzweifelte Anbeter an ihren Triumphwagen gekettet sieht, und will man der Frau eine wirklich angenehme Überraschung bereiten, so muß man, wie bekannt, sich aufhängen und die Leute erfahren lassen, daß es um ihretwillen geschah.

*

Das beste ist, aufs Wasser hinauszurudern und im Boot sich herumtreiben lassen. Da bin ich sicher.

Blau blinkt der See um mich von allen Seiten im zitternden Sonnenlicht. Die Bygde steigen weich und wogend hervor, mit grünen Busen, in die dunstblaue Sommerluft wie in Schleier gehüllt. Ich lege mich mit einer Cigarre im Backsteven nieder und träume und ruhe; bin Buddha, der auf den Silberwellen des Nirwana umher segelt, erlöst und frei. —

Ein altes, schönes Buch fand ich in einer Bauernhütte, in die ich eintrat, um meine Cigarre anzuzünden —: Thomas a Kempis. Da liege ich manchmal und lese dann und kann mich so herrlich hineinversenken. Alles wird Gott; er ist in mir und ich bin in ihm. Der Sonne Licht ist seine ewige Liebe; sie durchströmt das Weltall mit Wärme und Leben; wie ein fernes, stilles Sausen hört man sein schaffendes Wesen das Dasein durchatmen und durchpulsen. Pantheistische Wollust durchströmt mich. —

— Nur eines erweckt mich hie und da: der Gedanke, daß sie — sie — aus jenem Gebüsch drüben könnte geschwommen kommen, wie eine weiße, weiße Meerfrau . . . die Haaresflut hinabschimmernd über den lilienzarten Rücken . . .

*

(Im Hotel. Regenwetter.)

Ich bin kein Rationalist. Nur mein Verstand ist es; aber was ist der Verstand denn sonst, als ein kleines, elendes Laternenlicht mitten in einem großen, weiten Dunkelboden.

Das in mir, was fühlt und empfindet, das ist Ich. Das ist die Tiefe, das Meer, die Unendlichkeit in mir. Da unten wogen die Kräfte, von denen ich abhängig bin; doch im Grunde dieses Meeres giebt es unterirdische Verbindungen mit dem Weltocean.

Georg Jonathan kommt mir vor wie ein graugekleideter englischer Tourist, welcher, die Lorgnette auf der Nase, durch dunkle Thäler fährt und sagt: — „das ist ein Wasserfall; hier kann man Fabriken anlegen.“ Dann sieht er nicht mehr. Wenn die Sonne stark scheint, sagt er: „all diese Sonnenwärme muß man sammeln und verwerten können.“ Das ist der einzige Gedanke, zu dem ihn die Sonne veranlaßt.

Der Wasserfall ist etwas anderes als die darin gebundenen Pferdekräfte, die Sonne mehr als ein Dampfofen!

Diese Verständigkeit, die sich ausbreitet und alles sein will, ertötet und verleugnet etwas in mir. Das Feinste in mir, das Tiefste.

„Doch in jedem Fall das Unnützeste!"

Nützlich — für wen und für was? Nichts ist so unnütz wie die Liebe. Und dennoch brauche ich nur einen Hut von einem gewissen Zuschnitt zu sehen und mein Wesen lebt auf, wie eine Mimose unter dem Lichtstrahl. „Nützlichkeit ist ein Dogma so wie „Glück" und „Wahrheit"; es gilt nur, es richtig und nicht zu eng verstehen.

Nützlich ist das, was uns dazu bringt, zu leben, das Leben zu fühlen. Ein Traum ist nützlich, wenn er schön ist. Was die Wahrheit angeht, so ist sie nicht zu finden; und die Wahrheit, die man finden kann, ist gleichgültig. —

Phantasie; Farben ins Leben, Reichtum in die Empfindungen, Tiefe in die Existenz ... warum sollten wir vom Worte Illusion uns erschrecken lassen? — Fast alles, was uns dazu bringt, zu leben, das Leben zu fühlen, ist oder beruht auf Illusion.

Die nebelumschleierten Höhen, der einsame See mit seinen Nixenträumen und seiner Nirwanastille .. die Wissenschaft kommt mit ihrer Laterne und sagt: der Nebel ist Wasserdunst; der Wald ist nichts anderes als zehntausend Föhrenbäume; der See besteht aus so und so viel Kilogramm Wasserstoff plus so und so viel Kilogramm Sauerstoff; die Existenz von Nixen und Nirwanastille hat man nicht nachweisen können ... Was geht das mich an? —

Für mich sind die nebelumschleierten Höhen und der einsame See mit Nixenträumen und der Nirwanastille

trotzdem „die Wahrheit“. Der Wasserstoff und der Sauerstoff sind mir gleichgültig.

Ich will träumen: ich will illusioniert sein!

*

— — Da droben treiben weiße Wolken dahin.

Dort ist Frieden. Dort wird meine Seele einstens schwimmen, so wie ich in diesem schweren Pram jetzt fahre. Sie wird Sonne trinken und Äther atmen, und ihr Reich wird das ganze, unendliche Lichtmeer sein, in welchem die Sonnenflotten segeln und in den klaren Wellen die freigewordenen Geister sich tummeln werden wie Nereiden und Delphine.

*

Giebt es einen Gott? — „Wir wissen es nicht.“ — Giebt es eine Seele? — „Wir wissen es nicht.“ — Sollen wir leben oder sterben? — „Wir wissen es nicht.“ — Hat das Leben einen Zweck? — „Wir wissen es nicht.“ — Wozu existieren wir? — „Wir wissen es nicht.“ — Warum existiere ich? — „Wir wissen es nicht.“ — Existiere ich überhaupt? — „Wir wissen es nicht.“ — Was wissen wir da eigentlich? — „Wir wissen es nicht.“ — Können wir überhaupt etwas wissen? — „Wir wissen es nicht.“

Dies systematische Wir-wissen-nicht nennt man Wissenschaft. Und die Menschen schlagen vor Bewunderung die Hände zusammen und jubeln: „Die Fortschritte des Menschengeistes sind unfaßbar und unbegreiflich; von nun an brauchen wir weder Glauben noch Götter mehr!“

x oho!

Nun, die Wissenschaft hat entdeckt, wenn das Wasser in einem Kessel stark kocht, so wird sein Deckel vom heißen Dampf emporgehoben, und man ist dahinter gekommen, daß ein Strohhalm von einem mit Wolle geriebenen Stück Bernstein angezogen wird . . ohne daß man im übrigen diese Erscheinungen anders erklären kann als durch Redensarten, die jedes zehnte Jahr ungefähr gewechselt werden . . . Also brauchen wir nicht länger Götter.

Ich könnte eher fragen, wozu wir solch eine „Wissenschaft“ brauchen! Herrgott, diese Telegraphendrähte sind ja ganz witzig und die Dampfmaschine ist flink; die Börsenjobber üben ihre Millionendiebstähle nun leichter als früher und ein Bankkassierer kann ziemlich bequem mit meinen ersparten Geldern verschwinden, wenn ich welche habe; allein — Na bewahre! allen Respekt; aber — — —

Was geht es mich an, daß die Erde rund ist (was sie übrigens nicht ist)? Oder daß die Welt möglicherweise ein Nebel war (was übrigens zweifelhaft ist); oder daß die Frucht im Mutterleibe in einem gewissen Stadium der Frucht eines Hundes gleicht . . sintemalen wir „nicht wissen“, was denn eine lebende Frucht hervorgerufen, und „nicht wissen“, was eine Nebelmasse auf die Idee gebracht hat, sich zu einer Welt zu entwickeln?

Ach, Leerheit, Leerheit! O, diese schmerzende Müdigkeit in der Stirn! Der alte Dr. Faust hatte recht:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und freut sich, wenn er Regenwürmer findet.

— Ob besagter Dr. Faust nicht besser gethan hätte, den Giftbecher zu leeren, als dem Ostermorgengesang zu lauschen . . .?

*

„Jesus, Seelenbräutigam!“

Eine verwunderlich naive, verwunderlich tiefe Vorstellung.

Die religiöse unio mystica enthält in Wirklichkeit gerade das, was wir von der Liebe verlangen. Die unendliche Hingabe und das friedensreiche Glück. Das selige Hinschmelzen und Aufgehen in dem andern Wesen, in welchem unser eigenes seine Erfüllung und Vollendung findet.

*

Der Weg des Glaubens: von Klarheit zu Klarheit, von Licht zu Licht; von Seligkeit zu Seligkeit.

Der Weg des Wissens: von Klarheit zu Klarheit, von Licht zu Licht; von Verzweiflung zu Verzweiflung.

Man arbeitet sich die lange Leiter aufwärts, macht sich von der einen Verdunkelung nach der andern, von dem einen Aberglauben nach dem andern, von dem einen Glauben nach dem andern, von der einen Theorie nach der andern los . . . . bis man auf der Spitze steht und sieht, daß alles Leere ist und schwindelnder Abgrund. Da merkt man es, das, was man früher Verdunkelung und Glauben nannte, das waren freundliche Nebel, welche uns den Abgrund verbergen sollten, auf daß uns nicht schwindelte; man greift noch einmal nach diesen Nebeln, jedoch sie fliehen; hinab kommt

man nicht wieder; oben ist die Leere; man stiert und starrt mit entsetzten Augen . . . bis man stürzt.

XI.

„Viel Geschrei und wenig Wolle“, das ist der Name des Weibes.

Zu stehen und all den Spektakel mitanzusehen, den eine Dame zuwege bringt, ehe sie z. B. sich auf ein Kariol hinaufpraktiziert oder bis sie zum Fahren bereit ist . . . . und dann muß dennoch der Skydsjunge noch einmal zurücklaufen um den Shawl! den roten Shawl! — Man könnte davon Auszehrung kriegen.

Und so im ganzen. Zwei Damen auf einer Treppe z. B., allen Menschen mitten im Wege . . . sie haben gar nichts, worüber zu reden; sie hassen einander; sie können sich nicht ausstehen; aber — fünfzehn Minuten mindestens! Fürchterlich interessantes Gespräch; Frau Dahls kleines Mädchen ist krank; es ist s o krank! das ist so traurig! und denken Sie sich nur, der Doktor meint, es werde Diptheritis! — Nun habe ich in der letzten halben Stunde zwei solche Frauenzimmer vor meiner Thür stehen gehabt, und sie blieben mindestens noch zwanzig Minuten stehen; ich hatte beabsichtigt, ein wenig zu schlafen, das kann man aber aufgeben.

„Wenn Männer auseinander gehen,
Dann sagen sie: auf Wiedersehen.
Wenn Weiber auseinander gehen,
So bleiben sie noch lange stehen.“

Und so in allem. Wenn sie lieben z. B. Sie schreien auf und heulen und schluchzen, so daß wir, die wir nach uns selbst urteilen, meinen, es gelte das Leben! Mindestens! Kriege ich Dich nicht, mein Schatz, so sprin—ge ich in den Kattegat — zum allerwenigsten!

Na, da kriegt sie halt bemeldeten Schatz nicht; und was geschieht? Sie heiratet den Mads Madsen*) und bekommt Kinder und Kindeskinder, und Kindeskindeskinder, und wenn Mads Madsen sie fragt: „Ja, warst Du damals nicht eigentlich so ziemlich sterbensverliebt in Johann von Ehrenpreis?“ — so antwortet Grete mit lauem Lächeln:

„Ah pah, solch eine Ball-Liebelei!“

*

Ein Weib tötet sich nie aus Liebe.

Springt sie wirklich in den Kattegat, so geschieht es entweder in der hysterischen Hoffnung, sie werde dadurch „ihn“ schrecklich unglücklich machen oder aus Furcht vor der „Schande“.

Alle jüngeren Selbstmörderinnen werden bei der Obduktion schwanger befunden.

*

---

*) Anspielung auf das berühmte Trauerspiel „Liebe ohne Strümpfe“ von Joh. Herm. Wessel (1742—1785), die glänzendste Parodie auf die französische Stelzentragödie, welche damals ganz Europa beherrschte.

(August.)

Ganz oben auf der Meheia*) sitze ich; Regenwetterstimmung; Nebel auf Kuppen und Hängen; herbstlich-romantisch. —

Huldregesang.

Ich hüte mein Vieh unterm Huldre-Lind!
Es saust durch die Schlucht der feuchte Wind;
Das Renntier nagt Moos in Geröll und Muhr,
Es stutzt und flüchtet vor meinem Lur.
Der Bär sein Gebiet noch einmal durchstreift,
Im Zwergbirkenkrummholz die Schnepfe pfeipft.

Ich trieb im letzen Dämmerungsschein
Die Herde über den Schwarzmoor ein;
Der Nebel hing düster und dicht vom Kamm,
Der Fjeldgrat schmolz schwarz mit den Wolken zusamm';
Die Kuhglocken klingelten lieblich und treu,
Mit verlockendem Klang, als wir zogen vorbei.

Da sah ich ihn. Er war müde, verwirrt;
Er hatte bei Nebel und Nacht sich verirrt.
Doch die Dünste verflattern im fächelnden Wind
Und der Fjeld kann nicht fangen ein schuldloses Kind.
Geflüchtet! Gefloh'n! Auf der Heid' ist's kalt;
Den Weg in das Thal hinab finden sie bald.

Die Huldre, er hatte sie nicht gesehen
Seinem Atem lauschend hinter sich stehen,
Herunter sich beugen zur Wange so braun
Und mit heißer Liebe ins Auge ihm schaun.
Der Nebel verweht; es baut Wege der Tag;
Von der Huldre niemand träumend mag!

---

*) Meheia ist eine bewaldete Höhe am Hiterdalsvand.

Aus dem Huldre-Tind klinget Lied und Schall;
In die Berghöhle ziehen die Kühe all';
Hinter Felsspalt mein Hof, im Nebel dicht,
Vergessen der Pfad; er findet ihn nicht.
Ich sehne mich früh, ich sehne mich spät,
Doch der Sommer kommt und der Sommer geht.

(Lockt:)
O hurulihu!
Komm Gais, und komm, Kuh!
Wald und Fluh'
Will Ruh'!

Und der Wind weht kalt in den langen Nächten...

*

Merkwürdig genug: die Post brachte mir einen Brief. Ich fiel mit Gier darüber her und riß ihn auf . . . (von ihr??!) —

Nicht im entferntesten. Ein paar Verlobungskarten. Wer? Was? Mein alter Schwärmkumpan Blytt, Don Juan, der Maler?

Großer Himmel! Sogar er! —

„Wie die Haare vom Kopf, so fallen sie aus," — oder wie schlechte Zähne. Die Einsamkeit umgürtet mich enger und enger. Bald werde ich in ihr eingeschlossen sein wie in einer Zelle.

Ein wunderliches Gefühl. Allein. Ganz allein. Wie eine Bergspitze; Antlitz zu Antlitz mit Gott.

Ich vertrage das nicht. Ich werde verrückt. Ich muß trotzdem diese Vernunftheirat wagen, um jemanden um mich herum zu haben. Nicht allein sein in der

traurigen Wohnung die langen, stürmischen Nächte hindurch, während Gespenster seufzen und Geister klopfen; eine Ehe ist wohl dennoch das beste, worauf man verfallen kann zum Schutz gegen die Ewigkeit, die düster und kalt wie eine Oktobernacht sich auf eine herumgeirrte Seele in der Wildnis herabsenken will. —

*

— — Fast zu korrekt? Fast zu untadelig?

Nichts, was rätselhaft ist; nichts, was die Phantasie in Bewegung setzt . . . eine brave, gebildete, anständige, wohlerzogene Dame; weiter nichts.

Die „Meerfrau“ aus der „Volkstiefe“ war mir zu wenig häuslich; diese hier ist es mir vielleicht zu sehr. Ich könnte nicht meine Kopfschmerzen nennen, ohne sofort die Aufschrift eines Hausmittels zu bekommen; nichts von Nerven verlauten lassen, ohne mir Anweisungen über kalte Bäder und ein regelmäßiges Leben zuzuziehen. Ich sah mich im Geiste als Ehemann, mit kalten Umschlägen da und dort, und wurde sehr bedenklich.

Und ihre Ideale von häuslichem Glück . . . Frieden und Ruhe, Thee und Butterbrot, die „Abendpost“ und Grütze zum Nachtmahl, „und man muß sich eben angewöhnen, früh ins Bett zu gehen“ . . . Uf ja!

— Und dann nicht mehr jung. Etwas unbestimmte Hautfarbe; im Begriff grau zu werden.

Nichts Junges und Rundes und Weiches und Sichentwickelndes länger. Alles so fertig. So abgeschlossen. Hiernach keine anderen Aussichten als auf

das Ü b e r fertige, das Knochige. Den langen betrübenden Auflösungsprozeß.

Kein frischer Hauch mehr. Kein Frühling. Keine Verheißungen.

Das ist so wunderlich traurig.

Alle mögliche Achtung vor allen möglichen guten und ausgezeichneten Eigenschaften ... Aber die Macht, welche Eva zu Adam führte und ihm sagte: „Liebe sie!“ — hat keinen Gedanken übrig gehabt für die ausgezeichneten Eigenschaften. Nur e i n absolutes Verlangen legte sie in die Brust des Mannes: „Jung, jung muß sie sein, die Mutter Deines Sohnes!“

*

Ich sollte eigentlich in die Kirche hineingehen und die alte Bibel anschauen. Dann aber fällt mir ein, daß aller mögliche Touristenpöbel natürlich in ihr geblättert hat, und sie profaniert, und da verliere ich die Lust.

Beständig in meinen Verfallsperioden kriege ich eine solche kranke Sucht nach dem Alten. Der Gedanke an die alte Bibel meiner Mutter brachte mich einmal dazu, vier Kronen auszugeben; ich ging zum Buchhändler und verlangte „eine Bibel“, erhielt sie, in hübsches blaues Papier eingepackt; doch als ich heimkam, war es ein neues, nettes, langweiliges Buch von 1879 oder so, mit langweiligen, modernen Typen auf langweiligem, weißem, unmystischem Papier gedruckt; das war, zum Kuckuck, nicht die Bibel; ich legte sie auf

das Bücherpult und habe sie seither nicht wieder angeschaut.

Hier giebt es allerdings wirklich eine alte Bibel; aber sie ist halt „öffentlich“.

Solch ein Buch muß heilig sein. Ein Familienstück. Zweihundert Jahre stiller Familientradition muß an ihr hängen. Alte Großmutterbrillen müssen zwischen den Blättern aufgehoben sein, und Papierstreifen mit Notizen und Anmerkungen von weißbärtigen Großvätern. Doch an den schönsten Stellen findet man Spuren von den Zähren hartgeprüfter Mütter, und unter den tiefsinnigen, geheimnisvollen Worten der Propheten oder Christi sieht man Striche von dem mit schwerer Hand geführten Bleistift ernst suchender Männer. —

*

Ich reise ab. Ich sehne mich wieder nach der Stadt. Hier ist nichts für mich. Kirchenfrieden und Waldesstille ermüden mich; ich muß Wirtshaustrubel haben und Straßenlärm.

Ich habe versucht, mich in Glauben und Romantik einzuwiegen; allein das geht nicht. Dies Talent ist verloren. Aufgefressen von grauen, emsigen Denkratten und muffigem, feuchtem Zweifelschwamm. Ich muß zurück in mein Milieu. Die Romantik wohnt in den Wäldern, der moderne Mensch in der Stadt.

Fräulein Berner soll mein Trost sein. Sie ist wenigstens ein Weib. Sie hat den mütterlichen

Instinkt. Sie wird helfen, mildern, lindern, beruhigen; vielleicht könnte sie doch schließlich die Gespenster in die Flucht jagen und mir ein Heim schaffen, in welchem ich mich wohl fühlte.

XI.

(Kr . . ia, August.)

Mein erster Abend wurde ziemlich schwül und gegen Mitternacht war es mir klar, daß ich Mathilden einen Besuch machen müsse.

Sie war ausgezogen.

Eine unheimlich moralisch aussehende Mannsperson kam in Unterbeinkleidern heraus und bellte in unnachahmlich norwegischer Manier mir zu, hier sei kein — und das „betreffende Frauenzimmer" befinde sich hoffentlich in der Besserungsanstalt. Krach! Die Thür zu! — Nicht einmal „Gute Nacht".

Ich ging; wurde unterwegs von Traurigkeit überfallen.

Ich weiß nicht, warum. Wegen des Unbestandes aller Dinge oder — —

Nun sitze ich hier und blase Trübsal. Es ist gar nicht weit entfernt, daß ich draußen im Entree sich etwas regen höre.

Außen ist es dunkel und herbstlich. Es hat zu stürmen begonnen; ein richtiger Regenwind, mit Getute am Thor und im Schornstein. Tauchtest Du

nun vor mir auf aus der Nacht, Du bleiche Meerfrau aus der Volkestiefe — —

*

Vorbei, vorbei . . . alles geht vorbei. Nun ist es z. B. aus mit den gemütlichen „Burgunderabenden" bei Georg Jonathan.

Er hat nicht länger Zeit. Er wird immer mehr in Anspruch genommen. Teils wohl von öffentlichen Angelegenheiten, besonders aber von Privatgeschäften. Er arbeitet wie ein Pferd, spekuliert in Häusern, Wäldern u. s. f., während sein Compagnon „sich an Hinterlassenschaften und ungerechten Prozessen mästet". Georg Jonathan „beabsichtigt nämlich, reich zu werden"; er kommt „immer mehr zu dem Resultat, daß das Leben nicht zu leben ist, außer man schläft in Seidenbetten". — „Ja, aber Sie sind doch ein Demokrat, Mann?" — „Ja, ein wahrer Demokrat." — „Aha!" — „Das ist ein schlechter Demokratismus, welcher will, daß alle Menschen Häusler seien; auch ist es ein schlechter Aristokratismus, welcher will, daß die meisten Häusler seien; wir wahren Demokraten wollen, daß so viele als möglich Herrenleute seien!" — „Und um den Anfang zu machen, wollt Ihr selbst Herrenleute sein?" — „Jawohl." — „Auch wenn es auf anderer Kosten geschehen muß?" — „Auf Kosten der Dummheit, ja; die Idioten wollen nun einmal ihre Erziehung teuer bezahlen. Aber wenn sie einen Teil bezahlt haben, werden sie sagen: „Wozu halten wir uns eigentlich diese Advokaten und Gesetzgeber?" — und eines Tages werden sie entdecken, daß diese

Lehre doch ihr Geld wert war." — „Sehr pfiffig." — „Ja." —

— „Von nun an," sagte er heute Abend zu Dr. Kvaale und mir (den stetigsten Teilnehmern an seinen „Junggesellenkneipereien"), — „von nun an kann ich mir nur eine vernünftige Stunde per Tag gestatten; der Rest muß den Idioten geopfert werden. Aber um selbst nicht ein Idiot zu werden, muß ich diese Gelegenheit haben, um eine Stunde im Tag Georg Jonathan reden zu hören. Diese Gelegenheit müssen Sie mir schaffen, Mylords. Also womöglich jeden Tag um fünf Uhr in meinem Zelt, Universitätsstraße, hier. Für den Kaffee steht Frau Jonathan ein, für die Liköre ich."

Wir dankten lachend. Dr. Kvaale riß einen Witz. „Auch ich lege Wert darauf, Georg Jonathan reden zu hören," schmetterte er mit seinem gutmütigen, schlimmen Lächeln, „und werde also kommen, sofern nicht eben ein anderer Gaustad-Kandidat auf mich Beschlag legt." (Dr. Kvaale pflegt nämlich zu behaupten, daß Jonathan den Größenwahn habe.)

Georg Jonathan verbeugte sich. „Sie auch, Gram?" fragte er dann.

„Ja, da Sie so gute Spirituosen haben."

„All right."

„Und so exceptionelle Cigarretten . . ."

„If you please. Abgemacht also!"

„Gute Nacht, Sie Gesellschaftsumwälzer in Seidenstrümpfen!"

„Gute Nacht, Sie teuerer Lehrmeister der Idioten!"

„Good bye, Mylords!" — — —

— — Er kommt übrigens nicht auf. Man gebraucht ihn wohl nicht selten und er ist nicht ohne Ansehen, aber politisch wird man ihn sich fern halten; man wird ihn vergessen, wenn die Beute geteilt wird.

Er spielt ganz gut Komödie. Aber gut genug — spielt er nicht. Er ist und bleibt ihnen zu merkwürdig. Zu sehr Jonathan.

Schon die vielen Malereien und der ausgesuchte Komfort erschreckt den Kristianenser Höker, wenn er über die Schwelle tritt. „Hu, hier riechts nach Christenblut . . . hier riecht es förmlich europäisch!“

Die Idioten sind nicht so dumm, wie er es glaubt. Sie haben auf jeden Fall Instinkt. Sie fühlen recht gut —: der Advokat Jonathan mit dem steifen Nacken und den weißen Händen, er gehört nicht mit zu unserer Herde. Es geht von ihm so kalt aus; sie ahnen, daß er in seinem Herzen ihrer spottet. In einer kleinen halbpolitischen Soiree hörte ich einen der leitenden Schuhmachermeister sagen: „Jonathan ist ein sehr tüchtiger Mann; aber ich weiß nicht, — ich kann halt niemals so ein rechtes Zutrauen zu ihm fassen!“ — Ein anwesender Großbauer und Laienprediger nickte und sprach: „Er ist ein Geistesaristokrat!“ — Sie haben den Instinkt.

XII.

Es überfällt mich Rührung, so oft ich definitiv von einem Paar Stiefel Abschied nehme. Diese

Zwillinge, die von Geburt an und bis jetzt mir so still und treu folgten, meine Persönlichkeit auf all ihren Wegen trugen und stützten und die nun ganz einfach verabschiedet werden, auf grauem Papier, ohne Pension, ohne Orden, — sie kommen mir so wunderlich wehmütig vor.

Es ist Weltschmerz in ihren niedergeschlagenen Mienen, Vorwurf und Bitterkeit in dem Hängenlassen ihrer Ohren. Dies ist also das Ende vom Lied, das der Dank! Uns einfach wegschleudern, wie man alte Liebhaberinnen von sich stößt! Und dann uns einzutauschen gegen diese langweiligen, frischen, seelenlosen Schuhmacherfabrikate, diese Handelsware, die nur ein Abdruck vom Leisten ist . . ."

„Es ist wahr, es ist wahr, mein Freund," seufze ich. „Aber das Leben ist so. Wir wechseln ja auch die Haut, unsere eigene leibliche Haut, die einmal Muskelgewebe war, Nerv, Blut, Seele . . . werfen sie einfach ab, sobald sie abgenutzt ist."

Und mit schonender Behutsamkeit stelle ich die alten, schiefen Stiefel, die ein Teil meines Ich geworden, auf den Boden oder irgendwo anders hin, wo sie sicher aufgehoben sind. Ich kann sie nicht fortgeben; es wäre häßlich, die alten, treuen Wesen ihre Seele wechseln, mich gegen den ersten besten Schelm oder Landstreicher eintauschen zu lassen. Aber ich will sie auch nicht sehen. Das wäre, wie Gespenster sehen, — Skelette mit geborstenen Hirnschalen und großen, leeren Augen.

Wäre nicht dies häßliche, moderne Stadtleben mit seiner ewigen Heimlosigkeit, — Nomadenleben

ohne die Freiheit der Wüste, ohne die Frische des Gebirges, — ich glaube, ich würde eine Schuhgruft errichten, ein Stiefelmausoleum. Da wollte ich sie gesammelt stehen haben, Seite an Seite, in Abschnitte, Kapitel geordnet, alle die Schuhe, die ich verbraucht, und jeden Sonntag würde ich hineingehen und meine Andacht verrichten. Und wenn ich dann gestorben wäre, so sollte auch mein Sarkophag da beigesetzt werden, denn was ist die Leichentruhe denn schließlich anderes, als unser allerletztes Paar Schuhe?

*

„Sie haben nicht viel Respekt vor der Litteratur, Jonathan?"

„Noch weniger vor den Litteraten. So ein Schriftsteller kommt mir vor, wie der junge Gelbschnabel, der eines Abends mit klopfendem Herzen und bleichen Wangen hinausschleicht, um auf der Karl-Johann-Straße Eroberungen zu machen. Alles schön; das Mädchen lächelt gar holdselig, und er entdeckt, daß es gar kein gewöhnliches Mädel ist; im Gegenteil: es ist eine Dame, ein Weib, ein wirkliches Weib, eine, die vom bloßen Sehen sich in ihn verliebt hat; er befindet sich mitten in einem Märchen drin. Und er ist glücklich und enthusiasmiert und kramt alle seine dürftige, siebzehnjährige Weisheit vor dem Frauenzimmer aus und glänzt mit seinem bißchen gelbschnabeligen Geist, denn sie soll erzogen werden! Er macht schon Pläne, wie er sie „heben" will, sie entwickeln zu etwas Höherem, zu einem Wesen, das

seiner würdig sein soll; und sie lächelt und lächelt und ist ungemein empfänglich; — mittlerweile ist er in ihrer Kammer und die Eroberung ist vollbracht. Hja! — alles gut und schön; doch am andern Morgen stiehlt er sich fort aus ihrer Höhle, sehr niedergeschlagen; denn nun weiß er, daß sie doch nichts anderes war als eine Dirne, welche heute Abend gleich holdselig dem nächsten Idioten zulächeln wird."

„Dies Frauenzimmer ist aber das Publikum."

„Ja. Heute jubelt es über Ihr Buch; morgen weint es Thränen über einen weichen Nähterinnenroman und übermorgen klatscht es im Theater einem Stücke Beifall, welches das Gegenteil predigt von dem, was Sie ihm eingaben ... Um ein solches Weib freit doch ein Mann nicht!"

Mir schien eigentlich, er habe recht. „Mittlerweile," — sagte ich — „aus Ermangelung von Jungfrauen ...."

„Ja, so reden die Litteraten, und darum verachte ich sie."

— — Ei ja. Ich, im Grund genommen, auch. Es wird, zum Teufel, kein Roman. Es ist ja alles mit einander nur gemeines Zeug. —

*

Jonathan goutierte mich heute nicht. Ich erzählte von der Natur da droben, von der Einsamkeit, der alten Kirche, den Bauern mit ihren eigentümlichen Trachten und ihrer alten, schönen Sprache, bis er sagte, ich sei ein elender Romantiker.

„Wir wollen von dergleichen nichts mehr," sprach er. „Die Kirche soll in ein Theater verwandelt werden; die Einsamkeit soll eine Fabrikstadt werden, mit einer halben Million Bewohner, und die Bauern mit ihren alten Beinkleidern und ihrem Landsmaal*) u. s. f. sollen von intelligenten Menschen ersetzt werden, welche englisch reden."

Ich schimpfte auf diese praktische, langweilige Verstandsperiode ohne Phantasie und ohne Seele; er schimpfte auf die „Reaktionszeiten". „Diese feigen Tage, in welchen man zu Kreuz kriecht —!" sagte er. „Nach außen hin leben, das ist gesund leben!" — „Gesund, ja; aber so lange lebt man nach außen hin, bis alles, was in einem Blut und Seele ist, sich verdichtet und verhärtet und bloß zu Haut und Horn wird . . . ."

„Dennoch sind das die gesunden Zeiten, welche die Menschen vorwärts bringen," fuhr er fort, „und wir können froh sein, daß wir in einer Epoche wie diese hier leben. Nun befaßt man sich mit Fragen, welche man lösen kann, und indem wir eine Frage nach der anderen lösen, werden wir schließlich das Dasein recht stilvoll und anständig gemacht haben. Das ist das einzige, was Männer interessieren kann. Handeln ist der Genuß des Mannes."

„Einstweilen aber geht die englische Aristokratie zum Katholizismus über! Und in Paris erheben sich Stimmen gegen Emile Zola selbst; man findet, daß es eine Seite des Lebens und Seelenlebens giebt,

*) Landsmaal = norwegische Bauernsprache.

welche in diesen Zeiten der Gesundheit vollständig danieder gelegen . . .“

„All right“, sagte Georg Jonathan. „Das sind die Hysterischen. Wenn man eine Weile vernünftig gearbeitet hat und man schließlich soweit gelangte, daß man so ziemlich anfangen könnte, so kommen die Hysterischen und wollen vorher Auskunft haben über die Unsterblichkeit der Seele. Das kennen wir. Wir wollen vorläufig aber nichts davon wissen. Es ist wie auf dem Land, wenn ein Geselle daherkommt und den Bauern einredet, daß sie den nächstfolgenden Samstag zum Himmel auffahren würden; da setzen sie sich hin, ihre Seele zu pflegen, und der Acker bleibt liegen. Wir warten, wissen Sie, damit bis nach der Frühlingssaat. Nicht wahr?“

„Ja wohl. Wir werden also warten!“ (Achselzucken.)

Er sah mit spähendem Blick auf mich. Ich mußte unwillkürlich lächeln. „Freidenker dulden wohl auch keine Freidenker unter sich,“ dachte ich bei mir selbst.

*

Fräulein Berner hat diesen Sommer in Hankö verbracht; sieht gut aus. Braune, frische Farbe, lebhafte Augen, junge Bewegungen; wenn ich da droben lag und sie zu einer alten Jungfer umdichtete, so beweist das nur, daß ich krank war. Alt! In Paris sind die Frauen bis zu 40—50 Jahren jung (und das dort, wo das Leben so anstrengend ist!); es kommt nur darauf an, ob man sich instand zu halten weiß.

Fräulein Berner könnte wahrhaftig eine elegante junge Frau werden.

Alle Menschen versichern mir, daß ich auch gut aussehe. „Na, die Bergluft hat Ihnen wohlgethan!“ — Ich finde plötzlich selbst, daß ich mich erholt habe. Und hier, wo es Menschen und Zerstreuungen giebt (ich will z. B. ein bißchen mehr am Gesellschaftsleben teilnehmen), werde ich bald mit dieser meiner letzten Dummheit fertig werden. Ich fühle kein Bedürfnis, sie wieder zu sehen. Eher Furcht. Es würde eine peinliche Begegnung.

*

— „So hat sie also wirklich Intelligenz genug besessen, die Kleine, um Trost zu suchen für die Entbehrungen des Ehestandes. Warst nicht Du es, der mir das erzählte? Von den vielen Anbetern . . .“

„Na, na,“ kläffte Mark-Oliv ein wenig erschrocken; „so war das nun nicht zu verstehen; es ist gewiß nicht so schlimm.“

„Natürlich nicht; nur in aller Schicklichkeit, selbstverständlich. — Unseren jungen Frauen könnte es übrigens nicht schaden, wenn sie ein wenig französische Moral lernten; das würde ihr Martyrium ein bißchen erleichtern. Und da kriegen wir auch nicht so viele Emanzipierte.“

„Emanzipierte?! Mh, mh;“ Markus geriet in Eifer und hielt einen Vortrag. Schließlich sprach er seine tiefste Achtung vor Fräulein Holmsen — „entschuldige, Frau Nyen“ — aus, weil sie sich so warm

dieser wichtigen Sache und all dessen, was damit in Verbindung steht, angenommen; sie ist von Morgen bis Abend auf den Beinen; ist überall dabei; schont niemals ihre Kräfte; ist in allen Komitees und ist Obmann — mh. Ob . . . . frau, ah! ha! ha! — überall, wo etwas Nützliches in Gang zu bringen ist; sie arbeitet so, daß sie sich zu Grunde richtet, schläft bei Nacht nur auf Bromkali, sagt meine Frau."

„Ja, aber — die Kurmacher?"

„Kurmacher?" — Er lächelte verstohlen in seinen Bart, wie einer, der eine amüsante Mystifikation ausgeführt; „schrecklich, wie leichtgläubig Du bist, Gram," sagte er.

„Ich bitte; ich wollte nur auf eine scheinbare Nichtübereinstimmung in den Dokumenten aufmerksam machen."

„Schrecklich leichtgläubig. Nein, wie gesagt, Frau Ryen ist eine sehr verständige Dame; nun will sie zu mir kommen und die eßbaren Schwämmearten sammeln und zubereiten lernen, so daß sie noch sehr viel im Dienste des Vaterlandes leisten kann. Das Weib müssen wir mit uns haben, schaust Du . . ."

Das kam so jäh und naiv, daß ich lachen mußte. Er gab seinen Vortrag über Nutzen und Bedeutung der Schwämme von sich.

Wir standen an unserer gewöhnlichen Ecke in der Karl-Johann-Straße und wollten uns gerade trennen, um jeder zu seinem Mittagsmahl zu gehen. Da kam, wie vom Schicksal gesendet, ein Gefährt daher, mit drei Menschen drin, zwei Damen und einem Herrn. . . . .

Ich stutzte, versteckte mich hinter Mark-Olivs breiten Schultern und dichter Haarmähne und setzte mein Glas auf ....

Ein älterer, eleganter Herr von etwas verlebtem Aussehen; eine ältere, madame-artige Frau, albern stolz darauf, so standesgemäß zu fahren .... und dann — sie.

Ich hätte mir das nicht vorgestellt. Gelblich, rotäugig, schlaff, mit einem irritierten, hysterischen Zug um den Mund; unheimlich der alten Dame an ihrer Seite ähnlich, aber fast noch älter; kränklich, überdrüssig, nervös erregt, überangestrengt; — ich stand steif vor Entsetzen da.

Und starr in plötzlichem, verzweifeltem Schmerz.

Vorbei. Vorbei. In alle Ewigkeit. Diese triste, unheimliche Krankenhausgestalt ist es also, die ich zu einer Meerfrau und einer Löwin umgedichtet. Für sie hab' ich all die thörichten Qualen gelitten und bin schlaflos so manche hallucinierte Nacht dagelegen. —

Ich drückte schweigend Mark-Oliv die Hand und ging. Kalt und flau und schlaff, meines letzten Traumes beraubt; kahl gerupft, ganz kahl. Nichts mehr übrig. Es ist schlimmer, eines schmerzlichen Traums beraubt werden als einer angenehmen Wirklichkeit.

— — Ich hätte mein Leben dahingegeben, um sie als Bacchantin zu sehen, halbnackt und keck auf einem hohen Triumphwagen, mit Rosen im Haar und einem höhnisch-wollüstigen Lächeln auf den Lippen,

geleitet von zehn festgeketteten Anbetern, denen die Zunge aus dem Halse heraushing . . .

*

Dies war das Ärgste.

Nun habe ich nicht einmal mehr meinen Kummer übrig.

Bloß eiue ewig nagende Gewissensfrage: „Bist Du daran schuld?“ —

Doch im Gewissensbiß ein Tropfen geschmeichelter Eitelkeit — —

Und in der Eitelkeit ein Atom Selbstverachtung.

XII.

(November.)

Dies hoffnungslose Wetter. Regen und heulender Sturm; Klopfen und Lärmen mit den Dachziegeln und den Thoren; Getute in den Rauchfangrohren; Regengeknatter an den Fensterscheiben. Wetter zum Untergehen, zum Versinken, zum Hinabfallen; ertrinken; in den Akerselv hineintaumeln; finsterstumme Nacht; niemand würde den Todesschrei hören.

„Brausend zieht der Leichenzug
„Durch die Herbstesluft;
„Mephisto schreitet ihm voran
„Als Küster bis zur Gruft.

„Und wenn Du nicht mehr übrig hast,
„Woran Dich glücklich schauen,
„So tröste, tröst' Dich, lieber Freund;
„Dem Tode darfst Du trauen!"

XIII.

(2. Januar 87.)

Nun hab' ich eine Zeit lang hübsch geschwärmt; Theegesellschaften und Julbälle. — Man kann es aushalten.

Ich habe ja Fräulein Berner. Wird es zu traurig, so mag ich mich immer niedersetzen und mit ihr konversieren. Sie ist nicht dumm. Gottlob.

Aber heute Abend konnte auch sie mir nicht helfen. Ich war unmöglich. Die Langeweile überwältigte mich; die Leere wurde zur Tristheit, zur Qual, zu physischem Leiden.

Ich war „erkühlt".

— Ach, das ist noch schlimmer. Das ist schlimmer als alles. Das ist Tod und Abgrund. Das ist Amen und Schluß. Ich bin nicht mehr jung. Ich bin der ältere Herr.

Nicht mich suchen sie, die kleinen, tanz- und kußtollen Backfische. Sie schauen sich erst um, ob nicht irgend ein rotwangiger, männlicher Backfisch da ist, mit dem sich zusammenthun; und erst, wenn kein solcher zu finden, oder wenn er sich treulos zeigt und der langweiligen Marie der Hof macht, — kommen sie schmollend zu mir. Ich kriege die leeren Tänze. Und holen sie mich, so fühle ich es in jedem Wort und

sehe es in jedem Blick, sie thun es einzig und allein mit Rücksicht auf genannten männlichen Backfisch, — um ihn eifersüchtig zu machen. Meine Zeit ist um.

— O, ich kenne sie. Ich war selbst einmal zwanzig Jahre alt; interessant blaß mit einem kleinen, netten, blauschwarzen Seidenschnurrbart; just so zum küssen. Und man hatte allerlei Glück. Aber ... dumm, selbstverständlich. Begriff es nicht, wenn sie selbst sich mir aus vollen Schalen anboten; hatte Skrupeln, Prinzipien, Gewissen, — Feigheit. Feigheit nämlich. Die ganze „Moral" ist von schüchternen, ängstlichen Burschen gemacht worden, die es nicht wagten, einen Schleier zu lüften . . . oder auch von Herren meines Alters.

— O, wir Esel und Söhne von Eseln! Es giebt eine Zeit, wo man glücklich sein könnte, wo man Illusionen hat, warmes Blut; frische Nerven und ein junges Gehirn, — alle Bedingungen, um voll zu genießen und sich ganz hinzugeben im Rausch des Augenblickes, um Seligkeiten zu fühlen, die mehr wert sind, als alle Ehrwürdigkeit Methusalems. Aber da kommen die Moralisten. Hüte Dich! Denke an Deine Gesundheit! Denke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend! Denke an das Alter! Lebe alt, um jung zu sterben! — Und der junge Stümper, der schon von Natur aus scheu genug ist, verliert allen Mut. Sperrt sich in seine Kammer ein und phantasiert. Und seufzt. Und hat Gewissen.

Nun ist es zu spät. Nun kann ich weinen über die vergeudete Gnadenzeit. Dergleichen versteht man immer erst nachher. —

In solchem Grade bin ich „ältlich“, daß die Närrischkeit der Jungen mich schon zu ärgern beginnt. Ich nehme Anstoß daran, fühle mich in meiner Schamhaftigkeit verletzt, sittlich entrüstet. Hagestolzgalle, Altenmannseid! Es ekelt mich, all diese kleinen Künste zu sehen, all das Lügen, die Diebischkeit und lüsterne Niedertracht, die sie entwickeln, diese jungen Verliebten, um hinter eine Thüre zu schlüpfen, oder in eine Ecke, und sich an einander zu drücken . . . Sie sind im stand, den besten Freund zu verraten, Vater und Mutter an Ehre und Leben, um sich eine Minute lang mit feuchtem Munde zu schnäbeln oder einander zärtliche Fadaisen ins Ohr zu flüstern. Ich kenne all diese Kniffe, und wenn ich ihre Augen sehe, während sie heimlich auf leichtfertigen Verrat sinnen, da sind diese Augen wie Diebesaugen . . . gelb, siech; ganz wie die eines Kleptomanen, wenn er den Schimmer eines Silberlöffels wahrgenommen. —

— Wenn der Teufel alt wird, geht er ins Kloster. Schrecklich wahrscheinlich; was sollte der Stümper denn sonst beginnen?

XIV.

Der Ehemann Brun geht herum und wedelt und will aus mir herauskriegen, wieviel er mir eigentlich an jenem unglückseligen Junggesellenabend anvertraute. Er macht mir Spaß.

„Du sagtest, Deine Frau sei eine Xantippe,“ behaupte ich.

Er wird rot und feierlich. „Das kann ich nicht gesagt haben! Es ist häßlich von Dir, so was zu behaupten. Sie ist nämlich absolut das beste Wesen“ u. s. f.

„Sie kann nicht einmal Knöpfe an die Weste nähen, sagtest Du.“

„Na, solche Kleinigkeiten; glaubst Du, es existiert eine Ehe, wo man nicht hie und da ein wenig rauft?“

„Ach nein. Die Wahrheit zu gestehen, so erzähltest Du mir nicht mehr, als was jeder glückliche Ehemann beim dritten Glas Toddy erzählt.“

„Jesus, Du weißt ja ... Man bleibt ein Mensch, auch wenn man verheiratet ist; man kann ärgerlich werden und es giebt allerlei Reibereien; wenn zwei Personen mit einander leben sollen, ist immer eine gewisse Resignation erforderlich; aber rede Dir nur nicht ein, daß ich mit Dir tauschen möchte“ ꝛc. ꝛc.

„O nein. Eher passiert es, daß ich mit Dir tausche, — mir auch eine Frau anschaffe. So wenig hast Du mich erschreckt, Väterchen!“

Der ganze Bursche sah aus wie ein Seufzer der Erleichterung, und er wurde eitel Vertraulichkeit.

„Ja, Du solltest das thun. Man wird dieses Junggesellenlebens bis zum Ekel überdrüssig. Du weißt, in einer Ehe giebt es auch schlimme Zeiten; man geht herum und ist böse miteinander; zankt sich um eine Bagatelle, ja, bildet sich vielleicht ein, daß man sich gar nicht mehr mag! darauf kannst Du vorbereitet sein; ich muß es Dir nämlich sagen, all diese

thörichten, dummen Illusionen, diese sind das Schlimmste; eine Ehe soll absolut das Paradies sein und dergleichen. Man kann, meinertreu, finden, sie sei hübsch grauslich und unerträglich; recht schlimm kann Einem alles scheinen. Aber dann bemerkt man, wie *sie* so still und tapfer einhergeht und es aushält, Böses leidet, aber thut, als sei nichts, alle die langweiligen Alltäglichkeiten ruhig und geräuschlos verrichtet wie sonst; plötzlich mit irgend einem kleinen rührenden Zug kommt, welcher zeigt, daß sie eigentlich gern wieder gut Freund wäre mit diesem ihrem Brummbär .... Ja, plötzlich, eines schönen Morgens ist die Verstimmung vorbei und man sitzt umschlungen und ganz verwundert da und findet, es sei gerade, wie da man neu verlobt war! — Tja!"

Er sah rührend glücklich aus. Es war noch Glanz in seinen Augen von der letzten Versöhnungsscene.

„Und", fuhr er fort, „da fühlt man sich so beruhigt und sicher und wohl angebracht. Man kennt sie ja und weiß, wie durch und durch brav und gut und zuverlässig sie im Grunde ist, und weiß, daß sie ihren Mann kennt und seine Mängel und Fehler, ihn aber dennoch lieb hat .... Und das ist halt etwas, das man als Junggeselle niemals erleben kann."

— — Es ist so, wie er sagt. Die Zuverlässigkeit, darauf kommt es an. Das große, ruhereiche Zutrauen.

*

Pastor Löchen interessiert mich. Es ist also wirklich noch möglich zu glauben und in diesem Glauben Ruhe zu finden.

Wer „wieder ein Kind werden" könnte! — „Der Christ langweilt sich nie," hab ich irgendwo gelesen; — großer Gott, leben ohne sich zu langweilen! — Ich verstehe das gar nicht.

Jedoch aller Träume und Illusionen beraubt, leide ich durch das, was mir fehlt und friere in dieser Weisheit der „Erkenntnis", daß man „nichts wissen kann". Diese aeterne nox sine luce läßt sich mit einer gewissen Flottheit ertragen, solang man jung ist und noch eine Hoffnung übrig hat; wenn man aber alt wird und vereinsamt, so ist sie ängstlich und voll Gespenster. Das Ärgste ist, das alles so gleichgültig wird; wenn man mit den Weibern fertig ist, bleibt Einem nicht groß mehr übrig. Gar nichts, was da hilft. Alles einerlei; nicht einmal mehr ein Unterschied zwischen gut und böse. Ich sehe nur mehr eine Frage, die mich interessieren kann, — die nämlich, wie man auf die beste Art stirbt. —

„Die Wahrheit?" Giebt es auf der Welt etwas Gleichgültigeres als die Wahrheit, nachdem man weiß, daß man nichts wissen kann? Und wenn man nicht das Beste erreichen kann, so resigniert man sich auf das Nächstbeste. Kann ich nicht die Wahrheit haben, so werde ich dankbar sein für . . . Frieden.

*

Merkwürdig, wie diese Liebe von mir förmlich weggewischt ist. Ich bin so kalt geworden, so kalt!

Es schmerzt nur ein klein wenig im innersten Innern, dort wo der Traum seine Wurzeln hatte.

— Wenn es überhaupt Liebe war! Das ist's ja, was ich fürchte. Es war vielleicht nur „Pan". Die große Sinnlichkeit. —

Armes Mädchen! Nun geht sie und plagt sich mit der Frauensache und anderer Barmherzigkeit. Das ist wohl für sie, was der Becher für mich ist, ein Betäubungsmittel. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage" — —

*

Ich gehe ziemlich oft zu Löchen und die Leute beginnen mich mit Fräulein Berner zu verheiraten.

Das weiß sie; so weit kennt sie die Welt und Karl-Johann.*) Und wenn sie mir dennoch das gleiche, unveränderliche Wohlwollen zeigt, so kann sie wohl nichts Besonderes dawider haben. Sie wäre imstande, „ja" zu sagen, wenn ich ihr meinen Arm zu einer „Vernunftehe" antrüge.

Und warum nicht?

Ich habe nichts gegen sie und ich habe das Zutrauen. Nimm Dich dies einemal zusammen, Gabriel; rette Dich in den Hafen! Sie wird eine präsentable Frau, eine verständige Freundin und nachsichtige Gattin sein; das ist's, was Du brauchst. Ruhe, Sicherheit; ein gutes Heim; geordnete Verhältnisse; ah! es wäre an der Zeit. Endlich irgendwo hingehören . . .

---

*) Die Karl-Johann-Straße: die „Boulevards" von Kristiania, der Korso, der Mittelpunkt der „schönen Welt".

Einen merkwürdigen Griff hat sie, um mich zu behandeln. Und das ist es wohl eigentlich, was wir wollen, wenn wir heiraten: jemanden kriegen, der uns zu behandeln versteht. Die Nervenharfe zu stimmen versteht. Es ist ihr eigenes harmonisches Wesen, das wirkt, sich mitteilt. Dann weckt der klare Accord alles, was von Tonmöglichkeit in seiner Nähe zu finden ist, zu Mitklang und Zusammenklang.

Auch ihre Religiosität spricht mich an. Es ist etwas altväterisch Treuherziges und Sicheres darin; „wenn ich mich zur Ruhe lege, Engel um mein Lager stehn" . . . das ist etwas anderes als Gespenster und „spirits". So ein alter, vererbter Familienglaube ist wie der Anker im schwankenden Schiff; Gott weiß, ob sie mich nicht zur Ruhe beten könnte, wenn eines Tages die große Angst kommt. —

*

Dieser friedliche, labende Gedanke an ein eigenes Heim! Wie ein erleuchtetes Fenster im Dunkel der Winternacht lockt er und mahnt und zieht bezaubernd den einsamen, halbverkommenen Wandersmann.

Ich sage allen Schwärmereien und allen Backfischen ein herzliches Lebewohl. Ich will mich ausruhen und träumen am eigenen Herd.

Geschmack, Gemütlichkeit, Komfort; eine alte Wanduhr und eine alte Bibel . . . und in der Ecke der Wohnstube ein kleines Klavier, in dem all die tausend

weichen Melodien schlummern und all die Accorde, welche die Seele zur Ruhe singen. —

Ich will heiraten.

XV.

Glücklich der Mensch, der einen Freund hat, welcher nicht zum Schluß mit einem Wechselblankett kommt und ihn zu unterzeichnen bittet.

Feinde sind schlimm, Freunde noch schlimmer. „Wozu will er mich gebrauchen?“ ist das einzige, was ich denke, wenn jemand kommt und sagt, er sei mein Freund. —

Dieser schreckensvolle Kampf ums Dasein macht, daß wir nicht einmal Freunde sein können. Wir sind gezwungen, einander zu benützen, einander auszunützen, zu gebrauchen, zu mißbrauchen, einander zu betrügen, und sobald wir dreißig Jahre alt sind, trauen wir keinem Menschen mehr.

Wenn ich nun aber heiraten sollte, müßte ich selbst mit dem Wechselblankett zu alten Freunden gehen. Meine Finanzen sind in der herrlichsten Unordnung. Sie hat hübsch viel Geld, sagt man; man will aber doch nicht wie ein Bettler kommen und bei seiner Braut Münze schlagen.

Außerdem — wer weiß! In diesem kreditfähigen Lande erweist es sich in der Regel, daß jeder „reiche“ Mensch bei näherem Zusehen accurat — nur die Kleider auf seinem Leibe besitzt.

Ich würde riskieren, die Antwort zu kriegen: „Ach, Du, von dem Reichtum ist nicht eben viel mehr übrig.“ Vielleicht hat sie — wie ich — eine alte Tante, durch deren Tod sie Aussicht hat, 6000 Kronen zu erben . . . vorausgesetzt, daß der alte Heiligenmichel, bei dem die mehrerwähnte Tante wohnt, sie nicht auf ihrem Sterbelager unter Gebet und Anrufungen dazu vermocht hat, das Testament zu seinen — des Heiligenmichels — eigenen Gunsten abzuändern. —

*

„Ja-ja, ja-ja! Sie können es doch probieren!“ schreit Dr. Kvaale; „Sie mißgedeihen als Junggeselle, und da kann es ja des Experimentes wert sein . . . Der Strick bleibt Ihnen als letzter Ausweg noch immer übrig!“

*

Im Negativen haben alle recht, — auch die Theologen.

Wie Löchen sagt: mit den „Garantien für die Verläßlichkeit der Erkenntnis“ steht es auf der ganzen Linie elend. Selbst die Philosophie, deren Aufgabe es ja eigentlich sein sollte, diese Garantie zu schaffen, baut auf einer unbeweisbaren Voraussetzung. Nämlich auf der äußerst gewagten Annahme, daß wir überhaupt etwas zu erkennen vermögen.

Was ist rot? — that is the question. Die Antwort existiert nicht eher, als bis das Gehirn für

sich selbst durchsichtig geworden, . . . ein Auge, das in sich selbst hineinzusehen vermag.

In dem Dunkel, welches jetzt herrscht, . . . wir sind nicht imstande, hinter unser eigenes Bewußtsein zu kommen . . . wird es vielleicht unsere einzige Rettung, uns zur Wahrheit „vorwärts zu fühlen“, sie zu ahnen, unserem Instinkt zu folgen, wie das Insekt seinem Fühlhorn.

*

Diese abscheulichen Poeten, — besonders diese Franzosen, . . . ausgelebte, elende Kerle, die all ihre widerliche Hypochondrie in uns hineinschwätzen, und ihre Milzsucht und ihre Rückenmarkszehrung und ihre alte „vérole“, was sie dann allesamt mit großen Namen aufmutzen und Welterfahrungen nennen, Wirklichkeitstreue, Pessimismus ... ich hasse sie ganz einfach.

Ich will heiraten und Marie*) lesen.

*

„Recht stilvoll“ soll das Dasein nach und nach werden, verspricht Jonathan, — wenn wir geduldig sein wollen, und mäßig und selbstverleugnend, und uns nur immer mit der Lösung jener Fragen beschäftigen wollten, die zu „lösen sind“.

Ich verstehe, daß man von all dem Maßhalten kann müde werden. Es sind Kräfte und Wünsche in uns, die mehr verlangen. —

*) „Marie“ ist eine Norwegerin, welche sehr „passende“ und fromme Erzählungen schreibt.

„Glück! Glück! verlangt es da. — „Soviel Glück wie möglich," antwortet der Engländer. — „Ja, aber das brauchen wir nicht," erwidert es da; „wir verlangen Glück!" — „Well, well! soviel wie möglich," wiederholt der Engländer. — Wenn man da schließlich wütend wird und sagt: „Dann lieber unglücklich sans phrase!" . . . Ich kann es verstehen.

Geduld ist eine Kleinbürgertugend. Ich bin es überdrüssig, zu resignieren.

*

Fanny hat mich nie geliebt. Es war nichts anderes als des fünfundzwanzigjährigen Weibes hysterisches Bedürfnis nach einem Mann.

Daher meine Kälte. In ihrer Nähe war ich gleichgültig. Hätte sie mich geliebt, so hätte sie mich mitgerissen; nur dem kalten Weibe gegenüber behält der Mann seine Sinnesruhe.

Hinter Fräulein Berners beherrschtem Wesen steht mehr echte Wärme als hinter Fannys gespielter Liebe.

*

(Champagnerstimmung.) Alter Silberschmuck macht mich ganz toll. Ich schenke zehn Jahre meines Lebens für eine Sammlung von Broschen und Filigranarbeiten. Redacteur Klem gab die gewöhnliche Soirée dansante zum Geburtstage seiner Frau . . . „meine Frau, sehen Sie, das ist nun einmal etwas ganz einzig dastehendes" . . . und da trug Fräulein Berner

so einen wirklich stilvollen, alten Silberschmuck, — über Lübeck her vor vier Geschlechtern eingewandert, sagte sie; ganz einfach prachtvoll! Ich verliebte mich in sie bei diesem Anlaß; ich heirate sie, nur damit ich Eigentümer dieser Brosche werde. —

Alte Silberfiligranschließen — und altes Porzellan — und alte Bibeln — und alte Kirchen — und alte Geigen — und alter Wein . . . und junge Mädchen; junge, elegante Frauen auch, zugegeben . . .

„Voll Wunder die Erde,
Prächtig der Himmel, —
Schön ist der Seele Pilgrimsgang;
Durch die herrlichen, weiten
Reiche der Erde
Geh'n — Gott weiß wohin — wir mit Gesang."

*

Heute Abend hätte ich auf ein Haar gefreit.

Es kam so natürlich im Lauf des Gesprächs, daß die Frage mir schon auf der Zunge schwebte: — „und wir zwei, Fräulein —?"

Jedoch in diesem Augenblicke wendete sie den Kopf so, daß ich plötzlich bei dem einen Mundwinkel die beginnende Altjungferfalte sah, o ... zu sehen glaubte.

Die Frage welkte hin. —

— — War sie übrigens, wie sie zu sein pflegt, heute Abend? Ich hatte ein paarmal die unbestimmte Empfindung, vernachlässigt zu sein.

Ich muß mich zusammennehmen, jetzt oder niemals. Keine kleinlichen Rücksichten mehr. Das eigene Heim

winkt mir, ein gemütliches, stilles, gebildetes Heim, in welchem der Frieden wohnt, wo Harmonie herrscht in jeglichem, in den Stimmungen der Seele wie in den Farben der Gemächer. Es ist ja nicht eine Geliebte, die ich begehre, nur eine Frau, welche Stil hat und ein gebildeter Kamerad ist. Und ich kann mir Elisa Berner gerade in dieser Rolle denken.

XVI.

(10. April 86.)

Ja wohl; Fräulein Berner war anders gegen mich in der letzten Zeit, und heute Abend komme ich nach zweitägigem Wegbleiben hin und höre, daß das Fräulein abgereist ist. Nach Bergen. Ein „freundlicher Gruß" war für mich da und für „alle die anderen ausgezeichneten Freunde in Kristiania".

Frau Löchen (die ihre Schwester ist und nicht ihre Cousine) war glücklich und nahezu gerührt. „Denken Sie sich, es ist wirklich ein ganzer Roman; ihre Jugendliebe, der Mann, für welchen sie sich interessierte und der all diese Jahre in Bordeaux drunten gelebt, ist vor kurzer Zeit Witwer geworden; aber Elisa ward nicht vergessen, und schließlich reiste er nach Bergen, um zu hören, wie es stehe, und eines schönen Tages erhält Elisa ein Telegramm: „Ich erwarte Dich in Bergen, — komme, — wenn Du wirklich jemals an mich gedacht hast." Und da können Sie sich vorstellen, — Elisa überlegte sich es nicht erst lange. Sie hat wohl immer an ihn gedacht, die Arme."

Ich saß da und gaffte so ziemlich dumm, brach dann in Lachen aus. Frau Löchen sah mich erstaunt und beleidigt an und der Besuch wurde ziemlich kurz.

*

Diese Weiber, diese Weiber!

Sie heiratete dennoch aus Liebe. Das mit der Vernunftehe war also bloß eine Nottheorie, erfunden, wie all diese Not- und Resignationstheorien, zu Trost und Hilfe in den schlimmen Tagen, wo das, worauf sie ihr Vertrauen gesetzt, im Stich ließ und zerbrach. Und die Liebe herrscht und siegt immer noch fort, trotz aller Hagestolzbetrachtungen und Altjungfertheorien, trotz aller Philosophenweisheit und trotz aller bitteren Erfahrungen, und die Menschen gehen in aller Ewigkeit und roboten in ihrem Joch und machen sich zu Narren und Eseln und Hornvieh.

Aber jene, die nicht unter diesem Joch roboten wollen, sie sind noch größere Narren und noch größere Esel. Jetzt werde ich thun, wie mein seliger Vater: mir ein Landmädchen suchen, mit der ich den Totentanz antreten kann; denn mit einem Weib geht der Mann unter und ohne Weib kann er nicht leben. —

Denn so hat die Weisheit der Natur es eingerichtet: daß das eine arg sein sollte, doch das andere ärger, auf daß alle können unglücklich werden und mit einander in Schmerzen seufzen bis zu dem Erlösungstage, an dem die Beule dieser Erde mit Feuer wird hinweggbrannt sein.

*

Ich hatte mich nun an den Gedanken eines eigenen Heims gewöhnt gehabt; ich glaubte nahezu, daß ich im Hafen sei und diese beschwerliche und freudenlose Junggesellenfahrt jetzt ihrem Ende nahe.

Unter welchem verdammten Stern bin ich geboren? Oder stand eine böse Fee an meiner Wiege, welche sagte, daß ich wohl „erreichen" solle, was gute Feen mir versprochen hatten, daß das Gewünschte aber, wenn ich danach griffe, mir immer aus den Händen gleiten möge?

Warum muß ich solch ein Halbmensch sein? Warum diese beständige Lahmheit im Beschlusse, dieser Mangel an Fähigkeit, den rechten Moment zu erfassen, diese geistige Paralyse; warum soll ich immer wie ein Thor hinweggehen von des Lebens Tisch, weil ich mich nie bestimmen kann, daran Platz zu nehmen, ehe die Sitze eingenommen wurden?

*

Ich gebe es auf. Ich mag nicht mehr. Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß ich in der Einsamkeit zerbröckeln soll. Meine vorgeschriebenen Quanta trinke und mit mir selber rede. Eines Nachts betrunken ins Meer taumle oder an einem Schlaganfall in meinem Bette sterbe. Niemand ist zugegen, der den Arzt holen könnte; der Todesfall wird erst zwei Tage später bemerkt; da bricht man die Thüre auf und findet mich mit angstaufgesperrten und gebrochenen Augen liegen. —

So setze ich mich denn also geduldig im Departementbureau auf meinem Schreibebock zurecht und gehe aller gebornen Kopisten Gang. Vergilbe langsam wie ein Vogteiakt. Sitze jeden Abend im Grand Café in meiner Ecke mit einem Zeitungsblatte in der Hand und thue, als folgte ich mit, thue als lebte ich. Warum denn nicht? Es giebt viele, die auf solche Art durch die Welt schleichen. Ich tauge zu nichts anderem; so werde ich doch wohl dazu taugen. Das ist in seiner Weise ein friedlicher Gedanke; — wenn ich das Leben aufgebe, so werde ich nie mehr in diese Situationen kommen, mit denen ich nicht fertig werde.

Nun ruhe, Bürger; es ist wohl verdient. —

XVII.

(Juni 86.)

Es ist vorbei mit der Zeit, da ich trank, um heiter zu werden. Nun verlange ich bloß, nicht traurig zu sein. Das Leben ist ein beständiger Abschlag im Preis.

Aber es geht nicht. Diese verdammte Sommerzeit mit ihrer Wärme und all dem langweiligen Licht taugt nicht zu derartigen Übungen.

Eigentlich hat jede Jahreszeit ihre Last. In den dunklen Monaten regiert der Alkohol. In den hellen sind es die Frauenzimmer.

Nur für die Tugend hat Gott in unserem Kalender keinen Monat eingerichtet.

Jemanden, der mir Mathilden ersetzen kann, finde ich ja doch nicht. Wo Teufel soll ich wieder ein bißchen Galgenhumor hernehmen?

Alles wohl erwogen, war ich in der letzten Zeit ganz gemein feierlich.

Auf, Seele, und schlage die Saiten! Söhne von Norwegen; letzhin hab' i a Geis abg'fanga; lächelnde Hoffnung; Ola Hoyland ist durchgebrannt — —

XVIII.

(September.)

Die Kreise, in welche Fräulein Berner mich eingeführt, halten auf mich, und das ist gut. Das bißchen Gesellschaftsleben macht stramm und stumpft ab. Die Leute, welche ich da treffe, sind mir allerdings sehr gleichgültig. Aber ich habe auch nichts gegen sie. Es ist guter Durchschnitt. Solide Grundsätze und patente Magen. Hie und da eine Sie, die sich kann sehen lassen. Prächtige, gemütliche, fade Menschen.

Aber wie lange ich es aushalte —? — Es ist anstrengend. Herumgehen und thun, als sei man dabei, thun, als interessiere man sich . . . eigentlich habe ich nie vorher gewußt, was Gleichgültigkeit heißt. Es ist nicht bloße Indifferenz. Zu ihrer rechten Höhe potenziert ist Gleichgültigkeit ein positives Leiden.

Ich unterscheide nicht länger zwischen den verschiedenen Gesellschaften und Zusammenkünften (Bälle eingerechnet); es ist für mich alles der gleiche Nebel mit Schatten darin. Wenn man es nicht länger zum

Verliebt sein bringt, bleibt nur eine große Aufgabe mehr übrig: das Gähnen ersticken. Das geschieht wohl am besten mit Hilfe des Alkohols; durch Champagner wird man sogar lebhaft. Macht Witze und spricht Litteratur. Wenn man vielleicht endlich den Dampf ganz ins Hirn bekommen, ist die Geschichte just aus. Man begleitet die unvermeidliche ältere Dame nach Hause, hält sich für den verlornen Abend durch eine mehr oder weniger große Dummheit schadlos und schwankt dann beim ersten oder zweiten Hahnenschrei müde und angeekelt zu seiner Höhle heim.

Und wenn man heimgekommen, so ist alles kalt und öde und leer und dunkel, wie der Schlupfwinkel des Wolfs, wie der Eule Nest. Zehnmal lieber eine Gardinenpredigt; diese würde in jedem Fall mit einem Kusse enden. Und selbst die wütendste Gardinenpredigt bedeutet ja nur, daß jemand existiert, der uns erwartet hat, daß jemand existiert, für den unser Leben und Treiben Interesse hat, ein Menschenherz, das an unserem Dasein Anteil nimmt . . . Ach, dies ewige Entsetzen und Grauen, überall fremd zu sein! —

— — Nun ist es fünf Uhr. Gute Nacht, Welt. Draußen beginnen schon Schritte zu hallen. Die glücklichen Menschen! Sie haben von zehn Uhr an geschlafen und wollen nun hinaus, etwas schaffen. Etwas Nützliches, etwas, das Zweck hat. Ah! wer ein Fabriksarbeiter wäre! Abscheuliche, widerliche Wesen sind wir, wir Parasiten der Gesellschaft . . .

Geh' und leg' Dich hin, zum Kuckuck —

*

„Es wurde also doch nichts aus Ihrer Heirat?“ gellte Dr. Kvaale heute Abend auf dem Heimwege von Jonathan.

„Nein,“ sagte ich. „Ich überlegte mir's. Das heißt, ich überlegte es mir zu lange.“

„Ja, ja,“ sagte Kvaale; „ich kann dazu wohl eben so sehr gratulieren wie kondolieren.“

„Na! ganz, wie Sie wollen.“

— — „Sie haben ein bißchen zuviel gelebt,“ fuhr er nach einer Weile fort, „und sie . . . hat wohl nicht gelebt. Ehemänner in solcher Stellung . . . gehen gewöhnlich ad undas. Eine halbwegs anständige Geliebte, — ich meine, eine halbwegs vorsichtige, — das ist für Männer Ihrer Art dennoch das Klügste.

„Ja, wenn ich nur eine finde, die mir nicht gar zu gleichgültig wäre.“

„Aha,“ murmelte er.

„Nein, nein; nicht gerade so zu verstehen . . . Ich meine bloß, daß ich mit der Junggesellensentimentalität noch nicht recht fertig bin.“ — —

*

„Man muß verstehen, es sich so einzurichten, daß zwischen Genuß und Leiden ein so gewiß annehmbares Verhältnis entsteht,“ — sagte ich einmal zu Fanny.

Sie antwortete: „Ja, wir Frauen können das jedenfalls nicht. Wir müssen das Leben nehmen, wie es uns von allen möglichen Anderen eingerichtet wird.“

Sie hatte recht, — nicht bloß, soweit es die Frauen betrifft. Sie hatte unbedingt recht. Beständig

ist es das Kind, das recht hat und der Weise, der faselt. Das war aber auch eine Phrase: „sich einrichten!"

Nein; das Leben wird für uns eingerichtet — von allen möglichen Anderen. Es geht jedem von uns, wie der Herr zu Simon sagte: „Sie sollen Dich aufbinden und Dich dorthin führen, wohin Du nicht willst." Ich erinnere mich noch, wie mich das Wort mit Schreck erfüllte, da ich als kleiner Junge es in meiner biblischen Geschichte las. Es legte sich mir auf die Brust wie Asthma; ich konnte nicht atmen. „Dich dorthin führen, wohin Du nicht willst!"

Nicht bloß ist das Leben „für uns eingerichtet", sondern wir selbst sind uns gegeben. Ich weiß nicht, wer mich geschaffen hat, in allen möglichen Hinsichten mich vorausbestimmte. Er setzte dies und das bestimmte Verhältnis zwischen Können und Wollen, zwischen Lust und Kraft fest; er legte diese und jene Triebe in dieser und jener Stärke mir ins Blut, und zum Herrn dieser Triebe bestellte er ein Ich, das gerade dies und das bestimmte Vermögen hat, sich in einen Beschluß zu konzentrieren.

Dann setzte er den Mechanismus in Gang, und je länger dieser geht, desto mehr wird er das, wozu er veranlagt war. Was von Anfang an schwach gewesen, wird angestrengt und immer schwächer; desto übermächtiger entwickelt sich das, was von Anfang an stark war. Und schiefer und schiefer geht alles, bis endlich eine Feder oder eine der Achsen springt. —

Nicht mit dem besten Willen kann ich das Grundverhältnis ändern, welches das Individuum G. Gram

konstituiert; mein Wille ist nämlich abhängig von diesem Grundverhältnis. Gabriel Gram sein, das will sagen: nichts anderes sein wollen als Gabriel Gram. Ich sehe meine Mängel; aber durch diese selben Mängel ist auch mein Wille bestimmt; er kann also nicht über sie hinaus wollen. Durch starke Suggestionen kann er dazu getrieben werden, den Versuch zu machen; doch der Ausfall ist nur derselbe Fehler in neuen Formen. Der bekehrte Schlingel ist und bleibt ein Schlingel; nur übt er nun seine Schlingelstreiche in Gottes Namen.

Wenn ich von Uranfang an so krankhaft veranlagt bin, so disharmonisch im Grundsystem, — in Hirn, Nerven, Rückenmark, Ganglien, — daß alles für mich Leiden wird; wenn mir eben von Uranfang des Schweines und des Philisters ruhiger, gottergebener Sinn mangelt, so kann ich nicht Philister oder Schwein werden, so gern ich auch „wollte“; zuguterletzt bin ich nämlich gar nicht imstand, es zu wollen. Ich kann Georg Jonathan bewundern, ich kann ihn beneiden. Jedoch er sein wollen, — das kann ich nicht.

Und so wird das Leben für mich Leiden, — mit allen möglichen Versuchen, die ich machen mußte, um mich „einzurichten“.

— „Leiden ist auch Genuß,“ sagt Jonathan; „es ist für das Leben, was das Salz für die Speisen!“ — Das mag für den Gesunden gelten, dessen Leiden eben weder besonders tief, noch besonders anhaltend sind, — vorübergehende mehr oder minder gewaltsame Unwetterschauer, die den nachfolgenden Sonnenschein um

soviel schöner machen. Aber das gilt nicht für jenen, bei dem Leiden das Normale ist. Nicht für den, der so veranlagt ist, daß er die Freude nur negativ genießen kann, d. h. die Entbehrung fühlt, wenn sie verschwindet, doch nicht das Glück, wenn sie gegenwärtig; nicht für denjenigen also, dessen Leben zwischen Langeweile und Entbehrung hin und her oscilliert. Für ihn ist das Leiden nicht das Salz in der Speise, sondern der Wermut im Becher; es ist nicht nur an und für sich bitter, sondern verwandelt auch die Freude in Bitterkeit.

„Ein annehmbares Verhältnis zwischen Freude und Schmerz," wenn der Schmerz = Schmerz und die Freude auch = Schmerz! Ist es nicht merkwürdig, daß ein erwachsener Mensch so etwas sagen kann? —

XIX.

(Neujahrstag 1887.)

Dies ewige Einerlei! Dies abwechslungslose, begebenheitslose Grau-in-Grau, welches macht, daß ich herumgehe und mich mit meinen Dummheiten von gestern und vorgestern quäle, weil niemals etwas geschieht, das einen Unterschied setzt, ein Punktum und Finale und frisches Kapitel macht, Absolution schenkt und Vergessenheit für gestern und vorgestern, indem es alle Welt zwingt, an etwas anderes zu denken! Ich begreife, daß man einen Mord begeht, um die

kleine Taktlosigkeit vergessen zu machen, die man kürzlich verschuldet hat, und mehr als einmal wünsche ich den Untergang der Welt, auf daß meine Dummheiten zugleich mit mir zu Grunde gingen.

Was hilft es, daß ein Jahr untergeht? Es geht unter, besteht aber dennoch, wie die Erinnerung an einen Toten.

Sünden können vergeben werden. Aber Dummheiten? Welcher Gott sollte sie vergeben? — Die muß man sich selbst vergeben, und bei sich selbst existiert keine Vergebung. Nur Vergessenheit; aber Dummheiten sind so schwer zu vergessen. Unsere Vergeßlichkeit ist da unzuverlässig. Vergessene Dummheiten sind wie versunkene Leichen; eines schönen Tages tauchen sie wieder empor. Gar manchmal bleibe ich mitten auf meinem Wege stehen, stöhne laut auf und beiße mir in die Zunge; da bin ich in den Wassern meiner Erinnerung auf solch eine emporgetauchte Leiche gestoßen, — eine alte, vergessene Dummheit, die plötzlich da liegt und mich mit gleißenden Zähnen anlacht.

Es giebt Menschen, denen ich das Leben wegwünschen könnte. Was haben sie mir gethan? Sie waren einmal Zeugen, daß ich mich dumm oder schlecht betragen. So oft als ich höre, daß solch ein beschwerlicher Zeuge zum Himmel gefahren, fällt mir ein Stein vom Herzen. Wüßten die Menschen, welchen Dienst sie einander erweisen, indem sie sterben!

— — Warum zum Satan mußte ich dies Glas zuviel trinken! In diesen Umgebungen, unter diesen Umständen! — Öffentlichen Skandal vor einer ganzen

Gesellschaft, . . . einen Mann, wie Pastor Löchen, in solcher Simplexmanier ausschelten, ... Volksagitatorengeschwätz, Arbeiterverein ... „Nicht Gold, nicht Silber, noch Kupfer in eueren Gürteln" ... brr! — Dummheiten; Dummheiten, ... vergessen; ihn nie mehr sehen — —

*

Georg Jonathan hat recht. Erst ruiniert man systematisch seine Nerven; ist man dann krank, so wird man Pessimist und sagt: die Welt ist eine Wüste. Und da die Welt eine Wüste ist, so muß es ein Paradies geben; denn sonst wird das Leben sinnlos!

Allein da diese Logik etwas zweifelhaft ist, so braucht man Hilfe, um glauben zu können. Die einzige Hilfe, die sich auftreiben läßt, ist natürlich: der Anderen Glaube; daher mietet man sich Priester und Polizei, und plötzlich glaubt die ganze Welt an das Paradies. „Aber was alle Welt glaubt, das muß doch wahr sein!" — sagt der Kranke.

Und so beherrschen sie kraft ihrer Krankheit die ganze Welt, und wenn jemand ihr Gewebe mit gesunden Augen betrachtet und sagt: „das ist ja kein Gewebe; der Kaiser hat ja keine Kleider an!" — so schütteln sie den Kopf und sagen: „hinaus mit ihm! er ist nicht tief!"

*

Ach ja; wir sind krank.

Wir lähmen die ganze Menschheit mit unserer Hilflosigkeit. Unsere Hypochondrie soll für Weisheit

gelten; unsere Hallucinationen sollen Offenbarungen sein. Wir Kranken haben bloß eines zu thun, nämlich zu sterben; die Welt gehört den Gesunden, den Starken, den Lebensmutigen. —

Ich setze mich zu meinem Giftbecher und beschleunige den Prozeß. Dem Leben Skaal! Die Kranken pereant!

*

„Eines vergessen Sie immer, Jonathan: wenn die Menschen einmal so glücklich sind, so werden sie sich zu Tode langweilen! Sollen wir das Leben ertragen, so müssen wir es ein wenig schlimm haben. Ein hungeriger Mann bringt sich nicht so leicht um; er hofft beständig, daß er doch Gelegenheit finden wird, sich satt zu essen, doch der reiche Mann, welcher jeden Tag herrlich und in Freuden lebte, er ging spornstreichs zur Hölle, natürlich; Langeweile einerseits, ein ekles Gewissen andererseits“ . . .

„Er wäre nicht zur Hölle gegangen, wenn er an die drei, vier Stunden im Tag gearbeitet hätte,“ meinte Jonathan. „Das ist die Sache, meine Herren. Arbeiten; im vollen Ernst; nicht als Sport; nicht so, wie man im Ministerium arbeitet; nein, arbeiten, wie der Schmied arbeitet, oder wie der Bauer arbeitet, um zu produzieren, zu schaffen, zu formen; Künstler sein, Gott, Schöpfer und Sklave ein paar Stunden im Tag; auf diese Art allein erhalten wir die Genußfähigkeit frisch; und auf diese Art allein erhalten wir das Gewissen in Ordnung.“

Dr. Kvaale nickte. „Ja, wäre nicht diese Idee von der Arbeit,“ sagte er, „so gäbe ich kein Öre für Ihre Zukunftsgesellschaft.“ — —

— — Hja; arbeiten . . .

Sehr vernünftig in mancher Richtung, höchst wahrscheinlich; aber — das fiel mir erst später ein — : wer soll da weiße Hände haben?

Eine lange, weiße Hand ist das schönste auf Erden. Wer wird schöne Hände haben, wenn alle Menschen jeden Tag in der Schmiede stehen?

Das mit der Arbeit ist eine Wollfrieß-Idee. Ich mag sie nicht.

*

Komödie! Komödie spielen! Das ist das einzige bißchen Vergnügen, das ein Mensch von Bildung hat.

— — Ich stehe auf, trinke eine Schale Kaffee — kalt, — wasche mich und nehme eine kalte Abreibung. Frische Wäsche von Kopf bis Fuß. Meinen elegantesten Dreß. Glänzend reinen Kragen; blendend weiße Manschetten, Cylinder, Handschuhe, Augenglas, Stock. Dann zum Barbier; werde rasiert und frisiert; bei schwierigeren Fällen ins Bad, wo man sich einer gründlicheren Reinigung unterwirft; kalte Douche darauf. Dann ein Frühstück mit Schnaps im Grand Café. Hierauf zündet man seine Cigarrette an und geht hinaus auf die Karl-Johann-Straße und grüßt die tugendhaften Damen.

Wer sollte es da glauben, wenn man ihn sieht, daß dieser selbe stramme, elegante Herr heute nachts

gegen zwölf in einem zweideutigen Restaurant saß und mit einer Marguerite Portwein trank?

— — Die tugendhaften Damen grüßen ihn mit sehr viel Achtung.

*

„Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Ich liege hier und lese einen deutschen Optimisten, welcher beweisen will, daß das Leben gut ist und das Dasein „sittig“ und die Zukunft ein Rosengarten ... und der Lebensüberdruß drückt auf mich durch die Nerven wie eine Lahmheit und wühlt mir im Magen wie eine dumpfe, dumpfe Angst.

*

Schade, daß Dr. Kvaale so in Anspruch genommen ist; sonst ginge ich mehr mit ihm um. Aber er hat die sicherste Praxis, die es giebt; er ist Spezialist in sexuellen Krankheiten. —

Wunderlicher Mensch!

Ich bringe ihn nicht dazu, von anderem zu sprechen als von allgemeinen Fragen; — er redet sogar über Politik. Er ist im ganzen genommen ein gescheiter Mann. Er kommt mit Georg Jonathan gut aus. Sein Hauptinteresse ist „diese Liebe“, und er ist tüchtig „bohêmisch“, obschon nicht gerade so naiv, wie die Bohêmen selbst.

Jedoch mit all seinen Allgemeininteressen ist er so verschieden von Georg Jonathan, wie nur irgend

möglich. Er ist eigentlich näher verwandt mit mir. — Daß bei ihm etwas dahintersteckt, merkte ich erst, als ich entdeckte, er habe seine „Perioden“. Mit kürzeren oder längeren Zwischenräumen kommen sie; sie sind nicht langwierig; drei bis vier Tage etwa; da ist er für niemanden zu treffen, sitzt daheim und ist „krank“, — d. h. er trinkt. Und wenn ein Mann wie er dem unterliegt, da hält man inne und kriegt Furcht — wie vor etwas Schicksalsschwangerem. Das bedeutet, daß im innersten Innern hinter all diesen Gardinen eine einsame Menschenseele sitzt, halb toll vor Angst und Grauen, schwindelig vom Hineinstarren in das ewige Dunkel. —

*

„Das erste, was Du thun sollst, Mann,
Ist sterben,
Wenn Du schön Mägdlein nimmer magst
Umwerben . . .“

sang Thorvald Lammers heute Abend.

„Dann ist es aus, mein Held, mein Lieb’,
— — — — — — —
Bist ausgebrannt; was übrig blieb,
Ist Asche,
Ist Asche — — —“

Ich kriege es nicht mehr aus dem Ohr — Asche, Asche; sterben, sterben . . . Erdgepolter auf dem Leichensargdeckel! Trauerwirbel auf umflorter Trommel. Leer, schlaff, pfutsch. Nichts übrig. Eingraben, eingraben: ein großes Loch und Erde drauf, viel Erde drauf; er riecht schon.

Jung und schlank gegliedert hüpft die Nymphe halb versteckt vom Waldesgrün und Morgennebel zwischen Faun und Bockfuß im lüsternen Tanz; kann ich sie bald hervortauchen und wieder verschwinden sehen, hervortauchen und verschwinden; kann ich die weichen Rundungen der geschmeidigen Glieder sehen und den Verstand nicht verlieren, nicht hintaumeln in panischer Begeisterung und panischem Rausch, in wirrer, zeugender Lebenslust; kann ich ihr süßes, gefährliches Lächeln sehen, dies schmerzlich-wollüstige, leichtfertig-tiefe, ohne toll zu werden nach Küssen, sehnsuchtsiech nach Hochzeit und wilder Umarmung; was bin ich da anderes als eine nasse Fischerjoppe und ein verendetes Schaf? — Ein tiefes Loch und Erde drauf; viel Erde drauf; er riecht schon; — Herr Du mein Gott, er riecht schon. —

— — Wunderbar, herrlich schön, fürchterlich bist Du, Du unschuldiger Selbstwiderspruch, den wir Weib nennen! —

Dieser ewig verlangende und gebärende Mutterschoß; dieser allverschlingende und allhervorbringende; Leben und Tod; das Meer. Das Teuflische und Himmlische in einer Person, die Sünderin und die Mutter; Eva und Madonna!

Du bist aus meinem Leben getreten, welches darum jetzt Leerheit ist und nicht wert zu leben. Die Saiten gesprungen, das Feuer erloschen. Ich bete Dich an und hasse Dich; Du aber verachtest meine Anbetung und Du verlachst meinen Haß, welcher die Ohnmacht

ist. Ich will Dr. Kvaale um das genügende Quantum Morphin bitten; mein Leben ist Asche. — —

*

Je verfehlter sich unser Leben erweist, desto mehr glauben wir an ein Jenseits. Fanny hatte recht. Ist der erste Teil des Romans sinnlos, so verlangen wir, daß ein zweiter Teil mit der Erklärung komme.

Wenn es nur hülfe! — —

XX.

(1. Mai.)

(„Frühlingsstimmung.“) An der Seele verkühlt.

Seelenkalt, seelenschlaff, seelenübel; geistig gesprochen: schlechten Geschmack im Mund. Unlust. Nur Unlust. Allgemeiner Ekel; taedium generale. Ich weiß nichts Besseres, als es psychische Verkühlung zu nennen, — eine Verkühlung, die sich auf die Seele geschlagen.

XXI.

(Juni.)

Gehirnleiden. Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit.

Ich spaziere am Nachmittag herum und gehe müde ins Bett. Unbehaglich müde, nervenmüde; stumpf; fühle mich eigentlich schläfrig. Die Augenlider schließen sich von selbst; nach einer Weile sind sie so schwer

und zusammengewachsen, daß ich ohne Anstrengung sie nicht öffnen kann. Sie schlafen auf eigene Hand. Aber innerhalb ist es hellwach.

Ein oder der andere müde Gedanke beginnt im Hirn zu nagen, still und ununterbrochen, wie eine Maus in der Ecke. Mehrere solcher Gedanken kommen, nagen ein wenig, verschwinden; kommen, gehen. Bleiben sitzen: nagen methodisch und mit Geduld; bald merke ich, daß in den nächsten Stunden es nicht still wird im Zimmer.

Ein oder der andere Eindruck des Tages, ein oder die andere Vorstellung aus meinem inneren Leben hat die Macht gewonnen. Ich befinde mich plötzlich mitten in einem Disput mit Pastor Löchen z. B., oder mit Georg Jonathan; ich werde warm, eifrig, böse; meine Worte glühen und treffen; ich argumentiere sicher und brillant, immer eindringlicher, immer überzeugender, bis alle meine Nerven in Brand sind und mein Körper zwischen seinen Laken bebt. Oder ich erinnere mich, daß dieser oder jener gute Freund mich beleidigt hat, daß er rücksichtslos gewesen, sich in meine privaten Angelegenheiten in einer Weise eingemischt, die ich als Mann von Selbstgefühl nicht gestatten kann, sowie daß ich ihn aus diesem Grunde ausgescholten; ich beginne also an ihn einen Brief zu entwerfen, in dem ich mich erkläre, ihm die Sache auseinander setze, eifriger und eifriger werde, schließlich übereifrig; sehe klarer und klarer ein, welches Unrecht ich erlitten, wie grob dieser wohlmeinende, aber beschränkte Mensch mich mißdeutet und mißhandelt hat; halte ihm eine nachdrückliche Vorlesung aus Knigge.

Es ist eine Art von Nervenrausch, den ich vorläufig ganz angenehm empfinde; ich bin davon eingenommen, fühle mich überlegen, edel, intelligent; lasse Leib und Seele diesen Hirnnagern als freie Beute .... bis ich so völlig wach werde, daß ich auch die Lider öffnen, eines wenigstens, und ich den Morgen ruhig und grau durch meine Fenster schimmern sehe. Da werde ich in meinen Betrachtungen unterbrochen, wundere mich, daß ich schon so lange da liege; ärgere mich; die Hirngespinste verschwinden; ich fühle, daß ich nervös geworden, unangenehm nervös; es drückt in den Schläfen, am Scheitel, im Hinterkopf; ich verzweifle darüber, daß wieder eine Nacht verdorben ist, springe auf und leere ein Glas Wasser mit Cognac oder atme Schlafmittel; gehe wieder ins Bett und fühle meine übermüden, torkelnden Gedanken in ein gewisses weichliches, wollenes Wohlbehagen verfließen ..... kriege also einen Moment Ruhe. Schlafe jedoch nicht ein; nun nicht mehr; nach der Ruhe kommt eine lange, quälende Nervenstunde; ich liege da und wälze mich in einem lästigen, dummen, warmen Unbehagen; es sticht und juckt überall in der Haut und schmerzt im Kopf; eine Art von nervösem Glühen in den Gliedern martert mich; ich habe nicht eine Sekunde Ruhe, winde mich, werfe mich, betrage mich wie ein Fieberpatient; plötzlich höre ich einen Vogel, der da draußen etwas sagt; er bekommt keine Antwort und sagt es wieder; bekommt dennoch keine Antwort und verstummt ... Ein Wagen rumpelt die Straße entlang und verschwindet um die Ecke; Schritte erschallen und verschwinden ....

meine Vorstellungen beginnen fern zu werden, sich zu verdoppeln und in einander zu laufen ... Dann erinnere ich mich an nichts mehr; das letzte, was ich sah, war etwas Weißes irgendwo, das gerade warm werden wollte ... zweifelsohne ... es verblaßt ... Das leidende Hirn hat Ruhe gefunden. —

— — Dieser verdammte Kvaale, der mir nicht länger Chloral geben will. —

XXII.

(25. August.)

Noch einmal übergangen.

Ich bleibe all meine Lebtage als Kopist hier sitzen. In meinem Winkel versteckt. So versteckt, daß sogar Gott mein vergißt.

Woher kommt das? Ich bin wohl nicht eifrig genug. Interessiere mich nicht genug für die gute Sache. Ich gehöre zu den Lauen. Jedoch den Lauen spucken alle Parteien aus. Vom Minister der Rechten übergangen wie vom Minister der Linken. Denn es ist klar, wenn sich ein Mann als lau erweist, so hat er nicht den rechten Glauben, daß gerade wir — gerade die Konservativen, resp. die Liberalen, — die Rettungsmänner des Vaterlandes sind; hätte er den Glauben, so würde er sich uns anschließen. Der Laue ist zweifelhaft. Die Idioten wittern den Spötter, die Schafe den Wolf.

Und dann war ich nicht vorsichtig genug in der Wahl meines Umgangs. Ich habe nach eigenem Geschmack gewählt; an die „höheren Rücksichten“ dachte ich nicht. In des alten Ministeriums Zeit war ich zweifelhaft, weil ich „Verbindungen mit der Linken“ hatte; nun werde ich aus dem entgegengesetzten Grunde scheel angesehen. Es genügt nicht, daß man ausschließlich mit ihnen umgehe; selbst schon eine einzelne Verbindung mit dem Lager der Wölfe weckt Verstimmung in der Schafherde. Er ist nicht sicher; wir können in ihn kein Zutrauen setzen; wer weiß, ob der Schafpelz echt ist oder ob vielleicht ein Wolf dahinter lauert. —

O Menschenpack! Als ob das Leben nicht an und für sich schon traurig genug wäre, thun wir, was wir können, um einander noch mehr zu plagen. Die einzige Rettungsmöglichkeit ist, sich abzuschließen.

Aber diese einzige Rettung ist zugleich der sichere Untergang. —

Eine andere Sache wäre es, wenn man Arbeit hätte, ein Werk zu vollführen, etwas Vernünftiges vorzunehmen. Nun wäre es an der Zeit, es mit dem „Roman“ zu probieren! — Eine Menge Energie wäre allerdings nötig, allein . . .

Auf irgend eine andere Art wird jedenfalls nichts aus mir!

XXIV.

(Oktober 87.)

(Nach dem Ball.) Ganze zwei Flammen.

— Ja wohl; die eine war bei Gott wirklich hübsch. Blond, üppig, kindlich — dämonisch; Gretchen. Die andere mehr Soubrette. Braunäugig und lebhaft. Bis morgen sind sie vergessen.

Gott schenke ihnen eine gute Heirat.

*

Schrecklich elend macht Einen dieses Leben. Alles wird mir so gleichgültig, daß ich daran sterbe.

Wozu anders sollte es denn auch führen, dies Leben, welches ich gelebt? Erst diese Jugendthorheiten, die den ersten Stoß geben und die fundamentale Neurasthenie. Dann dies unreinliche Leben mit mehr oder minder verdorbenen Frauenzimmern. Dazu Alkohol- und Nikotinvergiftung . . .

Schließlich ist vom ganzen Menschen nichts anderes übrig als ein Häuflein wurmstichiger Knochen in einer gelben, schlottrigen Haut. Es war bei Gott ein richtiger Instinkt, der mich von Fanny fern hielt.

Ach, wie haben sie recht, diese Moralisten, welche die jungen Mädchen vor verschwärmten Männern warnen! Es sollte jedes Jahr eine öffentliche Musterung stattfinden, und alle Bursche, die nichts mehr können als die Rasse verderben und ihre Frauen hysterisch machen, sollten erstochen und in eine Kalkgrube geworfen werden. Das hat übrigens gewiß Dr. Kvaale gesagt.

Ich habe keine brauchbaren Ideen mehr; mein Gehirn liegt in Spiritus.

*

(Der Traum des Optimisten.) Eine gut entwickelte Affenart verbreitete sich zu Beginn der tertiären (?) Zeit über große Teile von Afrika und fand zum Schluß ein so günstiges Klima und so glückliche Lebensbedingungen, daß sie nach mehrerer Jahrtausende Verlauf in einem sehr günstigen Moment ein Affenjunges hervorbrachte, das um eine Windung mehr im Gehirn hatte; als diese Windung im Lauf von zehn- bis zwölftausend Jahren sich ganz befestigt hatte und zum Artscharakter geworden war, stand der Buschneger da, der erste sogenannte Mensch.

Durch die neue Hirnwindung waren die Buschneger imstande, Steine zu werfen u. dgl. m.; außerdem kamen sie auf den Einfall, sich durch schlau angelegte Höhlen u. s. w. gegen die Sonne und andere Feinde zu schützen 2c. Auf Grund dieser Überlegenheit drängten sie mit der Zeit ihre Vorväter in die Wälder zurück und bemächtigten sich selbst der besten Territorien. Sie verbreiteten sich über die größten und gesundesten Teile von Afrika und fanden schließlich, oben am Mittelländischen Meer, Lebensbedingungen, welche in solchem Grad eine höhere Gehirnausbildung begünstigten, daß nach einem Zeitraum von zwanzigtausend Jahren durch ein merkwürdig glückliches Zusammentreffen von Umständen noch eine Gehirnwindung mehr in ihren

Köpfen hervorkam; und siehe, — es stand der Neger da.

Dieser verdrängte durch seine überlegene Intelligenz den Buschneger, breitete sich über ganz Afrika aus und rückte sogar in Asien ein. Hier fand die Rasse so günstige Bedingungen, daß sie in ein paar Jahrtausenden eine neue Gehirnwindung entwickelten; der Mongole war entstanden.

Dieser neue Typus siedelte sich in Asien an und brachte in der Zeiten Lauf neue Variationen hervor: die spätesten und bestentwickelten davon waren die Semiten und die Arier.

Die letzteren rückten in Europa ein und fanden so günstige Bedingungen vor, daß sie auf dem Weg der Entwicklung noch weiter gefördert wurden. Sie brachten im Verfluß von ein paar tausend Jahren den Kulturmenschen hervor — den Griechen und den Römer. Der letztere erzeugte drei- bis viertausend Jahre später durch Entwicklung und durch Kreuzung mit anderen Variationen und Typen — den modernen Europäer.

Dieser ist nun im Begriff, mit Hilfe seiner in hohem Grade überlegenen Intelligenz alle seine Vorväter zurückzudrängen und sich über die ganze Welt auszubreiten. Er wird da nach und nach durch fortgesetzte Entwicklung, fortgesetzte Kreuzung mit verwandten Rassen und unter Einwirkung von stets günstigeren äußeren Umständen einen Typus hervorbringen, der eben so hoch über uns steht, wie wir nun über dem Buschneger stehen.

Diese nahezu göttliche Rasse wird verstehen, was wir auf unserem Buschnegerstandpunkt noch nicht verstehen —: die Erde in ein Paradies zu verwandeln. —

(Nachschrift des Pessimisten.) Dann aber verlischt die Sonne.

XXV.

(Sonntag Vormittag.)

Ein Brief mit schwarzem Rand: Onkel Berent ist gestorben.

„Plötzlich“; „unerwartet“. Und schon begraben; das Ganze höchst kurz. —

— Armer Teufel! Brav, ehrenhaft, unenergisch, lebenslustig — wie ich; that in seiner Jugend nichts anderes als herumstolzieren und sich amüsieren — wie ich; bekam Gehirnerweichung und lag und vegetierte ein Dutzend Jahre — wie ich?? — und starb endlich und wurde begraben.

Sie haben sich beeilt, ihn in die Erde zu kriegen, sehe ich. Warum? — — Na ja; es war jedenfalls niemand da, der ihn lieb hatte. Ihn nur los werden — endlich. Das alte Wrack. Dies ekle Tier von einem versumpften Junggesellen.

Armer Teufel!

Alle Leute sagten in meiner Jugendzeit, ich gleiche ihm. Natürlich gleiche ich ihm. Will ich meine Mitmenschen denn noch nicht von meiner Gegenwart befreien? — ich weiß doch, wie ich enden werde.

Ich wage heute nicht daheim zu bleiben. Ich sehe dies schlaffe, tote Gespenst wie ein schmutziges Handtuch an allen Wänden baumeln. Wenn er mich nur nicht besuchen kommt...

Der Schneesturm heult draußen wie Hunde, die Hunde, die Leichen wittern; es ist mein Geschlecht, das hergewimmelt kommt aus allen möglichen Kirchhöfen im Norden und Süden und Osten und Westen, mit ihm an der Spitze. Gleich hinter ihm sehe ich meinen gichtbrüchigen Vater, und hinter diesem in bleichender, schwindender Reihe Großväter und Urgroßväter, Großmütter und Urgroßmütter dumm stierend, mitpfeifend in dem großen, unheilkündenden Geistergesang. Ich fürchte sie nicht. Ich gehöre mit zu der Schar; ich komme bald. Ich will nur meines Onkels Leichentrunk trinken.

Komm', alter Knabe; komm', Kamerad. Ich bin nicht ängstlich. Du bist glücklicher als ich; Du bist über den Berg gekommen. Wenn Du wirklich Dich erhängt hast. — ich ahne so etwas hinter dem knappen Brief, — so schenke ich Dir meine Achtung; komm' und lehre mich, Dir auch hierin zu folgen, — in dem einzig Vernünftigen, was Du in Deinen Tagen betriebst. Friede sei mit Dir, Du Bruder in Sünd' und Sorgen, vorletzter Schößling eines sterbenden Stammes. „Wir sind fertig; wir müssen Platz machen" . . . ja, ja; ich komme, ich komme, ich komme wohl, ich auch, eines Tags . . . Gute Nacht, bis dahin. Friede sei mit Dir!

Friede mit Euch allen. Geht heim und legt Euch jeder in seinen Kirchhof. Es ist nicht meine Schuld,

daß nichts aus mir wurde; es ist Eure Schuld; doch ich verzeihe Euch. Ihr konntet nichts dafür, Ihr auch nicht. Gute Nacht. Schlafet wohl. —

— Hu, ist's hier kalt und traurig; hinaus und Menschen sehen — —

*

— — Dr. Kvaale gäbe mir wohl Morphin. Ob ich ihn jedoch zum Mitwisser möchte — — —

*

Herrgott, ist es denn eigentlich der Mühe wert, sich so viele Beschwer zu machen. Der Tod kommt wahrlich doch ... Es wäre denn nur, um diese Angst vor Delirium tremens los zu kriegen. —

Obwohl es noch keine Gefahr hat. Kvaale verlangt nur fleißiges Spazierengehen, viel Bewegung in der freien Luft. Diese langweilige Winterzeit mit den finstern Abenden —; ich bin ein wenig nervös und fühle mich unbehaglich beim Alleingehen.

Der arme Onkel Berent erschreckt mich übrigens nicht. Ich sehe ihn beständig baumeln, nickend und wackelnd, während er mit einem recht vergnügten Lächeln in seinem runden Gesicht einschlummert; er will sich nur ein längeres Schläfchen gönnen. Die Stellung scheint ihn nicht sonderlich zu genieren.

— Ich kannte ihn ja fast gar nicht.

*

— — Das da geht nicht länger. Ich werde in den sauren Apfel beißen müssen, mit Pastor Löchen wieder gut Freund werden und mit ihm Spaziergänge machen.

Dumm von mir, das. Er that es natürlich in der besten Meinung; immer muß ich so empfindlich sein. Er hatte ja wohl auch recht. Diese ewige Trinkerei ist eigentlich blöde.

Es ist nur diese entsetzliche Öde und Einsamkeit — Fanny, Fanny! warum traf ich Dich nicht früher!

Er hat leicht reden, er, der in einem ruhigen, warmen Heim da sitzt, alles in Ordnung hat, einen guten Gott und eine angenehme Frau; er kennt nicht diese Qual, er, — dieses Nagen unter der Brust, diese aufreibende, verschmachtende Sehnsucht — und dann diese Kälte . . . Sie haben so leicht predigen, all diese Glücklichen, diese Wohlversorgten; — langweilige Menschen. —

*

Jonathan ist von der gleichen Sorte.

Seine ganze Manier stößt mich eigentlich ab. „Ein stolzer Mann wird fertig mit der Welt oder er verläßt sie;“ „ein intelligenter Mann weiß sich mit der Welt einzurichten“ ... Immer diese Redensarten, diese leeren, rumpelnden Redensarten.

— Pfui! „die Welt“. Eine Mistgrube, eine Kloake. „Alles fließt“ sagte der alte Esel; er hätte ebenso gut gesagt haben können: alles stinkt . . .

XXVI.

Ach, wie ich diesen Priester beneide! Denkt Euch, etwas zu haben, das einem heilig ist . . .

Etwas, für das man Religion fühlt; etwas, das Wert hat, Dauer hat, Bestand hat; etwas, wobei man sich ausruhen kann und worauf bauen, woran unter allen Umständen sich halten . . .

Etwas, das einem heilig ist! wirklich heilig! — Eine geheime Hoffnung; eine selige Versicherung; etwas, bei dem man nicht duldet, daß es bespottet oder beschnüffelt wird, etwas, das einem teuer ist; etwas, das man schirmt und pflegt.

Einen Frieden, den die Welt nicht geben noch nehmen kann; einen Schatz, den nicht Wurm noch Rost verzehrt — —

Glücklich, glückselig. Süß wie eine heimliche Liebe, geschützt wie ein Heim. Ach, ich Heimloser und Verlorener; ich, der ich nicht bloß mein Gut zugesetzt, sondern auch die Fähigkeit, wieder heim zu finden! —

— Ich liege voller Wunden vor des reichen Mannes Thür, erwache aber nichts destoweniger jeden Morgen in Hölle und Pfuhl — —

*

Ach, diese „großen Ideen“, die man uns bietet und mit denen wir uns begnügen sollen . . . anstatt der Religion sogar! — Denke ich zurück an die Menge und Größe der Ideen, auf die ich trinken half, — vom Skandinavismus angefangen bis auf den freien

Gedanken herab, — Ideen, welche teils realisiert sind und teils unrealisiert, und die in beiden Fällen uns — akkurat so unglücklich ließen, wie wir vorher waren, . . . so möchte ich das Dichterwort parodieren und sagen:

„Mit prahlerischem Lärmen fing's auf dem Marktplatz an;
In stiller Krankenstube, — ein Hauch, — ist's abgethan.
Man liegt in seinem Grabe, eh' man sich dess' versah;
Was blieb von all den Flausen wohl Großes übrig da?"

*

Eines ist's, das mich mit Sehnsucht erfüllt — das Kloster.

In die heilige katholische Kirche eintreten und hierauf ins Kloster. In die stillste, strengste Zelle, wo ich auf Stroh schliefe und mein verdammtes Fleisch mit Geißeln vor dem Bild des Gekreuzigten peitschte.

Doch über meinem Lager müßte sie thronen, die heilige Jungfrau, die Mutter mit den sieben Schwertern in dem jungen Herzen. Die Gebenedeite unter den Weibern, die Reine, welche dennoch begreift, die Schmerzensreiche, die Leidengeweihte, die es versteht, zu weinen und zu trösten . . . ich würde betteln und beten und flehen, bis sie herabstiege von ihrer Nische, mütterlich und zärtlich, und ihre weiße Hand heilend mir auf das wunde Herz legte.

*

„Die Menschen lieben." Dies fordert alle Ethik. Die religiöse wie die humane.

„Die Menschen lieben." Wie soll man das? — Sie sind nicht besonders liebenswürdig.

Ich bringe es nicht einmal dazu, mich selbst zu lieben. Ich bin ein ziemlich ekelhafter Fisch, und es steht oft genug sogar mit der Selbstachtung schlecht. Nichtsdestoweniger gehöre ich, objektiv betrachtet, zu den besseren der Gattung; die meisten anderen, die ich treffe, sind noch ekelhafter. Unter solchen Umständen diese Rasse zu lieben, oder wenigstens nicht zu hassen . . .

*

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da thut das Herz mir weh."

— Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar;
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt Dir
Dein krankes Herze ganz." — —

— — Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein:
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand."

— Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot;
Da lag dahingestrecket
Der Sohn, und der war tot."

XXVII.

(Baerum, Juli 1888.)

Ich befinde mich mit ein paar Preßbanditen hier auf dem Land und langweile mich.

Am Vormittag Pjolter oder Absinth. Am Nachmittag liege ich halb betrunken und schaukle mich in einer Hängematte und lese Dekadenten.

Die Getränke werden in drei Tagen zu Ende gehen. Es hat nämlich keiner von uns Geld, und ich nur habe Kredit, den ich mich gar wohl hüten werde aufzubrauchen. Eine mehrtägige Pause wird gut thun. Diese ewige Feuchtigkeit ist nicht auszuhalten.

*

(Montag Morgen.)

Die Sonntage sind das schlimmste hier; gestern hatten wir das Haus voll von Banditen. Künstler fast allesamt; außerdem zwei Zeitungsschreiber und ein Litterat.

Der letztere war der ärgste, — dieser hoffnungslose Grünschnabel Rygg. Er wollte sich fünf Kronen ausleihen, die ich zum Glück nicht besaß, und unterhielt mich von seinen Verlegersorgen.

„Hierzulande ist es für Leute von meiner Art unmöglich zu leben; es giebt ja nur Bauern und Kirchensänger. Und dann diese gräulichen Frauenzimmer“ 2c. „Das Bauerntum muß weg; das ist klar; wir haben nun genug von Bauerndialekt und all dem Zeug. Jedoch was Teufel können wir anfangen mit diesen drei bis vier Städten, in welchen zusammen

vielleicht zwanzig Personen mit litterarischen Interessen leben?“ ꝛc. Ich fand eigentlich, es sei ungemein gleichgültig, ob „Leute von seiner Art“ nun existierten oder nicht, hatte aber nicht Lust, es ihm zu sagen.

„Nein; wir müssen nach Dänemark,“ meinte er. „Wir müssen Europäer werden. Wir müssen uns in Dänemark einbetteln, uns in Dänemark hineinscherwenzeln; lieber ein wenig artig lügen und all den klugen Burschen da drunten den Schwanz küssen . . . es giebt keinen andern Ausweg für uns, sehen Sie! Wenn von einer modernen norwegischen Litteratur überhaupt die Rede sein soll, so müssen wir Dänemark haben“ ꝛc.

„Ja, Du mein — nur drauf los“, bat ich. „Das ist ja ebensowohl patriotisch als . . . nützlich, . . . für Sie selbst natürlich . . . Wollen Sie nicht Ihr Glas wieder füllen?“

„Bitte, ja.“ Und fuhr dann wieder mit den Verlegern fort. Ich mußte ihm einen Artikel versprechen ꝛc.

— Vollständiger Arttypus. Die Künstler sind das betrübendste Pack, das der Herr geschaffen hat. Sie besitzen einen ganzen Haufen guter Eigenschaften, bewahre, ja; aber — immer diese Kleinlichkeit.

Ich weiß nicht, wer am ärgsten ist. Die Musiker sind schlimm, die Schauspieler sind schlimmer, die Schriftsteller vielleicht die unerträglichsten . . . Wenn ich es selbst in dieser Richtung zu nichts bringe, so ist es nicht bloß Mangel an Energie, sondern auch, weil ich allzu früh mit dieser Sorte Menschenkinder bekannt geworden. Wer weiß, ob ich nicht auch so würde, wenn ich ein paar Bücher gemacht hätte?

Da giebt es nur „ich". „Ich", „ich". „Mein" Buch, „mein" Verleger; wie groß das Honorar, wie groß die Auflage. So oft ich einem von ihnen näher auf den Leib rückte, — ganz zu innerst in ihm saß doch immer ein kleiner, gallsüchtiger Zwerg, und neben ihm ein Hund, der eitel zu wedelndem Schweif wurde, sobald er den Geruch eines Zeitungsschreibers verspürte.

*

Noch ärger als die Künstler sind die Journalisten, diese Flachprame, welche, mit Neugier und mißkannter Genialität vollgeladen, überall herumschwimmen. Jedoch die allerärgsten sind die ernsten Männer.

Wir, d. h. meine Preßbanditen, hatten heute solch einen halbgebildeten Kerl, Liberalen, Sittlichkeitseiferer, Laienprediger u. s. f. zu Besuch. Er wollte eigentlich einen Artikel inspirieren. Das „Wohl des Vaterlandes" war irgendwie in Gefahr, wie es schien. Er trank Selters und predigte eine Menge schreckwürdige Dinge, brachte mich aber nicht in Zorn. Ich sagte „bewahre, ja" und nahm die Polhöhe von vielen Graden ein.

Dumm, übrigens. Ich hätte ihn abbrühen sollen. Dieser Schlag Menschen ist's, der uns nun regiert, — Theologen, Seminaristen, „Idealisten". Wir sind ein Volk von Idealisten, gehen beständig und sinnen auf unserer Mitmenschen Wohl. D. h. wir sind Provinzler, die es nicht lassen können, sich dafür zu interessieren, was der Nachbar zu Mittag hat.

Künstler sind wie Frauenzimmer. Wenn zwei von ihnen Freunde sind, so kommt es davon, daß sie beide einen dritten noch mehr hassen, als sie einander hassen, und dieser dritte ist immer der glückliche Rivale.

— — Eigentlich nehmen die Menschen sich am besten von rückwärts aus; das bemerke ich mehr und mehr. Die schönste Wendung unserer Sprache ist:

„Also leben Sie recht wohl!“ —

*

„Die Kunst“, „die Kunst“; — was ist denn schließlich die Kunst?

Ein Leckerbissen mehr für jene, die Appetit haben und ein Spott mehr für den Lebensmüden. Michelangelo, Dante, Beethoven — sind sehr groß. Aber keiner von ihnen hat Hilfe bereit für eine Seele, die in Not ist.

Ich werde dieses Kunstgeredes so überdrüssig. Meine eigenen „Kunstkritiken“, . . . wie mögen sie in des Herrn Nase übel riechen! — Gottlob, übermorgen kommt Dr. Kvaale hierher (nach seiner deutschen Reise); er hat sein Sommernest in einem Bauernhof hier in der Nähe. —

*

— Und die Wissenschaft? — Ein ausgezeichneter Wegweiser in gleichgültigen Dingen; ein kompletter Doktor Hilflos, wenn es schief geht.

— Und die Liebe? — Unsere schmerzhafteste Krankheit. — Und die Ehe? — Die Kur, welche schlimmer ist als die Krankheit. — Und alles? alles? alles?

Es ist unfaßbar, daß manche Leute mit so wichtigen Mienen herumgehen können.

*

Interessante Bursche, diese neuesten Franzosen, die ich mitnahm; vor allem Huysmans: er ist fein. Und so besonders. Auch Bourget liebe ich; er liefert in seinen Essays eine sehr geschickte philosophie du pessimisme, mit der ich Jonathan ärgern kann, und er sagt mir durch seine religiösen Neigungen zu. Merkwürdig ist dieser Hennique, der in vollem Ernst Spiritismus predigt.

Fin de siècle. Wunderliche Zeiten. Die Welt steht wieder vor einer Wendung. Je mehr wir zu wissen bekommen, desto mehr sehen wir, daß wir nichts wissen können; das einzige, was uns bleibt, ist, dies zu erkennen und anderswo Auswege zu suchen. Unsere Seele hat nun einmal tiefere Bedürfnisse als die „professorischen", und „der Glaube", die große Zuversicht, die große Grundüberzeugung, auf die man leben kann und sterben, — das läßt sich nicht durch einen Band Hypothesen ersetzen.

Das habe ich schon lange gefühlt.

XXVIII.

„Nein; angenehm ist meine Praxis nicht,“ sagte Dr. Kvaale, „aber man lernt dabei eine Menge. Ein Mann in meiner Stellung glaubt wahrhaftig nicht an Redensarten!“

— Und gleich begann er sein Steckenpferd zu reiten. (Er soll in meinem Roman den modernen Pessimisten repräsentieren — Gegensatz zu G. J.)

„Es mag wohl notwendig sein, vorläufig alle die Fäulnis noch hinter Theerdecken und Coulissen zu verbergen; doch bei meiner Seele! ob man auf die Dauer damit auskommt! — Das begreifen die guten Leutchen nicht, und so oft ein Stümpferl Verrottung vorguckt, sagen sie: „Na, wir werden halt noch ein Stümpferl Coulisse aufhängen! Noch ein braves Gesetz! Noch eine Magdalenenstiftung! — Die Folge davon ist natürlich, daß die Gesellschaft in aller Stille hinfault, und wenn man eines schönen Tages genötigt wird, den Vorhang wegzuziehen, so muß man alles verstopfen, was man an Nasenloch hat, wegen des schrecklichen Geruchs.“

— — „Die Deutschen,“ sagte er später, „sind nicht so prüde wie wir, daher braucht man nur eine deutsche Zeitung zu lesen, so sieht man, wie es aussieht hinter — den Coulissen. Man muß die Annoncenseite lesen, — ja wohl, die Annoncenseite. — Da haben wir erst die Heiratsannoncen, — ein Dutzend täglich, die Ankündigung von Heiratsbureaus nicht einberechnet. Schon daraus ersieht man, daß da something rotten

ist. Dann haben wir die weiteren Folgen der Zerrüttung: „Damen finden diskrete Hilfe bei ....“ — zwölf Annoncen täglich. Ferner: zwölf Handelsbürger, welche feine und billige Gummiartikel für Herren und Damen avertieren; illustrierte Preisliste gratis. Und endlich: zwölf Annoncen von — Spezialisten meiner Art. Da hat man etwas wie eine Landkarte von der ganzen Situation.“ —

„Es ist, wie ich sage,“ versetzte ich. „Liebe ist unsere schlimmste Krankheit.“

*

„Ihre Frau ist krank?“

„Etwas unwohl,“ knurrte Kvaale.

„Überhaupt kränklich, glaube ich?“

„Ja.“ Er bekam einen barschen, fast düsteren Ausdruck.

„Da trifft es sich glücklich, daß sie einen Arzt zum Mann hat.“

„Tja.“

„Ihre Frau gehört offenbar nicht zu jenen, die die Gewohnheit des Jammerns haben ... Die paar Male wenigstens, wo ich das Vergnügen hatte, sie zu sehen, schien sie in der besten Laune zu sein.“

Er antwortete ernsthaft und fast mit Ehrerbietung: „Sie ist ein selten guter Mensch!“

Pause.

„Sonderbar,“ sagte ich dann; „die verheirateten Männer loben ihre Frauen, tadeln aber sehr oft die Ehe —?“

„Selbstverständlich," antwortete er. „Die Menschen sind in der Regel brav, aber die Einrichtungen —;" Achselzucken.

„Sind Sie sicher, daß Sie nicht zu viel Gewicht auf die Einrichtungen legen? Ist es nicht die Natur selbst, welche —?"

„Die Natur ist wohl brutal genug," knurrte er; „aber was hilft es, über die Natur zu klagen? Die Sache ist, daß wir, wir klugen Tiere, die Bosheit der Natur beständig zum Schlimmsten wenden, anstatt daß wir sie zu etwas relativ Gutem wenden." —

„Hja. Die Liebe ist wohl schön — unter gewissen Umständen . . ."

„Die Liebe ist schön, wenn sie verboten ist, Väterchen," bellte er. „Wenn sie nicht ins Reglement aufgenommen ist, meine ich. Die Liebe sollte von Seiten der Gesellschaft toleriert sein, . . . accurat toleriert; nicht mehr noch minder. Erlaubte Liebe ist Langeweile. Und Pflichtliebe ist Unflätigkeit. Und Gewohnheitsliebe —, na . . . . . die Ehe aber ist auf Gewohnheitsliebe basiert." —

„Eine starke Behauptung!"

„Eine richtige Behauptung. Ein Mann, der öffentlich getraut und ausgesucht ist, das und das Femininum mit der Zärtlichkeit zu versehen, die sie braucht, . . . er würde ganz einfach sich aufhängen vor Scham, wenn unsere Schamhaftigkeit durch diese öffentliche Monogamie nicht überhaupt schon ganz spoliiert wäre. Denken Sie sich: dieser Mensch da, er muß so und so viel lieben! Deshalb nämlich, weil diese Frau hier für ihre Lebzeit auf ihn

angewiesen ist! Können Sie sich etwas so ausspekuliert Gräuliches vorstellen?" —

— „Und dann die Auffassung vom Weibe, welche daraus folgt," fuhr er eifrig fort. „Die für diesen Mann öffentlich bestimmte und ihm zugewiesene Frau, wie wird sie, meinen Sie, auf die Dauer sich vor dem Mann ausnehmen? — Dies Wesen mit seinem physiologischen, juridisch dokumentierten Anspruch . . . hm! Man darf nicht Männer über verheiratete Damen reden hören. Das liegt unterhalb — außerhalb . . ." er focht mit allen Fingern in der Luft herum und suchte ganz nervös nach dem oder jenem Kraftausdruck, den er doch nicht fand.

„Das Matriarchat! Das Matriarchat müssen wir wieder haben. Natürlich auf eine andere Art. Die Gesellschaft befaßt sich mit diesen Dingen nicht mehr. Die Liebe wird wieder menschlich. Kein Ausmessen in Quantitäten . . . und nicht diese plebejische Öffentlichkeit. Diese Dinge ordnen sich von selbst und werden poetisch-mystisch im Allerheiligsten des Privatlebens versteckt. Da kommt auch das Weib wieder zu seinem Recht und wird das, was sie für uns sein muß, wenn wir Männer werden sollen —: die große Mutter, die hohe Herrscherin, der man sich nicht nähert mit ungewaschenen Händen oder mit schläfriger Gewohnheitsliebe . . . . die Männer werden nicht Männer, außer sie kämpfen um das Weib — oder für das Weib, welches sie selbst zur Königin gemacht; Sie haben es ja gelesen —? In den Zeiten der Gynaikratie waren die Männer Helden, kämpften und starben wie tüchtige Kerle für diese mystisch-heilige . . . Geliebte-Mutter;

aber was ist der Mann nun, da er das Weib an seine Seite herabgezogen und sie zu Madame Persen in der Schiffergasse gemacht hat? Ochsen sind sie geworden, Väterchen, schweres, stumpfes Vieh, das, gut im Joch gefangen, des Lebens Last auf flacher Landstraße mühsam weiter schleppt." —

— Er war rot und nervös geworden. Mir schien plötzlich, ich kenne den Mann. Und es war mir wie eine Täuschung: die Frage „Weib und Ehe" ist also wirklich der Hauptinhalt dieser Persönlichkeit. Ich hatte mir größere Tiefen gedacht. —

Und die Sache selbst erschien mir hoffnungsloser denn je. Wenn ein so intelligenter Mann, nachdem er ein ganzes Leben darüber nachgedacht, nicht anderswo einen Ausweg findet als in diesen Phantastereien, so ist die Frage wohl unlöslich. Ob nun das Bestehende faul ist oder nicht, ob es unglücksschwanger ist oder nicht, — wir müssen es ganz einfach stehen lassen. Und die Liebe bleibt nach wie vor: das schwerste unserer Leiden. —

Ich bin eigentümlich blind gewesen —: zum Weib gehen wollen, um Ruhe zu finden! — —

*

Ich erhole mich hier draußen; der Kopf ist klarer; die Stumpfheit verschwindet. Dank der Landluft und dem reichlichen Schlaf . . . und wahrscheinlich auch dem Geldmangel, welche die Bande zwingt, mit dem Cognac zu sparen.

Ich bin übrigens dieses ewigen Pjolterdusels so müde, daß ich jedenfalls „trocken" leben würde. Kvaale setzt sich auch hier draußen „auf Diät", und wir bestärken einander in Tugend und guten Sitten.

Es ist auch, bei Gott, zu kläglich —: sich mit der Flasche zu trösten! In Alkoholnebel und Halbdelirium herumzugehen wie ein Branntweinwirt! Man gebrauche alle Redensarten, die man will: das Trinken ist plebejisch. Es ist für grobe Nerven. Ich habe es in der Verzweiflung angewendet, weil ich mich zu Grunde richten wollte; aber du mein Gott, da führt man sich wie ein Mensch von Bildung auf —: macht kurzen Prozeß und nimmt Cyankali. —

„Es sind nicht nur die Breitengrade, die es thun," meint Kvaale; „es ist Mangel an Kultur. Wir sind Rothäute, wie Jonathan sagt. Ein entwickelter Mensch hat Sinn für edlere Genüsse; er will klar sehen und fein empfinden; aber da darf er eben nicht mit Biernebel oder mit Cognacdünsten rund ums Gehirn herumgehen!" —

„Nein, es ist grauslich," sagte ich. „Diese sibirische Stadt da drinnen, die demoralisiert uns; was soll man denn anfangen unter all diesen Speckgesellen; man würde sich zu Tode langweilen, wenn man nicht mit Sprit einheizte, nachdem der „esprit" mangelt."

„Man muß seine Gesellschaft wählen, Väterchen. Man findet schon ein oder den andern Menschen, der nicht zu viel Speck hat, der sich ein wenig über die germanische Schwerfälligkeit erhob. Im ganzen ist der Alkoholismus eine germanische Krankheit. Wir müssen

trachten, ein wenig südländisch zu werden und das Bier den Deutschen lassen und den brandy den Skandinaviern und Engländern. Das mag für diese passen, mit ihrer Bärenschwere und ihrem soliden Geruch von Kachelofen und Tabak."

In meinen Adern fließt spanisches Blut, heißt es, und sicher ist, daß das einzige, was ich eigentlich genießen kann, ein Glas echten Burgunders ist. — —

XXIX.

(Kristiania, September.)

Wir waren heute bei Jonathan; disputierten die ganze Zeit.

Ich sprach über die neueste Litteratur in Frankreich und verteidigte sie. Jonathan kannte die Richtung nur durch englische Reviewartikel; nichts desto weniger war er ganz fertig mit seinem Urteil und sparte nicht mit Effekten. „Diese süßlich-lauen, weichlich-grauen Weibmänner, die heutzutage in Paris Litteratur machen rc.; — sie haben sich einen Namen gegeben, der ihrer würdig ist: Dekadenten-, Verfalls-, Niedergangs-, Moderpoeten. Es ist die Bourgoisie, die ihrer Auflösung entgegengeht. Sie glauben nicht länger an irgend etwas, interessieren sich für nichts, haben nicht die Kraft, an etwas festzuhalten; sie haben also nichts anderes zu thun, als sich mit ihren eigenen schlaffen Empfindungen abzugeben, bis sie aus ihnen ein Stückchen Litteratur herausbringen . . Der Naturalist

ist die reine Gesundheit gegen sie; er zeichnete kalt und vornehm und ohne Gejammer — und ohne Koketterie — das Weltbild nieder, das sich ihm dargestellt hat, so wie er es gesehen, schwarz oder rot: das kann auch wohl schlaff sein, unpersönlich und was Sie wollen; aber er ist dennoch ein Adelsmann gegen diese geistigen self-abusers von neuestem Datum."

Dr. Kvaale zuckte die Achseln und sagte, die neue Thorheit sei so schlimm wie die frühere. „Es ist eine lächerliche Idee, die Wirklichkeit wiedergeben zu wollen; das ist so unmöglich, daß jeder ehrliche Naturalist sich das selber muß gesagt haben; aber „seine Gefühle wiedergeben" — das ist schon gar der reinste Widerspruch. Sobald ein Gefühl das Bewußtsein passiert hat und in Sprache übersetzt worden, ist es kein Gefühl mehr; es ist ein Gedanke geworden; Gefühle sind ja nicht auszudrücken, — außer durch Musik. Ein Gefühl ist doch eine Seelenregung, die noch keine Form gewonnen; will man sie in Worten ausdrücken, so werden das höchstens Geistreichheiten über Gefühle, aber zum Henker nicht Gefühle selbst; das ist nun einmal unmöglich."

„Die Naturalisten haben nie die Wirklichkeit wiedergeben wollen," behauptete Jonathan; „sie haben, wie die Poeten der ganzen Welt, das in ihrem Bewußtsein lebende Weltbild wiedergeben wollen, und das läßt sich thun. Aber wenn die Menschen inwendig weich werden, so daß sie nicht länger irgend ein Weltbild festhalten können, dann beginnen sie in ihren eigenen Eingeweiden nach Stimmungen und Sensationen zu

suchen, die sie dann in der möglichst gemachten und unsprechbaren Sprache vorlegen, und das nennt man halt décadence, frei übersetzt: Moder. Die ganze Geschichte wird übrigens eines Tages von selbst aufhören, indem die Poeten schließlich vor lauter Ekel dasitzen und über ihre eigenen Manuskripte speien werden.“

Ich sagte ihnen, sie beide irrten in der Hauptsache. „Die Sache ist, daß wir vor einer vollständigen Umwälzung unserer ganzen Weltanschauung stehen. Naturalisten und Materialisten setzen „die Natur“ als Nummer eins und die Seele als das abgeleitete; „die Persönlichkeit ist ein Produkt des Milieus;“ nun kehrt man zur mehr aristokratischen Auffassung zurück, daß das Ich Nummer eins ist und die sogenannte Objektivität nur der Inhalt des Ichs; die Litteratur wird also psychologisch, subjektivisch, schildert Seelenzustände an und für sich, anstatt sie als Produkte von den und den äußeren Umständen darzustellen ꝛc. — Zu all dem machte Jonathan nur die oberflächliche Bemerkung, „die Franzosen übersetzen nun Hegel und Schopenhauer, wie sie im vorigen Jahrhundert Hume und Locke übersetzten; — unbegabte Rasse, diese Gallier.“ —

„Das mit ‚der Seele‘,“ fügte er bei, will nichts anderes sagen, als daß die französischen Weibmänner zu schwach geworden und zu träge, den dornigen Pfad der Untersuchungen zu gehen und also den Frauenzimmerweg durch den Priester und das Orakel vorziehen. Warum sollte man mit Chemie und Biologie experimentieren, wenn man zu Mutter Andersen in der

Ekebergsgegend fahren und da eine Lebenserklärung aus dem Kaffeesatz herausbekommen kann?" —

Dr. Kvaale legt die Sache auf seine Art zurecht.

„Es ist die alte Geschichte," sagte er; „vom Weib zu Gott. Alle Religiosität ist Geschlechtstrieb. Unzufriedengestellter, überentwickelter oder ausgearteter Geschlechtstrieb, Gattungstrieb, wie der Deutsche es nennt, — er ist das sogenannte Mystische in uns, „der Ewigkeitsgedanke". Ein losgerissenes Individuum wäre wohl nie darauf verfallen, von Unsterblichkeit und dergleichen zu träumen; nun aber ist die Gattung das Mark in uns; sie bildet gleichsam die Grundlage für das Einzelwesen, und die Gattung, — die hat jenen „Ewigkeitsdrang" oder die Idee, in unbegrenzte Zeit zu bestehen .... und diese Idee ist es eben, die zu „Religion" wird. Darum ist ja auch hauptsächlich das Weib religiös; denn das Weib repräsentiert vor allem die Gattung. Aber es giebt Frauenzimmer genug auch unter den Männern, und von dieser Sorte hat man insbesondere eine Masse in Paris. Ueberhaupt werden wir wohl nie den Priester los; was wir erreichen können, ist, ihn zu isolieren, ihn soweit als möglich unschädlich zu machen."

„Eigentlich ist der Priester ein nützliches Mitglied der Gesellschaft," sprach Jonathan und blies den Rauch der Cigarrette durch die Nase aus. „Die Pfuscherklasse muß ja auch mit; diese Reaktionszeiten wollen nichts anderes sagen, als daß die Oberklasse nun bis Montag frei bekommt, damit der Pastor bis dahin sich ernstlich mit den Nachsitzern befassen kann. Sind sie dann

einigermaßen nachgekommen, — so sind wieder wir an der Tour!"

Kvaale zuckte die Achseln.

„Uebrigens haben Sie recht, Doktor," fuhr Jonathan fort. „Die Frage ist: Gattung oder Individuum, Weib oder Mann. Ich weiß mir momentan nichts so Unappetitliches, als diese fertig geliebten Pariser Weibmänner, die an allen Kreuzwegen daliegen und jammern; hélas, wir sind so unglücklich! hélas! was ist das Leben? hélas! berauschen wir uns!" — Er schellte; ein Dienstmädchen steckte den Kopf herein. „Geben Sie mir einen Grog!" befahl er demonstrativ.

— Ich mochte nicht mehr antworten. Ich fühlte plötzlich einen solchen Abstand zwischen diesen Menschen und mir, daß von Diskussion keine Rede sein konnte.

Es war ein trauriges und zu gleicher Zeit behagliches Gefühl. Sie standen plötzlich vor mir als Verkörperungen der Zeit, die wir nun zu überwinden beginnen, während ich mich gewissermaßen mit der Zukunft verschwistert fühlte. —

XXX.

(15. Okt.)

Es geht nicht. Hier in der Stadt gleitet man unwillkürlich in die alten Gewohnheiten zurück. Und wird angeekelt und krank und stumpf.

Ich breche mit allem überquer. Mit einem Ruck heraus aus diesen Gewohnheiten. Es irritiert Einen,

immer zu unterliegen. Die Lastträgergewohnheiten sind nicht für mich.

Es wird einen kleinen Kampf geben. Aber dieser Kampf wird sein Interesse haben. Es wird mich freuen, mir selbst zu beweisen, daß ich noch Willen habe. Ich gehe auf die Sache mit einem gewissen Behagen los. Das giebt jedenfalls eine Abwechselung.

Eigentlich opfere ich nicht viel. Was ich mit Hilfe des Alkohols zu erlangen suchte: Vergessenheit, Sinnesruhe, — das erlange ich nicht mehr; im Gegenteil. Nur mehr Unruhe und mehr Angst. Die schlanken Flaschen mit den rotgoldenen Etiketten begannen in der letzten Zeit für mich ein Gegenstand des Entsetzens zu werden; es war der Tod, der aus ihnen guckte, eine heimtückische, mystische Macht, die mich fangen und umgarnen will. Es gilt da also nichts anderes zu opfern als eine dumme Gewohnheit, etwas, was mich eigentlich bloß langweilt.

In einem Monat wird alles klar sein; ich werde mich in der neuen Manier eingerichtet und meine Freiheit wiedergewonnen haben. Bis dahin also strenge Diät. —

(31. Okt.)

Es geht ausgezeichnet. Das Selbstgefühl ist in Zunahme. Appetit: steigend, Schlaf: normal.

Mein hauptsächlichster Umgang ist Dr. Kvaale, der um seiner selbst willen auch „Diät hält“. Habe den Mann immer mehr und mehr lieb. Aber ganz klar bin ich mir noch nicht über ihn.

— Ich sitze gerade im Grand mit meinem Kaffee ohne „avec“ und schaue mit einem gewissen Mitleid auf die „Germanen“ hin. Elend, stümperhaft —: sich nicht aufrecht erhalten können, ohne sich zu paralysieren. Schwammig und faltig und halb betäubt sitzen sie da und fühlen Ekel und werden erst „Menschen“, wenn sie sich zum trunkenen Zustand emporgehoben. Brr!

Ich fühle diesen Stumpfsinn, diesen schläfrig-dumpfen Druck, der auf ihrem Hirn lastet, bis der Rausch heraufgekommen ist und das Nervensystem im Krampf fungiert. Das graust mich. Ich gehöre nicht mehr zu dieser Kumpanei.

— Noch bin ich nicht ganz obenauf. Ich merke es besonders, wenn ich daheim sitze; die Entbehrung eines Glases zu meiner Cigarrette oder Pfeife stört mich; ich kann nicht arbeiten. Jeden Augenblick gehe ich unwillkürlich zu dem bekannten Schrank hin . . . ich brauche etwas, es fehlt mir etwas; meinem ganzen Wesen fehlt, mangelt etwas . . . es ist so trocken in mir; ein gewisses Brennen in mir, etwas, das gelöscht sein will; es ist fast, wie man im Schlafe dürstet . . . erinnere mich plötzlich — und stehe da, elend und flau zu Mute.

Doch in ein paar Monaten ist die Kur beendigt. Da bin ich ein freier Mann und kann, wenn ich will, wieder einen Liqueur zum Kaffee nehmen.

*

War heute bei Jonathan zum Kaffee. Als der Liqueur hereingebracht wurde, sprach Kvaale: „Sie

werden damit von nun an allein müssen fertig werden. Gram und ich haben uns auf die Tugend geworfen."

Jonathan ließ den Liqueur wieder hinaustragen. „Ich hatte ja nur getrunken, um Ihnen Gesellschaft zu leisten," sagte er.

Redete dann Optimismus in langen Tiraden. „Lebensangst? — will nichts anderes sagen als Hysterie. Verdorbenes Rückenmark." „Von was für einem Abgrund sprechen Sie da? — einem Abgrund, in den Sie nicht mit offenen Augen hinabzuschauen wagen? . . . Sie haben zu viel Dekadenten gelesen, Gram. Es ist kein Abgrund. Dies bescheinigt Georg Jonathan."

„Das große Mysterium ist nicht entsetzlich, es ist schön. Es ist nämlich das Leben selbst, welches in seinem . . . sonnenstarken Glanz uns hindert, tiefer einzudringen. Und so lang kann ein kranker Mensch auf einen leuchtenden Punkt hinstarren, bis er hypnotisch wird und meint, er starre in einen Abgrund."

„Das einzig Häßliche ist der Tod. Lange, barbarische Martern; schließlich Krämpfe; Schaum vor dem Mund, Erbrechen, kalter Schweiß, schlimmer Geruch; dann streckt man sich, gafft idiotisch und bohrt den Hinterkopf in die Kissen. Und dann liegt man da und glotzt. So was ist ja gar nicht für Menschen."

„Kann man sich etwas Hilfloseres and Blöderes vorstellen, als daß man sein ganzes Leben herumgehen und auf dies widerliche Sterben warten soll? — anstatt den Tod in die eigene Hand zu nehmen und sich ihn menschlich und komfortabel einzurichten? — Der Tod braucht nämlich gar nicht häßlich zu sein. Der

Sache nur auf den Leib gehen und sie sich vernünftig arrangieren; dann können wir bald mit mehr Recht als der Apostel sagen: ‚Tod, wo ist dein Stachel?‘ u. s. f.“ —

— Und die beiden modernen Menschen setzten sich hin, die Frage zu erörtern, wie der Tod sollte „eingerichtet“ werden. Nicht dumm übrigens. Aber ich that nicht mit. Mich plagen manchesmal Hallucinationen; Georg Jonathans stilvolles Liqueurservice z. B. —; es spukt vor mir wie die nackte Schöne vor dem hl. Augustin. Und meine Seele ist ein einziges, trockenes, gesprungenes Gefühl von Durst . . .

*

Jonathan will Redacteur werden. „Meine Stellung ist nun so befestigt,“ sagt er, „daß ich mit der vorläufigen Untergrabungsarbeit anfangen kann.“

Ich zuckte die Achseln.

„Etwas muß der Mensch thun,“ sagt er. „Ich kann doch nicht herumgehen wie ein Franzos' und beständig Frauenherzen erobern!“ — Er lag zurückgelehnt in seinem Schaukelstuhl und sah sehr ernst aus.

„Frauenherzen oder Wählerherzen—,“ murmelte ich.

„Well, — jeder nach seinem Geschmack; meine Verrücktheit ist nun die, daß ich ein Heer hinter mir haben muß. Dazu kommt mein Größenwahn; ich kann nicht ruhig schlafen, ehe ich die Welt errettet habe.“

„Wenn Ihre Zeitung Ihre privaten Ideen verkünden soll, so werden Sie wahrhaftig kein Heer hinter sich kriegen.“

„Meine privaten Ideen? Sie reden sich doch nicht ein, daß ich ein Märtyrer sein will?“

„Alle Achtung vor Märtyrern übrigens!“

„Ja, insofern, als die reine Thorheit an und für sich ebenso berechtigt ist wie die anderen; aber die Märtyrer sind mir nicht überlegen genug. Es ist knabenhaft, das, nicht den Mund halten zu können, die Wahrheit bei jedem Anlaß absolut herausplappern zu müssen. Was soll das? Wir wissen nun einmal, daß eine jede Wahrheit nicht früher als hundert Jahre nachher gefaßt wird; also können wir es ruhig nehmen und die Zunge hüten, die Wahrheit in irgend einem genialen posthumen Werk hinterlassen und so dieser Mißglücktheit und Geschmacklosigkeit entgehen, die man Märtyrertum nennt. Ich behaupte nicht, daß ich selbst in aller Heimlichkeit an solch einem Werk arbeite; ich sage nur, ich will das Gute zeit meines Lebens genießen, und ich werde dennoch der Wahrheit und dem Fortschritt ebenso viele Dienste leisten wie so ein paar gewöhnlicher Märtyreresel.“

„C'est possible.“

„Mein Blatt soll natürlich konservativ sein — oder vielleicht liberal — oder was Ähnliches, — was am besten anschlägt. Ich werde mit den leeren Tonnen des Tages klappern, daß die Leute vor lauter Bewunderung umplumpsen. Aber man kann sehr leicht den kindlichen Glauben und die Tugend damit zugleich untergraben.“

„Ungeheuer schlau.“

„Will man mit der Eisenbahn über die Alpen reisen, so muß man Tunnels bohren. Will man Leute

um sich sammeln, so muß man die Ideen von 1789 flaggen, die nun so ziemlich alt genug sind. Zugleich bricht man in aller Stille den Tunnel in die Zukunft durch. Sie verstehen?"

„Ja."

„Wollen Sie mit dabei sein?"

„Ich? — was soll ich da thun?"

„Dr. Kvaale redigiert die Wissenschaft; Ihnen wollen wir die Kunst überlassen."

„So? — Aber ich bin ein Ketzer."

„Haben eine gewisse Schwäche für die Dekadenten? — Thut nichts. Die Hauptsache ist, daß Sie das Zeug mit einer gewissen Intelligenz redigieren können."

„Sie geben mir volle Freiheit?"

„Ja."

„Und Platz genug?"

„Ja; wir wollen diesen Zweig pflegen. Wir wollen eine Musterzeitung haben, eine Patentzeitung, welche die Eingeborenen ein wenig verblüffen kann. Es ist an der Zeit, daß man ein bißchen Kultur emporbringt in dieser Stadt, die in 50 Jahren die Hauptstadt des Nordens sein wird."

Ich schaute ihn an. Er nickte.

„Also . . . ?" fragte er.

„Ich glaube nahezu, ich . . . überlege mir's!"

„Well, Sir". —

*

— — Keine dumme Idee das. Hat man nichts anderes in dieser Welt, wofür leben, so muß man sich eben eine Arbeit schaffen.

— Erziehend wirken, kultivierend; all diese halbrasierten Bären civilisieren; Möglichkeiten für ein reicheres Geistesleben hier in der Stadt zu Wege bringen, wo sonst intelligente Männer darauf angewiesen waren, im Grand Café zu sitzen und Pjolter zu trinken . . .

Die Jugend beginnt ohne Zweifel sich nach etwas Tieferem, Feinerem zu sehnen; will über das politische Geschrei und Bohême- und Sittlichkeitsgerede hinaus zu einer mehr europäischen Kultur gelangen; — wenn man dieser Jugend ein bißchen Hilfe leistete, so hätten wir in ein paar Jahren vielleicht ein ziemlich gebildetes Publikum. Und dann ginge es an, auch hier zu existieren.

— — „Die Jugend ist die Zukunft!“ Was kümmert mich die Zukunft? — Und doch fühlt man eine Art Lust, auf diese Zukunft Einfluß zu üben, — Gott weiß, warum. — —

Eine letzte Illusion. Möge ich sie behalten dürfen. —

XXXI.

„Die Zeit ist alt“ — „die Welt ist alt“; — „die Zeit ist alt“ — „die Welt ist alt“ . . . klingt es von Paris her; es hallt wie Grabgeläute von den Türmen der Notre-Dame-Kirche.

Ja, ja. Keine Illusion, keinen „Glauben“ mehr haben, das ist ja die Definition des Alters.

Was für ein „Glauben“ war es denn eigentlich, den wir nun kürzlich hatten? — Ja, die „Entwicklung“ also ... Da kommt aber der eine oder andere philosophische Klotzmajor und plumpst heraus mit dem, was alle die Eingeweihten in der Stille schon wußten: daß die Fortentwicklung nur noch mehr Leiden herbeiführen kann. Entwicklung ist Differenzierung, Verfeinerung; je verfeinerter wir werden, desto geringer die Fähigkeit, des Lebens Disharmonien zu verdauen; damit zerbarst die Seifenblase. Das Paradies liegt nicht hinter uns, sagen die Positivisten; es liegt auch nicht vor uns, fügt der Dekadent hinzu.

Und das Menschengeschlecht setzt sich an den Wegrand und läßt die Arme sinken. Und sein Blick ist starr und leer wie der eines Geisteskranken. Dunkel vorne und Dunkel rückwärts. Nichtssagend, gleichgültig flackern die Irrlichtflämmchen der Wissenschaft auf endlosen Sümpfen herum.

Jedoch in der Luft brüllen nahende Winterstürme, und fallendes Laub erfüllt das ganze Dasein.

*

Asien, Asien ...

Habe ich denn wirklich so lang herumgehen und glauben können, Asien sei von Europa übersegelt? — Die Wahrheit ist, daß Europa noch eine Reihe von Jahrtausenden warten muß, ehe es Asien einholt ...

Schon lange vorher wußte man hier, was wir erst jetzt sehen; daß es keine Entwicklung giebt, nur

ein beständiges im Ring herumgehen. Alles kehrt wieder und wir selbst kehren wieder; die einzige Weisheit ist der Quietismus. Und die einzige Hoffnung für den Einzelnen ist: durch Entsagung und Lebensverneinung sich aus der Einschränkung des Individualdaseins herauszuarbeiten und selig in das endlose All, das Nirwana, hinzufließen.

Der Buddhismus ist unter den Religionen die tiefste und die höchste. Wie das Christentum zu tief ist für die Neger, so war der Buddhismus bis auf diesen Tag zu hoch für die Europäer. Aber die Allerfortgeschrittensten beginnen eben doch endlich nachzukommen; der Buddhismus dringt in Paris ein.

*

Dr. Kvaale will mir seine Bücher über Hypnotismus, Spiritismus u. s. f. „noch nicht" leihen; so habe ich mir selber ein paar angeschafft.

Das sind wunderliche Sachen. Aber man braucht nur über die indischen Fakire ꝛc. zu lesen, um zu wissen, daß es doch mehr giebt zwischen Himmel und Erde als H_2O, SO_3, H_2SO_4 . . .

*

Genial ist die asiatische Philosophie, die einzige wirkliche Philosophie, die existiert.

Man entdeckte vor ein paar tausend Jahren, was wir noch nicht recht glauben wollen: daß es keine

wirkliche Befriedigung giebt. Alles, was wir Befriedigung nennen, ist Betrug, Betrug, der zu neuer Qual führt; das einzig Wirkliche ist die Begierde. Um Zufriedenheit zu erlangen, müssen wir also die Begierde unterdrücken, schloß der Asiate mit eisiger Logik. Und siehe da, die Fakire und Derwische und alle, welche der Weisheit Höhen erreicht hatten, stiegen auf Steine und Säulen und starben ab für die Welt. Hypnotisierten sich selbst, indem sie beständig in die Betrachtung des Nirwana sich versenkten, und sie entbehrten nicht mehr und ihre Seele bekam Ruh'.

Das Christentum mit seiner Selbstverleugnungslehre ist bloß eine unvollkommene Nachahmung des Buddhismus.

XXXII.

(Delirium.) — — Warum man Mörder bestraft? Komischer Einfall! Dieser selbige Staat, welcher durch Übervölkerung fast gesprengt wird, . . . kommt irgend ein gutmütiger Kerl und hilft ihm ein paar Individuen los werden, so nimmt obgenannter Staat den Kerl und schlägt ihm den Kopf ab. Talentlos.

„Der Konsequenz zu Liebe!" — Schnickschnack. Das Mordtalent ist eine eigene Gabe, eine Gnadengabe; man wird zum Mörder geboren, wie man zum Genie geboren wird; dagegen giebt es nichts.

Gäbe es Menschlichkeit auf Erden, so würde man alle Mordseelen belohnen, ehren und aufmuntern, damit aus ihnen viele würden, und viele geschickte. Sobald

ein Mann einen nur halbwegs repräsentablen Mord ausgeführt, sollte er mit Staatsstipendium nach Paris, London, Italien gesendet werden, um sich in seiner Kunst weiter auszubilden, und hätte er dann fünf Todesfälle befriedigend ausgeführt, sollte er feste Anstellung, Gage, Uniform und einen hübschen Titel bekommen: Königl. norwegischer Todeshelfer, Königl. norwegischer Ober-Sorgenlöscher, Königl. norwegischer Ober-Hof-Avancementsarrangeur . . .

Das thue man ja bei den militärischen? — Ja ja, ganz recht . . . Aber diese sind nur angestellt, um die Schweden auszurotten. Die nationalen Totschläger dagegen, diejenigen, welche ihre Dienste dem Vaterlande weihen, die ihre Landsleute und Compatrioten und Mitchristen zu erlösen trachten, — sie kriegen keine Aufmunterung, sondern müssen ihr kurzgeschnittenes Haar auf einen niedrigen, grob zugehauenen Block legen. —

Und dennoch arbeiten sie in der Regel brav. Treffen eine ganz richtige Auswahl, erwürgen alte Geizhälse, Wucherer, alleinstehende reiche Damen u. dgl., Leute, denen das Sterben wirklich nur gut thut. Aber auf so was nimmt man keine Rücksicht; sie werden ohne weiteres verkürzt, — anstatt daß man sie zu Lieutenants, Hauptleuten, Generalen der wahren Heilsarmee ernennt . . .

Merkwürdig, diese Prüderie gegenüber dem Mord. Als ob diese Wucherer nicht dennoch sterben müßten! Heute, morgen . . . Und selbst ein mittelmäßiger Mörder expediert sie jedenfalls netter und rascher als diese plumpe, ferkelhafte Natur.

He, Jakob Schuhmacher*), noch für einen Stüber Branntwein . . .

*

Ja, ich bin gefallen.

Sie ist zu langweilig, diese Tugend. Man kann doch nicht immer allein herumgehen, und ist man mit anderen beisammen, so erscheint es zu geschmacklos, da zu sitzen wie ein Pharisäer und wie das böse Gewissen der andern. Man nimmt anstandshalber auch ein Glas, aber nur eines; wenn man es getrunken hat, so ist das Prinzip durchbrochen und man kann da schon noch ein halbes nehmen, und dann endet es damit, daß man sich per Kutsche muß heimführen lassen.

Im ganzen genommen: am Willen gebunden sein — das und das darfst Du nicht ꝛc. — ist ja für den intelligenten Menschen unmöglich. Und wozu sich plagen? Das Ganze ist ja so gleichgültig. D. h. — wenn man wirklich an eine Seelenwanderung zu glauben vermöchte . . .

*

Ich bin ein Mann von Bildung. Ich habe mir selbst bewiesen, daß ich mit Gewohn- und Schwachheiten brechen kann; von nun ab will ich mir selbst beweisen, daß ich frei sein kann.

---

*) Eine Holbergsche Komödienfigur.

Es ist ein niedriger, bloß halbmenschlicher Standpunkt, seinen Willen zu binden.

XXXIII.

Schauplatz: Karl-Johann-Straße. Personen: Ein Gelbschnabel, Georg Jonathan, G. Gram.

Gelbschnabel. „Ja, aber N. N. hat nicht mehr die Jugend mit sich."

Georg Jonathan. „Wäre das von solcher Wichtigkeit?"

Gelbschnabel. „Von Wichtigkeit? Die Jugend ist doch die Zukunft!"

Georg Jonathan. „Ja, wenn sie alt wird."

Gelbschnabel (ein wenig verblüfft). „Aber . . . ja aber —; Sie begreifen doch, daß . . .

Georg Jonathan. „Die Jugend kann jeder mit sich ziehen, der zu schreien versteht. Ich sage Ihnen das eine: der Mensch fängt erst bei den Vierzigern an, — wenn er mit dem ärgsten Frauenzimmerschmutz fertig ist und die Welt reinlich anzusehen beginnt."

Gelbschnabel (zornig). „Der Mensch fängt bei zwanzig Jahren an; da kann man lieben und da kann man hassen; da hat man Begeisterung . . . da will man etwas —!

Georg Jonathan. „O Du mein, die Zwanzigjährigen, das sind noch nicht ganz geheilte self-abusers. Ich höre von dieser Seite her auch nicht so viel von

Begeisterung, desto mehr jedoch von Schlaffheit, Müdigkeit, Mangel an Thatkraft, Lebensüberdruß; sie jammern, daß sie nirgends hinein passen, daß sie sich für nichts interessieren; seit ich erwachsen bin, habe ich aus dem Lager der „Jungen" nichts gehört als dies Lied vom Katzenjammer. Nein; die Jugend können wir nicht brauchen. Ihr Metier und ihre Aufgabe ist, sich mit Mädchen schnäbeln und Plärr-Reime und Liebesbücher schreiben."

Gelbschnabel (mit rotgeschwollenem Kamm). „Pardon, ich glaubte, Sie seien ein moderner Mensch. Adieu!" (Macht kehrt, verschwindet.)

Georg Jonathan (pfeift, lächelt). „All right."

Gram. „Irritierender Bursche, das. — Aber das, was Sie von der Jugend sagten, hätten Sie nicht sagen sollen."

Georg Jonathan. „So!"

Gram. „Sie haben mir mein Publikum genommen. Was soll ich nun in Ihrer Zeitung?"

Georg Jonathan. „Sich ein Publikum schaffen. Wohl zu speisen!"

*

„Zukunftsaristokratie" — dies Wort hört man hie und da, und eine solche ist es eben, die ich möchte schaffen helfen. —

Aber wo finde ich den Stoff, aus welchem schaffen?

Eine Aristokratie kann man nicht machen, — wie man eine Demokratie macht; das muß geboren werden.

Jedoch, wo ist die Mutter?

Die alte Aristokratie stirbt aus. Oder giebt sich selber auf, vermischt ihr Blut mit dem Börsenplebs. Ausgelebt, im ganzen genommen. Eine Pflanze, deren Wurzel verdorrt ist.

Die „Geldaristokratie"? — Ja, Herrgott, ja; es giebt eine solche; Reichtum durch mehrere Geschlechter verfeinert. Aber im Grunde ist der Thaler ein Plebejer, gedeiht ebenso in der Tasche des Wucherjuden wie in der Börse des Gentleman und ist als Adelsdiplom ohne Gültigkeit. Jeden Augenblick rückt ein neuer Pöbelgeselle in die Reihen des Geldadels auf, und so wird dieser Adel stets sein gemischtes, d. i. unaristokratisches Gepräge behalten.

Das Militär! — Ach! Der Krieg ist nicht länger That und Traum, sondern angewandte Mathematik, eine unpersönliche Affaire, die von Ingenieuren geleitet wird. Moltke ist der Napoleon unserer Zeit; er wird als pflichtgetreuer Kontorchef und Reichstagsabgeordneter sterben. Es giebt ja nur mehr eine Soldatentugend, nämlich Disziplin —; zu stehen, wo man hingestellt wird, zu gehen, wo man hingeschickt wird; damit erzieht man gute Gehorcher, aber keine Gebieter. Ein Lieutenant unterscheidet sich gar sehr von einem Helden, und der Kapitän, der Major, der Oberst, der General, sie sind Beamte alle mit einander.

Und die Beamten? — sind Diener, Schreibersleute, Unpersönlichkeiten, „Bureaux". „Das Amt giebt sich die Ehre zu melden . . . .;" „das Departement

möchte unterthänigst aufmerksam machen . . .;" jedoch aus Dienern werden Knechte und wieder Knechte.

Die Männer der Wissenschaft? — mit Tintenfingern und Schnupfen und dem winzigkleinlichen Erfinderehrgeiz? — Aus einem Gelehrten wird bestenfalls ein Professor, und sein Sohn wird ein Taugenichts, den er höchstens mit Hilfe der Konnexionen in ein Amt bringt; . . . nichts wert.

Schriftsteller, Künstler u. s. f., — das ist einfach Proletariat. Ein Dichter z. B. war zu allen Zeiten der männliche prostitué. Früher gab er seine Gefühle dem ersten besten zahlenden Burgherrn preis; nun prostituiert er sich für die Öffentlichkeit. Macht Geschäfte mit seinem Herzensleben, fabriziert zärtliche Gefühle, um drei Auflagen zu erleben; streicht das Beste und Aufrichtigste, was er hätte sagen wollen, um einen Verleger zu finden . . . Aus einer solchen Sklavenkaste wird keine Aristokratie.

Die Bauern? — die wären noch die einzigen. Es ist königlich, Grund zu besitzen, sogar über das kleinste Stück des Planeten Selbstherrscher zu sein, und die alten Großbauerngeschlechter sind hier zu Lande die einzigen, welche etwas vom Adel an sich haben. Allein . . . schon der Boden Handelsware. Der Bauer besitzt ihn nicht mehr; er ist ein Konto im Buche des Wucherers geworden. Der Bauer wird mit schwindelnder Schnelligkeit zu einem Proletarier reduziert. Und die Zukunftsmenschen träumen davon, die Erde in „Gemeinbesitz" zu verwandeln, wodurch die Grundlage unter der einzigen Aristokratie, die man sich denken könnte, ganz fortgezogen würde.

Aber „die Jugend"? . . . sind die noch nicht voll entwickelten Lieutenants, Beamten, Künstler und Bauernproletarier . . .

„Die Zukunft" ist eine gräßliche Vorstellung. Fabriken und wohlsituierte Arbeiter. Die Welt erfüllt von aufgeklärten, wohlgenährten Kleinbürgerseelen, die essen, trinken und sich wissenschaftlich fortpflanzen. — Ich will nicht mitthun. Ich mag einfach nicht.

XXXIV.

Fin de siècle, fin de siècle. Fin de la culture européenne.

Schwarzfäustige Proletarier stürzen die Vendômesäule, verbrennen Nôtre-Dame, brechen im Louvre ein und verwandeln mit flinkem Hammer die Venus von Milo in Pochgestein. Die St. Madeleine wird in ein Arbeiterball-Lokal verwandelt, die Tuilerien in eine öffentliche Suppenküche. Der Triumphbogen wird niedergerissen und von einem zeitgemäßen, großartigen universellen „cabinet d'aisance" ersetzt, auf dem in großen Buchstaben die Worte prangen: Liberté, Egalité, Fraternité, entrée 5 centimes.

Doch an allen Straßenecken arbeitet die Guillotine wie ein Stampfwerk. Denn alle müssen sterben, deren Hände weiß und deren Nasen zu fein sind für den Duft von Petroleum, Fusel und den Schweiß des Volkes. —

— — Ich lasse mich guillotinieren.

*

Die Astronomen erzählen uns, daß unsere Erde und ihr ganzes Gefolge von Planeten und Trabanten mit einer Geschwindigkeit von Millionen Meilen in der Sekunde durch den Himmelsraum fällt, — ein oder dem andern Sterne im Zeichen des Herkules entgegen.

Eines schönen Tages stürzt unsere Erde auf diesen Stern und verdampft wie ein Tropfen auf einem heißen Ofen.

Warum war sie? — Wenn der liebe Gott eines Morgens in der nächsten Ewigkeit seine Sternhorden zählt, wird er nicht einmal bemerken, daß der Planet Tellus verschwunden ist. — —

*

Ach, wie lange, Herr —!

Wann werde ich die ewige Unruhe verwinden, diese nagende Unzufriedenheit, Unbefriedigtheit, diese Trockenheit und diesen Durst in all meinem Wesen . . . Ich bin wie ein Tier in einer Wüste, in der sich kein Wasser findet, wie ein gefangener Löwe, der hinter den Stangen seines Käfigs herumläuft und die Freiheit sucht. Alles was unruhig und verlangend und spähend und sehnsuchtsvoll und friedlos ist, hat seine Qual in mir gesammelt, liegt mir in der Brust wie verzehrendes Weh.

Wenn ich ausgehe, so hoffe ich den Frieden zu finden in Gestalt eines jungen, vollbusigen Weibes,

das die weißen Arme mir um den Hals legt und mir Worte des unendlichen Verstehens, der Liebe zuflüstert. Wenn ich heimkomme, so hoffe ich, sie sitze da drin und erwarte mich, still und schön, mit ziehender Wehmut in den dunklen Augen.

Ich setze mich in den bequemsten Stuhl, kann aber nicht ruhen, lege mich auf den weichsten Divan und finde dennoch keinen Frieden. Immer spähe ich, spähe, spähe; alle Nerven gespannt, die Sinne angestrengt bis zur Hallucination —: höre ich sie nicht, die bekannten Schritte? kommt sie nicht, die selige Offenbarung? —

— — Aber das einzige, was kommt, ist ein Zahlungsauftrag.

XXXV.

Fängt es nun an?

Ich sehe nicht gerade Fliegen. Aber diese wunderlichen, lahmen, albernen Einfälle, die mich plagen, . . melden sich mit einer so gewiß idiotischen, lautlachenden Aufdringlichkeit als geistreiche Ideeen . . . und das schlimmste ist, daß es mir oft scheinen kann, sie seien gut — —

— „Olsen hat kein Schicksal; man muß zum mindesten Ohlzén heißen, und selbst da würde es nur ein Zehn-Öre-Schicksal . . .“ Kann so etwas in einem Gehirn entstehen, das normal fungiert?

— — Ich muß auf mich achtgeben. Und nicht zu viel Absinth — — —

*

Der Buddhismus ist nichts für mich. Ich stecke bis über die Ohren im Barbarentum. Das von der Entsagung ist für mich zu negativ; mein Wesen dürstet nach Befriedigung, nach Glück und Liebe; der Barbar vermag nicht zu resignieren; beständig glaubt er, das Leben könne nicht so kalt sein; es müsse irgendwo ein väterlicher Gott oder eine zärtliche Göttin sitzen — —

*

Schauplatz: Mein Zimmer. Personen: Dr. Kvaale, G. Gram. — Dämmerung.

Gram (tritt mit Dr. Kvaale ein). „Das ist hübsch von Ihnen; nun nehmen wir uns eine Cigarre und schwätzen vernünftig mit einander; es ist lange her, seit wir es thaten."

Dr. Kvaale (wirft sich in den Schaukelstuhl. Erschöpft). „Ich finde ja niemals Zeit. Auch jetzt habe ich (schaut auf die Uhr) . . . nur 40 Minuten übrig. Dann muß ich wieder zu meinem Selbstmörder hinab."

Gram (bringt Cigarren). „Selbstmörder? — So? Das klingt interessant. (Zündet die Cigarre an.) — Mißlungen also?"

Dr. Kvaale (Achselzucken). „Selbstverständlich. Verdammte Klodriane; können nie was ordentlich machen." (Zündet Cigarre an.)

Gram (setzt sich). „Und Sie haben also wirklich das Herz, solch einen Gesellen zu „retten"?

Dr. Kvaale (Achselzucken). „Pflicht, zum Henker."

Gram. „Eine sehr unmoralische Pflicht."

Dr. Kvaale. „Tjah."

Gram. „Ist er jung?"

Dr. Kvaale. „Grünschnabel, natürlich .... Glaubte sich verpflichtet dazu, weil er die Geschichte da kriegte, ... kannte aber keine Anatomie; setzte die Kugel in eine Stelle hinein, wo sie nichts Ordentliches ausrichten konnte."

Gram. „Revolver also! Geschmacklose Waffe. Knall und Aufsehen. Nicht wahr, Sie ziehen auch das Opium vor?"

Dr. Kvaale. „Ja wohl."

Gram. „Beim Baden ertrinken ist übrigens auch nicht dumm. Man riskiert nur, gerettet zu werden."

Dr. Kvaale. „Ja. Die Leute sind so barmherzig ... wenn es nicht notwendig." — Pause.

Gram (mit gespielter Überlegenheit). „Was würden Sie z. B. thun, wenn ein guter Freund Sie eines Tages besuchte und bäte Sie um ... ein genügendes Quantum Morphin?"

Dr. Kvaale. „Nun, er könnte ja über Schmerzen da oder dort klagen."

Gram. „Nervöse Schmerzen . . . die ihn am Schlafen hinderten, z. B. . . .“

Dr. Kvaale. „Ja. Denn für allgemeine Schlaflosigkeit gebrauchen wir nun andere Mittel.“

Gram (mit gekünsteltem Lachen). „Sie winden und drehen sich ja sogar, mir Choral zu geben.“

Dr. Kvaale. „Chloral ist ein rechter Sudel. Sind Sie immer noch von Schlaflosigkeit gequält?“

Gram. „Manches mal . . . wenn diese nervösen Schmerzen kommen. In Armen und Beinen, wissen Sie . . . und im Kopf . . . ich liege und wälze und werfe mich im Fieber; keine Rede von Ruhe.“

Dr. Kvaale (mit hurtigem, forschendem Blick). „Hm.“

Gram (affektiert heiter). „Seien Sie ganz ruhig, Doktor. Ich bin ein altmodischer Kerl; ich gedenke auf die vorgeschriebene Art an Lungenentzündung zu sterben.“

Dr. Kvaale. „Die Wahrheit zu sagen, ist das auch — wahrscheinlicherweise — die bequemste.“

Gram. „Es ist auf jeden Fall die korrekte. Und bei Tod und Ehe und all dem soll man korrekt sein.“

Dr. Kvaale. „Hja. — Und dann vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. — Es liegt die Vermutung vor, daß die Natur diese Arbeit denn doch am besten ausführt.“

Gram. „So?“

Dr. Kvaale. „Sie . . . besorgt gewisse Vorarbeiten, nämlich, untergräbt bis zu einem gewissen Grad die Widerstandskraft, macht den Körper gleichsam

. . . mehr gestimmt zu sterben, besser aufgelegt, so daß mors dann verhältnismäßig eine leichte Arbeit zu machen hat. Dagegen solch ein gewaltsames Mittel, das ohne Vorbereitung von außen eingeführt wird, . . . das hat mit einem unvorbereiteten, widerstandskräftigen Körper zu thun und muß daher brutal vorgehen, Gewalt anwenden, mit Starrkrampf und Satansmacht erwürgen und zerbrechen, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach mors eine ziemlich unbehagliche Geschichte wird."

Gram (gezwungen gleichgültig). „Na, wenn die Dosis groß genug ist . . ."

Dr. Kvaale. „Ja ja!"

Gram. „Es ist also . . . gut, über dergleichen hinweg zu sein . . . Ich habe ja meine Perioden gehabt, ich auch. Aber — teils besitze ich wirklich nicht Energie genug und teils habe ich . . . diesen Unwillen gegen Skandal, gedenke daher auf unzweifelhaft christliche Weise zu sterben, und es freut mich zu hören, daß dies präsumptiv auch die bequemste ist."

(Pause. Dr. Kvaale schaut auf seine Uhr.)

Gram (hurtig). „Aber wie gesagt, wenn die Schlaflosigkeit zu arg würde. — Im ganzen genommen müßte ein intelligenter Mensch eigentlich immer eine Flasche Morphin in seinem Medizinschrank haben; es giebt das eine gewisse Zuversicht und Selbstgefühl, zu wissen, daß man gegen alles gerüstet ist . . . Wenn ich bei Nacht da liege und gepeinigt werde; man hat ja nicht Lust, deshalb zum Doktor zu gehen; um diese Zeit; aber es können Schmerzen sein, die es machen,

daß einem hübsch ekel wird, bis zum hellen Tag zu warten . . . Es kann einem ja ganz einfach der Zahn weh thun, so liegt man schon da — —"

Dr. Kvaale. „Ja, das kenne ich. Man tötet sich übrigens nicht so leicht, wenn man das Mittel bei der Hand hat; man weiß nämlich, daß man das ja immer noch thun kann; man kann doch noch eine Stunde warten, — und so wartet man. Und mittlerweile geht der Anfall vorbei."

Gram. „Ja . . . da komme ich also an einem der nächsten Tage vielleicht —?"

Dr. Kvaale. „Gut. Sie sind ja ein Mann von Bildung. Sie wissen, wie man mit einer Morphinflasche umzugehen hat. (Steht auf, wie um zu gehen, setzt sich aber wieder.) Sie können es übrigens gleich haben." (Nimmt sein Taschenbuch heraus und schreibt ein Rezept.)

Gram. „Danke, Doktor."

Dr. Kvaale. „Bitte sehr! (Erhebt sich, zieht die Handschuhe an.) Und sollte der Teufel Sie einmal versuchen, so denken Sie an das, was ich Ihnen sagte. — Und nun muß ich zu meinem Klodrian."

Gram (hat das Rezept aufgehoben). „Ist das . . . genug?"

Dr. Kvaale (nimmt Hut und Stock). „Genug für ein Pferd. — Guten Abend."

Gram (ergreift seine Hand und drückt sie stumm).

*

Hier sitze ich mit der heiligen kleinen Flasche in der Hand.

Nun bloß den wahnsinnigen Moment abwarten . .

XXXVI.

Das heilige Sakrament des Altars. Was ist denn an diesem Ausdruck, das mich bezaubert? — Gottes Blut in dem güldenen Kelche funkelt vor meinen Augen wie Rubinregen in einer Sonnenwoge.

Das tiefe, heiße Purpurblut, dieser sprudelnde Brunnen der ewigen Lebensfülle! Ich wollte meine Seele in dieser dunklen Tiefe baden, und emporsteigen, rein und frisch und jung wie die Göttin aus dem leuchtenden Meeresschaum.

— Ich gehe zu Löchen. Ich beichte ihm und erhalte die große Absolution. Und genieße . . . das heilige Sakrament des Altars.

*

(Sonntag Abend.)

Ein schrecklicher Winter. Jeden Moment gleite ich in die Brandungen zurück, die mich einsaugen und verschlucken wollen.

„Wille.“ Was ist des Menschen Wille! Pastor Löchen sagt heute in seiner Studentenpredigt, daß der Mensch, wenn er kein „lebendiges“ Centrum habe, in sich bekämpfende Triebe und Lüste zerfließe und wie

ein Schiff ohne Ruder auf den Wogen der Welt dahintreibe; diese Erklärung ist vielleicht die richtigste.

Auch eine Idee kann das Willenscentrum einer Seele sein, aber nicht des ganzen Willens, — behauptete er — sondern nur eines mehr oder minder großen Teiles von ihr. Darum kann solch ein „idealer" Mensch, von einer einzelnen Seite gesehen, groß und bewundernswert sein, während er in Bezug auf die anderen Seiten dahin liegt wie ein Wrack, eine wehrlose Beute von Wind und Wellen. Nur etwas Persönliches kann einer Menschenseele „centrales Centrum" sein. —

— Ja, ja; etwas Persönliches; ein Weib oder ein Gott! Alle Abstrakta sind tot. Sogar die tiefe Philosophie des Buddhismus reicht nicht aus, — wenn der Wille gebrochen ist. Für einen Lahmen oder Gichtbrüchigen ist es gleichviel, ob man ihm die Theorie des Gehens erklärt; was er braucht, das ist, daß jemand ihm mit Kraft und Macht befehle: „Steh' auf, nimm Dein Bett und wandle!"

Ich liege da und flötze auf meinen Brandungen wie ein ekelhafter Mollusk ohne Mittelpunkt. Das Schreckliche ist, daß ich Hilfe nicht annehmen könnte, auch wenn man sie böte. Wenn Gott sich mir in all seinem Glanz offenbarte, so würde ich niederfallen und die Besinnung verlieren; aber nachher würde ich zu mir selber sagen: — „eine Hallucination; Du mußt zum Doktor gehen." Und träte Christus vor und beföhle mir, gesund zu sein, so sagte ich: „Wahrlich, er ist kein Prophet; er ist einer der geschickteren Hypnotiseure!" —

*

Mein Wachen ist ein halber Schlaf; mein Schlaf ist ein halber Krampf.

Ich erwache des Morgens wie gelähmt, wund und zerschlagen in allen Gliedern, und das Gehirn liegt zusammengesunken und außer stand, recht wach zu werden. So muß ein Epileptiker sich nach einem Anfall empfinden, denk' ich mir. Und ich taumele bebend zum Schranke hin . . .

Mich trifft eines Tages der Nervenschlag; ich weiß es. Getraue mich nicht länger allein zu gehen; es kann ja jeden Augenblick kommen. Ängstlich und scheu wandere ich herum und bilde mir ein, ich höre Stimmen . . . . mache hie und da eine Wagenfahrt, kehre aber wieder um; der Mensch, welcher dort kommt, könnte ein Mörder sein; und wenn der Weg zu einsam wird, so beginne ich den Kutscher zu fürchten; er könnte ja plötzlich toll werden — —

— Der Winkel im Grand ist doch das sicherste.

*

„Sie studieren sich selber zu viel," sagt Kvaale; „man sollte sich davor hüten. Man wird sich so allzu interessant und zu ekel, und der Wille schwindet ein und die Selbstsucht schwillt an, so daß man schließlich dem Irrenhaus eine leichte Beute wird. Suchen Sie lieber etwas anderes, um sich zu interessieren, etwas Äußerliches; es giebt ja doch genug Dinge, über die man sich ärgern kann!"

„Ja, aber sintemalen nichts anderes existiert, das mich angeht, als dies einzige, unglückselige, jämmerliche Ich-selbst . . ."

Er zuckte die Achseln. „Wir werden Sie gelegentlich wieder in die Berge schicken.“ — —

„Reisen Sie mit!“ bat ich. „Sie sehen aus, als brauchten Sie selbst eine Fjeldtour.“

Er schüttelte den Kopf mit müdem Lächeln. Dann wurde er ernst und sprach: „Für mich wird wohl eine längere Tour notwendig sein.“

Er macht jetzt einen so geknickten, gebrochenen Eindruck. Vielleicht ist auch er gefallen?

*

Ab und zu stehle ich mich in die katholische Kirche hinein; zur Vesper, wenn die Lichter angezündet werden, verberge mich in einer dunklen Ecke und sitze und verschwimme in Orgelklang und Chorgesang, bis ich weine.

Das Geburtsfest in der Christnacht war mir eine Erlösungsstunde. Ich wurde aufs neue ein Kind; ich glaubte.

Verflucht sei die Kritik, die des Glaubens Rückenmark in uns aufgezehrt hat, und die Wissenschaft, die mit frechen Experimentatorfingern alles befleckt und beschmutzt, was uns heilig und unantastbar sein sollte. Lang vermochte Mephisto nichts gegen Gottes Volk. Da verkleidete er sich als Wissenschaft und erhielt Zutritt ins Allerheiligste. Und siehe da, — plötzlich war er erloschen, der kleine, friedliche, heilige Lichtschimmer aus Bethlehem.

*

Warum bin ich so unglückselig beschaffen? Warum muß ich dies Leck in meinem Hirn haben, diese Ritze

in der Wand, die freie Aussicht giebt; — warum kann ich nicht „glauben“?

Wahrheit oder nicht Wahrheit, — eine Gleichgültigkeit zum Sterben! Es ist eine Mauer weg in meiner Seele; des Daseins ganze Winterkälte dringt herein und ich sehe die Wölfe, die draußen in der Nacht mit Bellen und Heulen und geiferndem Maul herumschleichen. Ich sitze und hacke mit den Zähnen vor Angst und Frost und bete zu Göttern, Teufeln und zum ewigen Blau um eine warme Hand, die ich drücken, um ein warmes Auge, in das ich schauen, mich versenken kann, bis die Grauen der Nacht vergangen sind. —

— — O ewige Weisheit in einem Kindermund! Adam war im Paradies; aber selbst das Paradies wurde ihm schrecklich, weil er allein war. Und siehe: das Weib stand da, warm und weiß, mit tiefen, dunklen Augen, die verzeihen konnten . . .

*

Selten treffe ich jetzt Jonathan. Er ist kalt und eigensinnig und seicht — ohne Ahnung von des Lebens Tiefen.

Begegnen wir uns, so giebt es Disput. Er hat eine fast halbgebildete Verachtung für alles, was er nicht begreift. Und trotz seinem „Stolz“ verschmäht er keineswegs, sich mit Kniffen zu helfen, — Winkelzügen, Verdrehungen, leerem Hohn, kühnen Behauptungen . . .

„Der Spiritismus ist nicht bloß zum Lachen,“ meinte ich; „noch tappt er in Unwissenheit und Kindereien herum und ist von Humbug umsponnen; er sucht aber jedenfalls, und zuguterletzt ist dies doch das einzige, was vonnöten.“

Er zuckte die Achseln und sah mich an. „Mit weniger ginge es nicht?“ sagte er.

„Was meinen Sie?“

„Ich habe in der jüngsten Zeit auch daran gedacht, mir eine fin-de-siècle-Maske anzulegen,“ spottete er; „aber ich muß gestehen, wenn man Ehrerbietung vor dem englischredenden Cicero verlangt, so — —“

— — Dieser absolute Mangel an Verständnis!

XXXVII.

(20. März.)

Der Postbote brachte mir einen Brief mit schwarzem Rand; mir schien, ich kenne die Schrift. Von plötzlicher Angst gestochen, riß ich ihn auf; er war „Dr. Kvaale“ unterzeichnet.

— — Noch bebe ich. Dies Entsetzen ist nicht zu überwinden.

„Lieber Gram!

„Ich kann nicht länger. Wenn dieser Brief „fertig ist, so leere ich mein letztes Glas. Ich „schreibe Ihnen meinen Abschiedsgruß.

„Ich habe in Ihnen einen Leidensbruder erkannt. Vielleicht folgen Sie mir in Bälde nach. „In diesem Fall meinen Glückwunsch.

„Es ist nur der Beschluß, der schwer fällt. „Wenn er gefaßt ist, wird man sicher und frei. „Dies ist vielleicht die einzige Stunde des Glücks, „die ich jemals erlebt.

„Meine Rechenschaft ist abgeschlossen; alles ist „in Ordnung gebracht. In einer halben Stunde „pochen die Sorgen und Plagen der Welt vergebens an meine Thür. Johannes Kvaale ist „entwichen.

„Ich vermute, es giebt keine Unsterblichkeit. „Doch wenn ich weiter lebe und Ihnen etwas mitzuteilen habe, so werde ich mich mit Ihnen in „Rapport setzen. Fürchten Sie nichts; ich werde „Sie nicht erschrecken. Ich werde die Zeit abpassen, „wo Sie nicht nervös oder schwach sind, einmal, „wo Sie es vertragen können. Vielleicht treffen „Sie eines Tages einen Mann, an dessen Namen „Sie sich nicht erinnern, den Sie aber meinen „einst gekannt zu haben; wenn dieser Mann sich „mit Ihnen in ein Gespräch einläßt und Ihnen „Dinge sagt, die noch kein Auge gesehen und kein „Ohr gehört hat und die in keines Menschen Herzen „entstanden sind, so bin das ich. Und da gönnen „Sie mir einen Erkennungsblick und ein freundliches Wort, das ich mit mir nehmen kann in „mein ziemlich einsames Jenseits.

„— Leben Sie wohl, Gram! Skaal! Will-
„kommen, wenn Sie folgen.

„Ihr aufrichtig ergebener

Joh. Kvaale.

„P. S. Nur Sie und ein Arzt, auf dessen
„Diskretion ich bauen darf, kennen den Zusammen-
„hang."

— — — — — — — — — — — — — — —

*

Ich wohne jetzt bei Nacht im Hotel; da giebt es Menschen und Verkehr vom Abend bis zum Morgen, und im Notfall kann ich den Diener schellen. Sonderbar wahnwitzige Angst, erweichtes Gehirn — —

Kennte ich einen Hypnotiseur, so ginge ich hin und ließe mir die Grillen wegsuggeriren . . .

*

Unmöglich?

Weshalb?

Gesetzt, die alte Weisheit hätte recht . . . die, welche über die ganze Erde geherrscht hat, bis zu dieser Stunde, und welche die Spiritisten wieder aufzunehmen versuchen . . . und warum sollte diese nicht ebenso recht haben, wie die Meinung einiger naseweiser Materialisten vom letzten Jahrhundert, Leute, die auf Leben und Tod den Geist aus dem Dasein verweisen wollen, nachdem sie ihn nicht unters Mikroskop zu bekommen vermögen? Angenommen, die Seele sei das Ursprüngliche,

das Ewige, so daß der Leib nichts anderes ist denn eine Kleidung, welche die Seele anlegt und abwirft, wie sie will . . . Warum sollte gerade der Körper das Wesentliche sein, dieser kranke elende Leib, der, wie wir wissen, nicht Selbstbestand hat, dies Konglomerat von Zellen, das von irgend einem — formenden Prinzip zusammengehalten wird und gleich in Fäulnis auseinander fällt, sobald dies Prinzip zu wirken aufhört? — Eine lächerliche Idee, eine echte Professoren- und Laboratorium-Idee —: da wir das Produkt sehen können, so existiert das Produkt; aber da wir das produzierende Prinzip nicht sehen können, so giebt es kein produzierendes Prinzip, obwohl das Produkt ohne das produzierende Prinzip absolut nicht existieren kann!

Ich habe im tiefsten Grunde an das nie geglaubt. Im tiefsten Grunde habe ich den „Tod" mir immer als einen Übergang gedacht, mir gedacht, ich würde weiter leben, mit den treibenden Wolken und den sausenden Winden herumschweben, von Erdball zu Erdball ziehen und neue Gesichte schauen und neue Wahrheiten . . . Die Seele besitzt die unmittelbare Gewißheit, daß sie nicht sterben wird.

*

Energie und Bewußtsein, diese höchsten und geschlossensten Daseinsformen, der Schöpfung Zinnen, Erklärung und raison d'être der Schöpfung, — sie sollten aufhören, verschwinden in alles und nichts zerfließen, wenn selbst das nichtigste Staubatom nicht

kann vernichtet werden? — Ein höherer Blödsinn ist das.

Oder mein armer Doktor, dieser starke Mann in einem elenden Körper, eine reiche, tiefe, feine Seele, die, in unansehnlicher Hülle verborgen, kaum erst zu leben anfing . . .

Was sagte Fanny? — und bei ihr war es Intuition! — „Es muß ein zweiter Teil des Romanes kommen!“ — Ich glaube mehr an diesen kindlichen Ausbruch unmittelbaren Gefühls als an fünfhundert Professoren, die verleugnen, was sie nicht riechen können. —

— — Lieber, unglücklicher Freund, halte Dein Wort. Du weißt, noch bin ich nervös und schwach; folge mir nicht . . .

*

Es zog mich ein unwiderstehliches Grauen an; ich mußte ihn sehen. Er war schrecklich.

Absolut nicht wieder zu erkennen. Das Antlitz düster, schwarz, eingefallen, mit offenen, starrenden Gelée-Augen, gaffendem Mund, gebrochener Nase, ein idiotisches Angstlächeln um die messerdünnen, blauschwarzen Lippen erstarrt. Große gelbe Zähne gleißten tierisch aus dem verzerrten Schreckbild heraus. Der Anblick lähmte mich. Mir wurde fast übel; die Leiche begann vor meinen Augen zu schwimmen, zu schwanken, zu nicken . . . ich riß mich los und taumelte hinaus, verfolgt von einem seltsamen, intimen Grauen, das mich umfangen hielt, mir in den Nacken blies, mir

in die Ohren flüsterte, mich mit Leichengeruch und Beklemmung umgab, mich förmlich erstickte . . .

Kurze Zeit darauf befand ich mich, Gott weiß wie, in Pastor Löchens Salon. Bekam einen Nervenanfall und brachte das Haus in Aufruhr. Der Hausarzt wurde geholt, ein junger, ernster, energischer Mann; er setzte sich an mein Bett und redete mit mir; ich wurde ruhig und schlief ein.

*   *   *

Er verfolgt mich. Beständig, wenn ich allein bin, habe ich ihn in meiner Nähe, hinter mir, wie ein Nervenzentrum in der Luft; ich fühle ihn, wie man Augen empfindet, die unverwandt einem in den Nacken starren.

Pastor Löchen sagte, ich sollte beten. Das hilft manches Mal, besonders am Abend, wenn ich mich ins Bett gelegt habe; doch bei Tage, wenn es hell ist, da kann ich nicht; es ist doch Komödie . . .

XXXVIII.

Ich habe ihn zum Grab geleitet.

Er ist offiziell an Herzschlag gestorben. Das Begräbnis war sehr schön. Erstaunlich großes Leichengefolge; der scheue, einsame Mann hat in der Stille mehr Freunde gehabt als er wußte. Ein älterer Arzt und Georg Jonathan fungierten als Marschalle.

Löchen redete. Er hatte zum Text das Wort des Predigers: „Alles ist Eitelkeit. Eitelkeit und Rauch.“ Viele treffende Dinge sagte er über des Lebens Schmerz.

„Das Buch des Predigers ist in die Bibel aufgenommen, weil es auf inspirierte Art uns die Notwendigkeit der Erlösung beweist, indem es uns die Welt darstellt, wie sie vom Gesichtspunkt des Gottlosen aussieht. Die Welt ohne Hoffnung, ohne tiefere Erklärung, sie ist nichts, nichts — als Eitelkeit und Rauch. Alles, womit der Mensch sein Dasein auszufüllen versuchte, Arbeit, große Ideen, allgemeine Humanität, — ohne die tiefere Erklärung wird das alles bedeutungslos und leer, — Eitelkeit und Rauch. Dies alttestamentarische Buch ist wie für die Jetztzeit geschrieben, ist für den hochgebildeten Gegenwartsmenschen die wahre Einleitung zum Christentum, indem es der Verzweiflung, dem Pessimismus Ausdruck giebt, zu welchen ein entwickelteres Wesen kommen muß, wenn es probiert, ohne Gott zu leben. Dieser Mann, den wir heute zur Erde geleiten, war ein ehrlicher Sucher, und er verbarg denen nicht, welche ihn kannten, daß sein Suchen und Denken ihn weg vom Glauben und dem Gott des Glaubens geführt. Er war ein tüchtiger und energischer Arbeiter in seinem Beruf und sein Herz war erfüllt von Menschenliebe; sein Gedanke beschäftigte sich stets mit Problemen und Plänen zur Besserung der Verhältnisse des Menschen, und wir dürfen sagen, er war ein ebenso edler wie hoch entwickelter Mensch. Und doch war das Ende und die Summe seiner

Erkenntnis, daß alles Eitelkeit, — Eitelkeit und Rauch —. In dieser Erkenntnis wurde er uns plötzlich entrückt.

„Aber indem er diese Erkenntnis gewonnen, stand er an des Christentums, an der Erlösung Schwelle. Und wir wollen hoffen, daß Gott der Barmherzige doch im letzten Augenblick ihm die Gnade vergönnt hat, einzutreten. Denn es wissen alle, die ihn gekannt haben, daß sein Suchen ehrlich war. Und derjenige, in dessen Mund kein Trug war, er hat es gelobt und gesagt, — wer sucht, der wird finden.“

Es kam ein gewisser Frieden über mich. Die entsetzliche Unruhe, die mich geplagt, seit ich die Todesbotschaft empfing, verzog sich.

Wer kennt den letzten Seufzer des Sterbenden! Wer weiß, was sich vor ihm kann aufgethan haben, als die Schatten des Todes schon auf sein Herz zu sinken begannen! Und wer weiß, was eigentlich hinter jener dunklen Pforte wohnt . . .

*

Dr. Thisted, Löchens neuer Hausarzt, ist ein interessanter Mann. Sehr verschieden von unseren gewöhnlichen Ärzten.

Er ist viel gereist und hat eine Menge Ideen, die er „hier zu Hause verschweigen muß“; er glaubt z. B. an den Hypnotismus.

„Es ist nichts Mystisches in dieser Lehre,“ sagt er; „aber sie wird dennoch Revolution machen, und das nicht bloß in Medizin und Rechtspflege. Sie enthält

nämlich die für alle sogenannte „moderne Wissenschaft" gefährliche Weisheit, daß die Seele die Hauptsache ist und daß es nicht mehr das einzig Wissenschaftliche ist, im Kadaver herumzuroden."

„Spiritismus? — Ich verhalte mich abwartend. Kann er seinen Satz beweisen, so ist er wahr. Nichts Idiotischeres als dies im voraus Leugnen alles Unbekannten, das der „Wissenschaft" unserer Gegenwart so eigentümlich ist; — im ganzen genommen: wenn Sie wissen wollen, was Dogmatismus und dogmatische Beschränktheit ist, so gehen Sie nicht zur Theologie, sondern zur Medizin."

*

(Sonntag Vormittag.)

— — Ja; er ist da. Er ist im Zimmer; in der Ecke; fünf oder sechs Fuß hinter meinem Stuhl. Er sieht mich an mit den seltsamen, weltfernen Augen.

Hat er mir etwas mitzutheilen? Diese Spannung wird mir gefährlich . . .

— — Lieber, unglücklicher Freund, wenn es Dir möglich ist; wenn nicht geistige oder natürliche Gesetze Dir im Wege stehen, so offenbare Dich mir, jetzt, zu dieser Stunde, da ich Dich erwarte und vorbereitet bin, und offenbare mir die Wahrheit, ohne die ich nicht mehr leben kann. Antworte mir durch Zeichen. Wenn es zweimal klopft, so heißt es ja; klopft es dreimal, ist es nein.

Leben wir nach dem Tode?

— — Zehn bebende Minuten der Spannung. Grabesstille.

Vielleicht kann er schreiben. Ich nehme den Bleistift — — —

— — — Eine halbe Stunde lang Versuche. Unnütz. Meine Hand bewegt sich freilich, — ganz automatisch; sie wird zum Teil sogar mit einer gewissen Kraft vorwärts gezogen. Aber es entstehen nur sinnlose Striche und Krähenfüße.

Ist es hier zu hell?

— — Ich verfinsterte das Zimmer, indem ich Teppiche vor die Fenster hängte. Dann experimentierte ich über eine Stunde lang. Kein Resultat.

Ich bin kein Medium; selbst wenn er hier ist, kann er sich durch mich nicht mitteilen. Mein zweifelsüchtiges, störrisches Wesen leistet unbewußt Widerstand.

Ein anderes Medium also. —

Aber . . . sobald dies andere Medium dazwischen kommt, haben wir sofort die Möglichkeit eines Betrugs, — bewußten Betrugs oder Selbstbetrugs. Verzweifelt.

— Merkwürdig matt bin ich geworden. Hinaus. ein wenig spazieren gehen.

*

Am Mittagstisch bei Löchen wurde von . . . Frau Ryen gesprochen.

Dr. Thisted ist auch bei ihr draußen Hausarzt und kennt sie gut. Pastor Löchen kennt sie gleichfalls — von religiösen Vereinen her. Sie ist eine fromme Christin geworden.

„Ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der psychiatrischen Methode,“ sagte der Doktor. „Sie war ziemlich angegriffen, litt an hysterischem Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, beständiger Unruhe; hatte schon nach der Morphinspritze gegriffen; das Nervensystem war überhaupt ziemlich krank. Nun fühlt sie sich wirklich wohl.“

„Wie ist das gekommen?“ fragte ich.

„Ich bewog sie einfach, in die Kirche zu gehen.“

„Ah so!“

„Die eigentliche Ursache der vielen Nervenleiden unserer Zeit ist eben die, daß unsere Weltanschauung in Unordnung geraten ist. Ein Mensch verliert . . . sagen wir, Gott; damit hat das Seelenleben sein Centrum verloren; das Seelenleben ist ohne Regulator, wenn ich mich so ausdrücken darf, und beginnt in krampfartig wilder Flucht davon zu jagen, ohne Maß und Ziel. Und mitten in der Fahrt, da springt die Feder. Frau Ryen fühlte sich überdies in ihrer Ehe minder zufrieden, was die Situation noch schlimmer machte. Sie befaßte sich mit tausend Dingen, nur um ihre Zeit auszufüllen, ihre Gedanken zu betäuben, — das ist ja der gewöhnliche Weg, — und nun war sie eben schon beim Morphin angelangt. Aber es kam ganz sachte alles aufs neue in Ordnung, als sie nach und nach . . . eine mehr harmonische Lebensauffassung wieder fand; dadurch beruhigte sich ihr Seelenleben und hiermit ihr Nervensystem.“

„Sie sind . . . . ein Christ, Doktor?“ fragte ich etwas unsicher.

„Dogmatischer Christ wohl nicht. Allein ich bin unbedingt religiös und huldige in wesentlichen Stücken auch dem Christentum. Unser geehrter Wirt, der Herr Pastor, glaubt nicht, daß ich in die Hölle komme," — fügte er lächelnd bei.

„Ach, diese Dogmen!" seufzte der Pastor, „die durch ein unglückseliges Mißverständnis schon so manche religiöse Seele verhindert haben den Weg zu finden. Jedoch nun werden wir sehen," setzte er heiter hinzu, „daß jenes Christentum, das wir Priester aus der Welt hinaus dogmatisiert haben, von den Herren Ärzten wieder hinein mediziniert wird!"

„Pardon," sagte der Doktor höflich, „es sind die Herren Priester, welche der Medizin wieder auf die Beine helfen!"

Das Gespräch glitt auf andere Felder hinüber; ich saß und schwieg und dachte an Fanny. — —

Vielleicht ist sie nun wieder schön . . .

*

„Aber welche Hilfe liegt darin, an Gott zu glauben, wenn seine Existenz sich nicht nachweisen läßt?" —

Dr. Thisted antwortete: „Es ist umgekehrt. Man kann an einem Gott nicht zweifeln, dessen Nicht-Existenz sich nicht nachweisen läßt. Was meinen Sie mit diesem altmodisch klingenden Ausdruck „nachweisen" übrigens? Wollen Sie ihn unter das Mikroskop haben?"

„Das würde ja auch nichts beweisen."

„Nein; das ist eben der alte Fehler. Das Mikroskop ist brauchbar bei der Untersuchung von Bakterien;

will man aber z. B. die Sonne untersuchen oder die Milchstraße, so verwendet man andere Instrumente."

— — „Aufrichtig gestanden, Doktor, je mehr ich nachdenke, desto mehr finde ich, daß mich eigentlich gar nichts hindert, Ihre ... modernere Lebensanschauung zu acceptieren. Aber das hilft mir nichts. Der positivistische Skeptizismus hat meine Seele zerfressen wie eine Säure, bis selbst die Fähigkeit zu glauben verloren gegangen. Ich glaube faktisch nur an das, was ich unter dem Mikroskop gehabt. Das Organ selbst ist gelähmt."

„Läßt sich keine andere Erklärung denken?"

„Zum Beispiel?"

„Ich erinnere mich an die Zeit, da ich begann, mich für den Hypnotismus zu interessieren. Ich studierte ihn insgeheim und verspottete ihn öffentlich; schließlich glaubte ich eigentlich, fuhr aber dennoch fort zu spotten. Weshalb?"

„Nun — weshalb?"

„Es ging mir zuguterletzt auf; aber drei Monate lang suchte ich es mir abzuleugnen ... Mein ganzer Unglaube kam daher, daß ich einen sehr gescheiten und begabten Freund besaß, den ich fürchtete; seinen Spott fürchtete ich — und den Spott der anderen Kameraden; — das klingt nicht hübsch; aber so jämmerlich sind gar oft die Rücksichten, die uns von dem fern halten, was wir im Grunde selbst erkennen."

„Na, das ... muß ich sagen ..."

„So brach ich denn quer ab und sagte mir selbst: ‚ich kümmere mich keinen Pfifferling um all die Bursche!

Ich lasse mir nicht länger vorschreiben, was ich annehmen soll und was nicht!' — und so viel Selbständigkeit war doch in mir, daß ich mich wirklich frei machte."

Ich hörte nicht mehr, was er sprach. Ich ging und dachte an Georg Jonathan. Sollte es wirklich das sein?!

XXXIX.

(April 89.)

Ich gehe jeden Sonntag in die Kirche und höre Löchen, und gehe stets beruhigt heim.

Diese stille Tiefe, diese heilige Einfalt, diese wohlthuende Klarheit in den Fragen, die im Grunde allein uns zukommen . . . warum habe ich nicht vorher den Mut gehabt, diese Zelte aufzusuchen!

Hier ist nichts von Lärm und Rummel der „Wissenschaft", dem Brimborium, durch welches das abgründige „Wir wissen nicht" soll in Vergessenheit gebracht werden. Still, klar, labend rein fließt er hin, dieser Glaubenselv, der so seicht ist, daß ein Lamm darin waten kann, und so tief, daß ein Elefant ihn durchschwimmt. —

— — Sie sitzt gleichfalls da. Bleich, mager, mit der Spur vielfachen Leidens, mit einem ätherischen Glanz in den tiefen Augen. Ich habe wieder das Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit, das ich nicht

gekannt, seit wir beide, sie und ich, mit einander die dunklen Wege wanderten. —

*

Ich muß trachten, diese Vorstellung von „ihm, der mir rückwärts folgt“, zu überwinden; sie kann für mich zu stark werden. Hie und da überwältigt sie mich mit einer Angst, die mich hilflos macht.

Heute, da ich den Ulevoldsweg hinan schlenderte, ging ein bleicher, schwarzgekleideter Mann an mir vorbei; über seinem ganzen Wesen lag etwas Düsteres, Finsteres, eine Grabesstimmung; sein unregelmäßiges Gesicht mit den kleinen, etwas scheuen Augen weckte meine Aufmerksamkeit; er selbst fixierte mich mit einem sonderbaren Blick . . . es kam mir plötzlich vor, ich müsse ihn gekannt haben, entsann mich aber seines Namens nicht . . . im nächsten Moment durchfuhr es mich wie ein Blitz —: „das ist er! er!“ — Und von einer Angst überfallen, die meinen Leib zu Eis erstarren und mich fast lahm machte, suchte ich Rettung in der Flucht. — —

*

Wer ist unglücklich? — Derjenige, welcher ein dunkles Geheimnis zu tragen bekommen.

Solch ein Geheimnis ist wie der Teufel in einem Käfig —: es will hinaus, es will hinaus! Ich ertappe mich dabei, wie ich herumgehe und laut zu mir selber

sage: „Dr. Kvaale hat Gift genommen; Dr. Kvaale hat Gift genommen!“ . . . fahre erschreckt zusammen und sehe mich um: es konnte jemand in der Nähe gewesen sein und es gehört haben.

— Keine Pjolter mehr — und keinen Absinth. Sich zu denken, daß ich in einem Augenblick der Vergessenheit mit einer Andeutung ausplapperte, was mir so lose auf der Zunge sitzt! — — —

*

„Wahnsinn oder Christus . . .“

Ich bin müde. Die Angstgefühle überwältigen mich. Ich kann bei Nacht nicht schlafen, aus Furcht, daß er sich zeigen werde; ich liege und lasse die Lampe brennen und lese in der Bibel.

Jesus ist der gute Hirte. In seinen Armen braucht man nicht mehr den Satan zu fürchten, und dessen Sendboten auch nicht . . .

Das alte, gottlose Dasein, welches die Welt zu einem dämmerungsgrauen Schneeschlund voller Gespenster macht . . . es ist Zeit, es ist Zeit, daß ich mich rette. Neue, lichtere Tage gehen auf. Wieder läuten die Osterglocken über die Erde hin; wieder tönet der Morgengesang . . .

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden . . .

*

Einen Hund streicheln; ein Kind über das ganze Antlitz lächeln machen; eine alte Frau für eine Weile leichter atmen lassen, indem man ihr eine Krone schenkt; einem jungen Mann auch nur zu einer Stunde Lebens verhelfen, indem man ihn für etwas begeistert; im ganzen: viel oder wenig beitragen, um des Daseins armen Freudenvorrat zu vermehren . . . wird das am Tage des Gerichtes nicht mehr wiegen als zwanzig Bände Lebensüberdruß? — sagt Dr. Thisted.

Ich beginne einen Beruf zu sehen. — Wir werden uns treffen, sie und ich, auf bessere Art, als wir einstens dachten. —

*

Eigentümlich wohlthuend wirkt Dr. Thisted auf mich.

Es ist nicht das, was er sagt, noch weniger sind es die Hausmittel, die er mir zur Stärkung meines Nervensystems giebt; er selbst ist es, was wirkt. Seine eigene klare, starke Persönlichkeit.

Das wird zum Schluß die einzig wahre Heilwissenschaft —: nicht Heilmittel, sondern Heilende. Seele wirkt auf Seele, und dann wirkt die Seele auf den Körper zurück.

Er bringt mich dazu, an ihn zu glauben. Damit giebt er mir den Stab in die Hand, mittels dessen ich lahmer Mann plötzlich aufstehe und gehe; — nun begreife ich, daß Jesus von Nazareth konnte Wunder thun.

Jeder Arzt, der nicht imstande, Wunder zu thun, ist ein Quacksalber. Jeder Arzt, der nicht zugleich ein Seelsorger, ist ein Quacksalber.

Er jätet in meinem Innersten auf, entfernt Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, bricht Hindernisse um, fegt Grillen weg, bannt die Angst fort; bemächtigt sich jeder gesunden Faser in meiner Seele und pflegt und hegt sie, stellt mein Selbstvertrauen her, den Glauben an meinen Willen, meinen Lebensmut, giebt mir Mut zum Mut, — Gott weiß, wie.

Er setzt für mich Werte ein; was zerstreut und hingeschleudert und zwecklos vor meinen Augen lag, macht er zusammenhängend, seelenvoll. Er reconstruiert das Dasein für mich, indem er ihm ein Centrum giebt.

*

Ich vermag nicht zu glauben wie Löchen oder sie. Jedoch es erfüllt mein Innerstes mit Frieden und wundersamer Stille bei der Vorstellung vom „guten Hirten".

Der gute Hirt, der sein Leben für die Schafe aufs Spiel setzt, . . . wie so seltsam gut und treuherzig klingt das, und so zuverlässig sicher. —

Niemals ahnte ich in meinen unruhigen Träumen die stille Größe von Christi Gestalt; niemals empfand ich in der Welt und ihrem lärmenden Glanz etwas, das an Reinheit, Hoheit, Adel auch nur versuchsweise gegen denjenigen aufkommt, der sich in seiner demütigen Armut verbarg.

Er hat gelobt, mir Frieden zu geben und er giebt ihn mir. Ich weiß nicht recht, wie es mit seiner

Göttlichkeit steht; doch mein Held ist er von nun an. Meine alten Zweifel ꝛc. sind Schuljungenweisheit aus der obersten Gymnasialklasse; die Schuljungen sind natürlich zu gescheit für Gott. Ich bin von nun an wirklich ein „stolzer Mann“, welcher pfeipft auf die Meinung der „ganzen Welt“, alias die Meinung der „Wissenschaft“, und der Frieden sucht, dort wo Frieden zu finden ist. —

Löchen hatte recht. Die Welt ist eine Disharmonie. Und eine Disharmonie hat ihre Weisheit — nicht in sich, sondern außer sich, in ihrer Auflösung. Die Auflösung aber heißt: Ewigkeit. —

*

„Haben Sie bemerkt,“ sagte Löchen heute, „daß fast alle großen Freidenkerapostel und Freidenkerführer Juden sind?“

Und er entwickelte, wie das sogenannte Freidenkertum, dieser kalte, flache Negativismus, nichts anderes ist als eine Fortsetzung des großen Charfreitagverbrechens. „Es ist der ewige Jude, der umgeht bis an der Tage Ende und den siegenden Galiläer mit seinem unauslöschlichen Haß verfolgt. Er hat nichts zu geben, nichts zu bieten; er kann uns umreißen, wegstehlen und rauben; er hat bloß seinen Haß, unfruchtbar, wie die Liebe lebenzeugend.“ —

Und er sagte noch ein Ding, das wahr ist —; „alle großen Geister sind religiös.“ — ma?! —

*

— — So viel schmerzlicher Kampf um „Frieden“ und „Licht“ . . . und da steht das Licht mitten unter uns. Und es braucht nichts mehr als dies bißchen Mut, das man haben muß, um sich selber sagen zu können —: „ich sehe das Licht und was ich sehe, das will ich erkennen.“ —

Wie Pastor Löchen heute sprach —: ich bin schon lange herum gewandert und habe an Christus geglaubt. Es bedurfte nur des einen: es vor mir selbst zu gestehen. Von nun an gehöre ich dem neuen Jahrhundert, dem Jahrhundert der Phantasie, des Glaubens, des Gemütes. Ich gehe in die Kirche und höre der verschwundenen großen Zeiten Gesang mit anderm Gemüte als zuvor; denn ich kann mitsingen; es ist mein Gesang, — wie es der meiner Väter ist.

Doch am wohlsten fühle ich mich in der katholischen Kirche, wo die echten, alten Kirchengesänge tönen und wo das ewige Licht brennt vor dem blumengeschmückten Altarfuß der Madonna.

— — Du Reine, Du Heilige, die dennoch Verständnis hat, Du Gebenedeite unter den Frauen, jungfräuliche Mutter, — Dich will ich anbeten zur Seite Deines herrlichen Sohnes; denn nur die Religion ist eine wahre Religion, welche auch für das Weib einen Altar hat, — für die heilige Jungfrau und die heilige Mutter, — für die dreimal heilige jungfräuliche Mutter.

*

„Er“ verfolgt mich nicht mehr. Als ob mein neuer Arzt ihn weghypnotisiert hätte, — so ist er verschwunden.

Den „schwarzgekleideten Mann“ sah ich heute wieder, — bei Pastor Löchen. Es war das ein sehr wirklicher und sehr intelligenter Mann; er heißt Pastor Holck und ich will öfter mit ihm reden. Er wollte in eine Versammlung, die Frau Ryen und einige andere Damen für den „Verein zur Speisung armer Schulkinder“ abhielten; — ich ließ mich in den Verein gleich einzeichnen.

*

— — Ein harter Gang bleibt mir noch zu thun. Ich werde mich erst dann gänzlich als ein Kind der neuen Zeit fühlen, wenn ich definitiv mit der alten gebrochen habe.

Ich gehe noch einmal zu Georg Jonathan.

XL.

Nicht ohne eine gewisse Bewegtheit setze ich mich heute in Georg Jonathans Privatkontor in der Universitätsstraße auf meinen alten Stuhl.

Jonathan war wie immer. Und wie ich so dasaß und ihn sah und hörte, wurde es mir fast unfaßbar, wie ich diese Freundschaft so lang hatte können aufrecht erhalten.

Dieses aufgeblasene, eingebildete, rechthaberische Wesen, . . . großer Gott, worauf haben wir Menschenkinder uns denn etwas zugute zu thun?

Und dann diese besondere Laffenhaftigkeit, nur zur Hälfte selbstironisch ... Er will sogar für den (unechten) Sohn eines englischen Lords gelten ... Alles soll darum englisch sein. Lange, rötliche Whiskers, stark pomadisiertes Haar mit Abteilung vorn und rückwärts; weiße, fette, auffallend wohlgepflegte Hände; die ewige graue Anglertracht mit dem Konkurshut! der steife Nacken und die gekünstelt-gleichgültige, monocle-gekrönte Miene ... eigentlich ist sein ganzes Wesen mir zuwider, von außen und von innen.

Er weihte Dr. Kvaale ein paar freundliche, gemachte kühle Worte; dann kam seine Frau mit dem Kaffee. Ich tauschte die gewöhnlichen Redensarten mit ihr aus; dann fragte er mich, wie es „derzeit mit der Alkohol-Enthaltung stehe“? — Ich dankte; „ich habe eigentlich für diese Art von Genüssen jeden Geschmack verloren, kann aber immerhin ein Gläschen Liqueur nehmen.“

Im nächsten Moment saß er schon mitten im „Staat der Zukunft“. Er hatte wohl längere Zeit hindurch nicht hinreichende Gelegenheit, „Georg Jonathan reden zu hören,“ kann ich mir denken.

„Sie haben z. B. keine Vorstellung,“ sagte er, „wie eine zukünftige Abendgesellschaft aussehen will.“ Und er erzählte, wie die Gäste, nachdem sie eine fürstliche Mahlzeit — „à 50 Öre per Couvert, Weine mitberechnet,“ — zu sich genommen, beim Kaffee ein „Programm für die Genüsse des Abends“ in die Hand bekommen würden, das, in die Sprache der Jetztzeit übersetzt, etwa also ausschaute:

Theâtre français: Der Geizige.

Grand Opéra: Don Juan.

Opéra comique: Der Barbier von Sevilla.

Theâtre d' Eden: Grand Ballet.

Cirkus Renz: Festvorstellung.

St. Peterskirche: Große Abendmesse mit Prozession.

House of Commons: Abendsitzung; große Rede von Gladstone.

Philharmonie: Bülow-Konzert.

u. s. f., u. s. f.

„Dann kommt der liebenswürdige Wirt und fragt jeden insbesondere: „Haben Sie Ihre Wahl getroffen? welches Stück wollen Sie sehen? welche Oper wollen Sie hören?" — Worauf jeder sich an seinem Telephon und seinem Schirmbrett einrichtet. — Sie verstehen an dem Brett, welches die photographischen Augenblicksbilder des betreffenden Stückes aufnimmt, so daß man nicht bloß hört, was gesagt wird, sondern auch sieht, was vorgeht, jede Bewegung, jedes Mienenspiel . . . In den Zwischenakten spaziert man herum und tauscht seine Eindrücke aus. Der eine jubelt über die spanische Tänzerin im Edentheater, während der andere über Gladstones Speech in Begeisterung erstirbt . . . Das wird eine Unterhaltung!"

Ich lächelte. „Sie glauben immer noch, das Glück sei durch äußere Mittel zu erreichen?" fragte ich.

„Das Glück? Was sollen wir mit dem Glück?" sagte er. „Das Glück, das ist ja die Langeweile; das Glück, das ist schlafen oder tot sein. Ich kann mir nichts Verzweifelteres denken als glücklich sein. Ich gehe davon aus, daß die Menschen allzeit unzufrieden sein werden, daß sie beständig Gründe finden, weiter

vor zu streben. Nein; das Leben soll nur menschlich werden, menschenwürdig. Die kleinen, prosaischen, zu Grunde richtenden Alltagssorgen müssen weg, — damit die großen Sorgen Platz bekommen, — Romeos und Juliens Schmerz, Hamlets und Fausts Verzweiflung . . ."

„Und diese Verzweifelten, — was wollen Sie für sie thun?"

„Für sie habe ich mein Todesfest."

Ich stand auf; der Moment war da.

„All diese maskierte Verzweiflung ist mir sehr gleichgültig," sagte ich. „Für tiefere, feinere Naturen sind all diese Phantasien nur langweilig."

Er erhob sich gleichfalls. Stellte sich Antlitz zu Antlitz mir gegenüber und starrte mich mit Augen an, in welchen ich etwas Satanisches schimmern sah.

„Das habe ich geahnt," sprach er. „Sie wollen also bei meiner Zeitung nicht mit thun?"

„Nein."

„Sie gehen zum Priester?"

„Ich habe mich emanzipiert," versetzte ich. „Ich gebe die alten Gemeinplätze auf. Ich suche Befriedigung für meine Seele — dort, wo sie zu finden ist."

„Also doch," murmelte er.

„Leben Sie wohl," sagte ich und wollte gehen. Er stand mir im Weg.

„Ich hielt Sie für einen Mann," fuhr er fort, fest entschlossen, seine Galle zu ergießen, — „für einen derjenigen, die sich beugen, aber nicht brechen. Sie sind also doch zu schwach gewesen; Sie hatten die gefährliche Knickung im Rückgrat. Fin de siècle;

agonie de la bourgeoisie . . . Es thut mir leid, Gram. Aber es muß wohl so sein. Die Müden gehen zum Priester. Leben Sie wohl."

„Ich habe mich gebeugt," antwortete ich, „weil ich nicht brechen wollte. Gehen Sie hin und thun desgleichen. Adieu!"

Ich ging. Hinter mir hörte ich Georg Jonathan lachen.

Es klang wie Lachen aus der Hölle.

Druck der Freyhoffschen Druckerei in Nauen.